THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/deutschland01reic

830.5
D489
V.1
.81

DEUTSCHLAND

Band 1

1971
KRAUS REPRINT
Nendeln

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1971
Printed in Germany

Deutschland.

Fiat justitia, pereat mundus!

Es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesamt darüber zu Grunde gehen!

Kant. Zum ewigen Frieden.

Erster Band.

Berlin 1796.

bei Johann Friedrich Unger.

Deutſchland.

Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir ſchwör' ich Treu auf immer!
Vergebens lockt die Welt, und dränt,
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sey noch ſo ſchlimm Gefahr und Noth,
Verachtung ſelbſt, und ſchnöder Tod:
Unredlich ſeyn, iſt ſchlimmer.

Voß.

Deutſchland hat viele Zeitſchriften, vielleicht mehr als für den guten Geſchmack an ächt belehrender Lektüre zu wünſchen ſeyn möchte; aber es hat keine, die ſich ſo recht eigentlich mit Deutſchland beſchäftigten, und auf wahren Gemeinſinn, der uns guten Deutſchen mehr als alles andere fehlt, abzweckten.

Hierzu ſoll dieſe neue Zeitſchrift ganz beſtimmt ſeyn. Deutſche Länder und Städte, Deutſche Menſchen aller Art, Deutſche Verfaſſung und Regierungen, Deutſche Kultur und Sitten, Deutſche Litteratur und Künſte —: dies ſind die Gegenſtände, mit welchen dieſe Zeitſchrift ſich ganz ausſchließlich beſchäftigen wird.

Frei und wahr, aber ſtets anſtändig, und wo es nicht Bosheit, nur Schwäche und Irrthum,

III. Chronik großer Städte. Die wichtigsten Ereignisse in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Frankfurt am Mayn Augspurg, Regensburg, und andern großen Städten.

IV. Kleine Reisen durch Deutsche Länder.

V. Das Deutsche Theater. In Wien, München, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Frankfurt am Mayn, u. s. w.

VI. Deutsche Litteratur. Die wichtigsten und neuesten Werke, zum Theil selbst vor ihrer öffentlichen Erscheinung angezeigt, mit kurzen Auszügen.

VII. Deutsche Kunst. Poesie, Musik, Malerey und Kupferstecherkunst, Bildhauerey und Baukunst, Gärtnerey, u. s. w. Auch die mechanischen Künste und nützlichen Gewerbe sollen nicht aus der Acht gelassen werden.

VIII. Notiz von Deutschen Journalen. Der monatliche Inhalt der wichtigsten Journale kurz angezeigt und gewürdigt.

IX. Offener Briefwechsel. Publicität-liebender und bedürftiger Männer. Mit und ohne Namen, wie es Jeder bei der Einsendung an die Verlagshandlung verlangt. Daß darin der Ton beobachtet werde, welchen wir

uns selbst als Gesetz vorgeschrieben haben, ist die einzige Bedingung die wir den Einsendern machen wollen.

X. Fliegende Blätter. Auszüge von kleinen Druckschriften, besonders solchen die zur Verfolgungsgeschichte verdienter Männer gehören. Sind sie sehr wichtig und gut geschrieben, auch nicht durch den Buchhandel allgemein bekannt geworden; so sollen sie ganz geliefert werden.

XI. Gedichte und prosaische Aufsätze, zur angenehmen Lektüre. Immer mit Rücksicht auf Deutsche Sitten.

XII. Lieder mit Musik, und Bildnisse solcher merkwürdigen Deutschen Männer, von denen man noch kein gutes Bild hat. Abwechselnd.

Die Herausgeber.

Von diesem Journal wird künftig, in der Mitte jedes Monats, ein Stück von 7 bis 8 Bogen erscheinen; der Jahrgang kostet Fünf Thaler Preuß. Courant. Das hiesige königliche Hofpostamt hat die Hauptversendung übernommen, daß folglich ein jeder, der an Orten wohnt wo keine Buchhandlung ist, sich an das nächstgelegene Postamt deshalb wenden kann, und dies Journal regelmäßig erhalten wird.

Die Intereſſenten dieſer Monatſchrift machen ſich auf ein ganzes Jahr verbindlich, und zahlen Zwey und einen halben Thaler beim Empfang des erſten Stücks, und die andere Hälfte bei der Erſcheinung des ſiebenten Heftes. Einzelne Stücke werden nicht verkauft; nur können die Intereſſenten des Journals, wenn ihnen Hefte ſollten verloren gegangen ſeyn, das Stück zu 12 gr. erhalten.

Der Verleger.

I.

Zum neuen Jahr.

Freiheit für alle! Für Alle — welche in vollem Ernste wahre Freiheit wollen. Mit drei wohlverstandnen, ehrlich beherzigten Worten sollt Ihrs haben.

Ihr nicht, die ihr euch noch beschränkt glaubt, wenn ein weises Gesetz neben euch besteht, das euch und andere gegen leichtsinnigen oder boshaften Mißbrauch der Gewalt sichern soll; die ihr an dem weisegefundenen, auf ewigem Rechte begründeten Gesetze so lange meistert, bis ihr aus dem Codex der allgemeinen Sicherheit ein System der Despotie erzwungen habt; ihr seid geborne Sclaven, zur Blindheit und Verstocktheit verdammt. Ihr begreift nicht, daß dies feste und weise Gesetz nicht Euch allein, sondern auch die tausend Hände beschränkt, in welche ihr die Ausübung jener Gewalt geben müsset. Ihr begreift nicht, daß auf jenem Gesetz' eben so sehr Eure eigne Sicherheit beruht, als die Sicherheit aller Uebrigen; mehr noch! —

Auch Ihr nicht, die Ihr alle Gewalt gerne vernichtetet, nicht um das Gesetz an dessen Stelle

zu erheben, ſondern um nur ungehindert Euren zügelloſen, zerſtörenden Leidenſchaften freien Spielraum zu verſchaffen, unbekümmert ob rechts oder links alles zu Grunde gehe und ihr ſelbſt am Ende taumelnd in den Abgrund ſtürztet; auch Ihr ſeid blinde Sclaven — Und ob der Maulwurf auf dem ſonnigen Gipfel oder am ſumpfigen Fuße des Berges hervorgräbt, er bleibt derſelbe beſchränkte Maulwurf. —

Doch wär' es möglich die Menſchheit ermannte ſich noch in Euch, Ihr hörtet nach Freundesrath, der nah genug Eurem Ohr' erſchölle, ſich Eurer Sinne bis zur Beherzigung des guten Worts bemächtigte! — O daß Ihr hörtet! Denn Ihr ſteht mehr dem Guten im Wege als jene dort oben. Wer mag den Einſturz-drohenden Thurm wegräumen, wenn er weiß, es bewohnen ihn Tauſende giftigen Ungeziefers, die ſich in die umliegenden Wohnungen verbreiten würden? wer mag das thun, eh' er nicht die Brut vertilgt oder doch ſichre Mittel zu ihrer Bezähmung in Händen hat? Lieber beſteh' ich doch noch die mögliche, zu berechnende Gefahr, von dem Knopfe des fallenden Thurmes — der ſich auch wohl noch mit Klugheit abtragen ließe — mein Dach zerſchlagen, als mein ganzes Haus von jenem giftigen Geſchmeiß umringt, angefüllt und vergiftet zu ſehen. —

Aber ihr guten Menschen alle, Ihr, die ihr wahre Freiheit ernstlich wollet, höret meine drei Worte, faßt sie wohl, beherzigt sie ganz! Hier sind sie:

Geht recht ehrlich mit Eurem Verstande und Herzen von vorn an zu Rathe!

Lernet Eure Irrthümer und Vorurtheile ganz kennen und verachten!

Legt Eure übeln und eiteln Gewohnheiten ab!

Das wär' alles? Ja wohl alles! Uebt ihr dieses ganz und treu aus, so habt ihr alles gethan was der Mensch vermag; und alles was dem Menschen frommen und ihn wahrhaft beglücken kann, wird und muß euch zu Theil werden. Die ganze Natur steht euch dann offen und ihr der ganzen Natur. Es horcht die Welt alsdann auf Euer Geheiß, was sie euch seyn soll, und ihr gebt ihr ungehindert die Gestalt, die eure wahre Glückseligkeit sichert. Ihr fühlt dann in euch die Würdigkeit frei und glücklich zu seyn, und seid es schon in diesem Gefühl; könnt' es dann auch äußerlich auf jede euch beliebige Art werden, wollt' es dann nur auf die Weise sein, die mit der Sicherheit Aller bestehen kann; und so nur könnt' ihr wahrhaft frei sein und bleiben.

Aber versteht mich recht! Es liegt gar viel in dem Worte: geht ehrlich mit eurem Verstande, und eurem Herzen von vorn an zu Rathe.

Nur in Stunden ruhiger Eingezogenheit, wenn das Gemüth, weggewandt von allem eitlen Weltgeräusch, in sich kehrt und in voller Sinnenruhe mit festem heiterm Blick über sich selbst schwebet, so jede Bewegung treu beachtet, ihr sorgfältig nachspürt woher und wohin, und jeden Anklang vergangener Zeiten auffaßt und erwäget — nur in solchen seligen Stunden vermag der gute, sich selbst getreue Mensch mit sich ehrlich zu Rathe zu gehen. Wie weniger Menschen Leben gedeiht aber zu solcher Ruhe! Millionen vergeuden ihr ganzes Leben, ohne nur je zu dem Gedanken daran zu kommen! Wie wenige unter den Tausenden, denen sich der Gedanke wohl einmal aufdringt, haben den reinen guten Willen recht ehrlich dabei zu Werke zu gehen! Und die, welchen auch dieser Wille nicht fehlt, von wie viel eiteln kleinen Dingen sind sie so eben umringt! — »Das ist ein schlimmer Umstand,« antwortete der naive, ehrliche Moritz, als einst bei einer Unterredung über diesen wichtigen Punkt in frühern Jahren seines ungestümen Treibens ein treuer Freund ihm sagte: »Du möchtest wohl, du schiebst es aber stets auf übermorgen, weil du morgen erst noch eine Thorheit auszuführen hast.« — «Das ist ein schlimmer Umstand,« erwiederte treuherzig der ehrliche Mann. Wie wenige gelangen nur bis zu dieser Ehrlichkeit!

Ist es dem guten Menschen aber einmal gelungen dies eitle Hin- und Her-Schwanken zu enden, die tausendfach kreiselnden Wellen auf der Oberfläche fest zu halten, und blickt er nun mit ruhigem, sichern Blick in die Tiefe seines Herzens durchdrungen von dem süßen Ahnungschauer einer neuen, bessern Existenz, dann ruft er gewiß: ich will! Und mit jedem Rückblick in die Tiefe, mit jedem Ueberblick über die verworrene Lebensfläche wird sein Wille sicherer und fester. Gelangt er aber erst zu diesem reinen guten Willen, dann geht er muthig mit sich zu Werke und kämpft willig gegen alle die tausend Hindernisse, die jedes Lebensverhältniß, fast jeder Moment den er mit andern, verlebt seinem edlen Geschäft' in den Weg stellt. Erschreckt ihn anfangs auch das unabsehlich verworrene Gewebe von Neigungen und Lüsten, er kehrt doch wieder in sich zurück und wird bald gewahr, daß jene Neigungen alle auf Liebe und Anhänglichkeit an geliebte Wesen hintreiben, und daß wenn er nur erst die eines liebenden Gemüths würdigen Gegenstände deutlich erkannt hat, sein Herz sich gerne nur an sie hängen wird.

Aber wie nun mit dem Verstande zu einer von Grunde aus treuen Untersuchung und Erforschung des wahren Werthes der Dinge um mich her, und des innern Zustandes meines Gemüths

gelangen? daß keine Jugendeindrücke, keine Lehren, die dem blinden Glauben aufgebürdet wurden, keine Autoritäten keine unordentliche Neigungen mein Urtheil irre führen?

O es ist ein großes Wort: von vorn mit sich selbst zu Rathe zu gehen! Und doch kann selbst der fähigste gutmüthigste Mensch nur auf diesem Wege wirklich aufs Reine kommen, wirklich sicher werden, daß er nicht bald unter dieser, bald unter jener Gestalt ein Sclave der Meinung Anderer und ein Spiel der boshaften Klugheit herschsüchtiger Geister werde.

Jeder Begriff der mir wurde, komm' er aus dem Munde meiner Amme oder meiner Lehrer, meiner Gespielen oder meiner Beherscher, jedes Wort womit ich diesen Begriff bis jetzt bezeichnete, muß vor dem innern Richter erscheinen; ich muß gewiß werden, was ich davon weiß und wissen kann, was für einen Einfluß es auf mein Leben hat und auf meine Vervollkommnung haben kann.

Jeder Neigung, die mich bisher trieb, muß ich auf den Grund kommen. Was setzte sie in Bewegung? Was trieb mich sie zu nähren? sie zu verfolgen? Kann sie mit ihren guten Geschwistern und mit den rechtmäßigen Anforderungen meiner gleichbegabten Brüder bestehen?

Jeder Gegenstand, auf den meine Neigungen

fielen, muß treu unterſucht und gewürdigt werden. Und bald wird ſichs ergeben, daß ich von Kindesbeinen an ein Sclave unzähliger Neigungen war, die blinde Nachahmungsſucht in mir erzeugten, und die zur Bequemlichkeit und Sicherheit meiner trägen und herſchſüchtigen Erzieher und Führer in mir genährt wurden; bald wird ſichs zeigen, daß die meiſten Gegenſtände, nach denen ich mit erhitzter durch Anſteckung erzeugter Begierde jagte, der Mühe gar nicht lohnten, mir ſelbſt äußerſt wenig Genuß gewährten; es wird ſich zeigen, daß ſelbſt der Genuß, den das Gefühl meiner wirkenden Kräfte mir gewähren könnte, meiſtentheils verloren ging, weil meine Neigungen auf Gegenſtände fielen, die entweder nicht zu erreichen waren, und ſo nur ein Gefühl der Ohnmacht, des drückenden Widerſtandes mir ließen, oder deren Beſitz und Genuß meine Kräfte ſelbſt untergruben. Bald wird ſichs zeigen, daß die meiſten meiner Neigungen aus verwerflicher Quelle floſſen, daß daß regelloſe Spiel der Neigungen anderer um mich her ſie in Bewegung ſetzte und daß ſie am Ende auf allgemeine Zerſtöhrung hinauslaufen. Ja es wird ſich bald zeigen, daß ich leichter zu erlangende Genüſſe, die mich wirklich hätten beglücken können, die auch unſchuldigerer und mittheilenderer Natur waren, vernachläßigte, und

daß ich mich immer weiter von ihnen entferne, je eifriger ich in dem allgemeinen Wettlaufe dem Ziele zutreibe, das Thorheit oder Eigennutz den verblendeten Wettrennern auf der verkehrten Seite der Bahn gesteckt hat.

Wollt ihr aber die zahllosen Irrthümer und Vorurtheile, die regellosen Neigungen, die ihr bei solcher ehrlichen Nachforschung in eurem Innern festgenistet und häuslich eingewohnt finden werdet, ganz erkennen und von ganzen Herzen verachten lernen, so müßt ihr jeder heuchlerischen Entschuldigung, jeder gleisnerischen Beschönigung rein entsagen.

Wehe dem, der in der Scheinheiligkeit einen Deckmantel für seine innre Häslichkeit, in dem Glauben an die allgemeine Schlechtheit und Verkehrtheit der menschlichen Natur seine Rechtfertigung zu finden glaubt! Besser wär' es ihm, er wäre den gemeinen Weg des Fleisches fortgegangen.

Was half es dem armen Genfer, daß er die unedelsten Erze aus seinem Innern zu Tage förderte, um seine Polierkunst daran zu üben? hat er sie zu edlen Metallen umgewandelt? Welchen unbefangenen Mann, den die muthwilligen Leiden des Unglücklichen nicht mehr täuschen, bei dem nicht eigne Schwachheit oder Schlechtheit wohnet, die gern eine geheiligte Freistäte im Schutze des eitlen

Heiligen fände, können seine Scheingründe, seine Redekünste noch einen Augenblick bestechen? Und was half dem Verblendeten die Herabwürdigung des ganzen Menschengeschlechts? Welcher Mensch, der sich nur des reinen guten Willens bewußt ist, blickt nicht unwillig von dem Schänder der menschlichen Natnr hinweg, wenn er ihm aus seiner Versunkenheit zuruft: wer ist besser als ich? An die Nachwelt that der Verblendete die Frage, und mit gleicher Verblendung übte sie im finstern tappend Gerechtigkeit, und stellte ihn neben Marat ins Heiligthum der Menschheit.

So bleibt ihr im Grunde, was der Anschein auch verheißen mag, Sclaven eurer Irrthümer und Vorurtheile, wenn ihr nicht zugleich nach der reinsten Entäußerung eurer selbst strebet und von Grundaus ehrlich über euer bisheriges Seyn und Denken zu Rathe gehet.

Nicht von außen, in Dir fange die Besserung an
Deines Staates; in Dich hinein
Wirf den Donner des Rechts und der Beredsamkeit.
Rom laß Rom, und die Welt laß Welt
Bleiben; schaue Du nur grad' in den Spiegel. Da
Steht der Gegner des Kapitols.
Ihm entgegen tritt auf, der den Antonius
Tief im innersten Busen hegt,
Ihm entgegen tritt auf, halte Philippische
Reden, Vater des Vaterlands! —
Wenn der Tag Dir entschlüpft, wenn Dir das stille Her;
Schnöde Gräuel und Schulden zeigt,

Dann erhebe das Wort, frage: »Warum Du Dich
Du ein Edler, den Niedrigen
Zugesellteſt? Warum Du den Unſchuldigen
Würgteſt? Keuſche beleidigteſt?
Zogſt die Wolluſt dem Zevs, Frevel der Tugend vor,
Gabſt dem Pöbel, der Bulerinn,
Preis dich — Lictor, herbei! Denn der Beklagte will
Nicht geſtehen; die Faſcen her!« —
Alſo rede für Rom, und Du wirſt Vaterlands,
Wirſt ein Vater dir ſelbſt erſt ſeyn. *)

Des ſichern Gewinns erfreut ſich der Ehrliche am Ende gewiß, daß er bei ehrlichem Streben alles das iſt und wird, was er ſeiner eignen Natur nach werden kann. Und welcher vernünftige Menſch, dem echter Lebensgenuß werth iſt, möchte mehr ſein wollen! welcher gute Menſch, der wirklich das Wohl ſeiner Brüder wünſcht und fördern helfen will, möchte mehr ſein wollen! Und hat dich dieſer Gedanke noch nie in dich zurückgeſchreckt, ſo blicke nun um dich. Keine Zeit der Welt gab größere Beiſpiele von den ſchrecklichen Folgen eitlen, überkräftigen Treibens, des unglückſeligen, *ich will und kann nicht*, als die jetzige Zeit.

Blick' auf den armen *Ludwig*! Unfähig gegen die Thorheit und Bosheit ſeiner nächſten Umgebung ſich ſelbſt und die Männer zu ſchützen, die ihm das gute Geſchick zuwieß, und denen es vielleicht gelungen wäre, durch beſſern Unterricht und eine

*) *Terpſichore* von J. G. *Herder*. Zweiter Theil S. 293.

eine beſſere Juſtizpflege Sittenordnung in dem unglücklichen zerrütteten Lande herzuſtellen und die Nation ſo auf dem Wege der Vernunft und der Sittlichkeit der wahren Freiheit allmählig entgegen zu führen, dieſer arme Ludwig will ſein Volk ſelbſt beglücken, will es vom Drucke alter Tyranney befreien und greift ſo nach den heterogeneſten Mitteln und Gehülfen um ſich her, daß er bald alles in Verwirrung und Gährung bringt. Er ſelbſt bleibt bis an ſein Ende ſo ganz ein Spiel in den Händen der überklugen, ungeſchickten Bosheit, daß er mit all ſeinem kraftloſen guten Willen am Ende in Verdacht kommt, er habe auch nicht gewollt, und ſo beſtraft die aufgeregte entzündete Leidenſchaft wilder Gemüther an ihm den Mangel des Vermögens, wie den allerböſeſten Willen: mit dem Blutgerüſte.

Sein Rathgeber Necker, ein geſchickter Rechnungsführer, will auch Staatsmann ſein, und ſeine kurzſichtige Eitelkeit ſchafft da Verwirrung und Anarchie, wo er Ordnung und Freiheit zu ſchaffen wähnte. Verachtung und Verbannung war ſein Loos.

Dumourier, ein tapfrer Krieger und kluger Feldherr will auch Staatsmann ſein, — verwickelt ſich und alle Partheyen in ein Labyrinth von Intrigen und bringt in demſelben Maaße Verderben

und Unglück über sein Vaterland, in welchem er kühn und glücklich seine Heldenlaufbahn begonnen hätte. Haß und Verbannung ist sein Loos.

Die ganze Girondeparthie — Männer voll des besten Willens, reich an Einsicht und Kenntnissen, — noch reicher an Beredsamkeit, Männer, die vielleicht alle zur Verwaltung eines schon eingerichteten republikanischen Staats vollkommen fähig gewesen wären, wollen einem Volke ohne Sitten, ohne Begriff und Achtung für Gesetz eine republikanische Verfassung geben, ohne in sich die durchgreifende Thätigkeit, den ausdauernden Muth, die Fähigkeit böse sein zu können, wie Machiavell sagt, zu haben, welche ein bei einem solchen Volke unausbleiblicher Widerstand und egoistisch leidenschaftliches Mit- und Gegenwirken erheischt; — und mit all ihrem Streben, all ihrer hinreißenden Beredsamkeit bereiten sie nur einigen ungeheuren Menschen, die jene Kraft und Fähigkeit besitzen, die Einführung einer neuen blutigeren Tyrannei und stürzen so selbst unterliegend, ihr Vaterland in einen Abgrund, aus welchem nur die höchsten Anstrengungen und Aufopferungen der zum Erstaunen tapfern Nation einen Theil der gegenwärtigen Generation wieder herausziehen können.

Und all dies Unheil entsprang aus dem Mangel der Selbstkenntniß und Selbstgewalt der wirkenden Männer! —

Seid ihr nur einmal zur deutlichen Erkenntniß der Irrthümer, die euren Geist bisher umnebelten und zu herzlicher Verachtung der niedrigen Vorurtheile gelangt, und fangt an den Werth eurer innern Freiheit zu fühlen, so kann es euch nicht schwer werden, auf die zahllosen Geburten jener eingewohnten Irrthümer und Vorurtheile, auf eure äußern üblen Gewohnheiten einen unbefangenen, ernsten Blick zu werfen, und mit Händen werdet ihrs greifen, daß sie die Fäden und Bänder sind, mit denen ihr auf so mancherlei Weise gebunden und nach dem Willen Anderer gegängelt werdet.

Denkt euch recht lebhaft einen Mann, der die einzig wahre wohlthätige Gottheit, wenn er sie gleich mit seiner Vernunft nicht begreifen kann, mit reiner Liebe als die höchste Summe alles Guten in seinem Herzen trägt, den kein Geschrei der Priester und Afterweisen irren kann,, der dem Moralgesetz, das in ihm lebt, nie mehr untreu wird, der seine Pflicht als Mensch kennt und freiwillig übt, der jeden sinnlichen Genuß nur so weit schätzt, als er selbst dabei Meister seiner Sinnlichkeit bleibt, den keine eitle Ehre blendet, den keine falsche Schaam seitwärts ablenkt, denkt euch einen solchen in sich freien Mann — welche Macht der Welt will den zum Sclaven machen? Mehr als Eine Anwendung seiner Kräfte sichert ihm die Befrie-

digung seiner weisebeschränkten Bedürfnisse; die Mäßigkeit in den Genüssen sichert ihm wieder seine Gesundheit und den freien Gebrauch seiner Kräfte. So, in sich und durch sich selbst gefestet und gesichert, lacht er der ohnmächtigen Mittel, die jede Tyrannei anwenden möchte, ihn zum Sclaven zu machen, ihn vom Guten abzuhalten, oder zu irgend einer weltverderblichen Gewalthandlung zu zwingen. Will ein Tyrann ihn in seinem stillen edlen Laufe hemmen, wie er es auch anfange, er fördert ihn, statt ihn zu hindern. In ihm selbst vermehrt der Druck die Elasticität: denn der innre Mensch zeigt eben so wenig als ein elastischer Körper seine volle Kraft ohne Druck von außen her. Um ihn herum vermehrt er nur die Aufmerksamkeit der stumpfen trägen Menge, die geweckt seyn will und die der in sich versenkte edle Treiber oft nicht wecken mag. Selbst der gewaltsame Untergang jenes Gerechten erhöht das Licht der Wahrheit die er lehrte und übte.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

Berlin.

Briefe eines Reisenden an seinen Freund in M**.

Berlin d. 1ten Oktober 1785.

Habe Dank, mein Lieber, für den guten Rath! Ja so muß man Berlin gleich sehen, wenn der böse Eindruck von dem öden Sandlande verwischt und überstimmt werden soll. Der Postillon bließ schon dem Potsdammer Thor' entgegen. Wir aber riefen, deines guten Raths eingedenk: »durch 's Brandenburger Thor!«

Und nun gings zwischen der Stadtmauer und dem Thiergarten seit der Nacht zum erstenmal in vollem Trabe hin. Was die Postpferde hier zu Lande für elende ausgehungerte Thiere und die Postillone für Menschen sind, davon hast Du keinen Begriff. Wenn man sie nicht noch dann und wann mit Saufen und Schwänken etwas in den Gang bringen könnte, so führe man im Ganzen schlechter mit ihnen, als im Reiche mit Miethsfuhren. Einen Schwank von gestern Abend muß ich Dir doch erzählen. Von Treuenbritzen, wo, wie in den meisten kleinen preußischen Städten, die abscheulige Reihefuhr unter den Bürgern für

die Extrapoſt eingeführt iſt, erhielten wir einen alten Spießbürger zum Poſtillon, der im Schritt' ausfuhr und im Schritte blieb. Da ich ihn, nach langem vergeblichen Zureden, endlich in harten Ausdrücken ſchalt, wandte er ſich um und ſagte in ſeinem verteufelten märkiſchen halb hoch- halb plattdeutſchen Dialect zu mir: »Herre! wenn häbbe wie denn mit enanger Brüderſchaft geſoapen?« Was, rief ich, wie erzürnt, wir hätten nicht Brüderſchaft geſoffen? — »Ne Herre!« — Halt ſtill Kerl — »Ne watt?« — Halt den Augenblick ſtill, ſag' ich Dir, oder der Teufel — und ſo fiel ich ihm in beide Arme. Denn die Kerls haben hier zu Lande die abſcheulige Methode, alle vier Pferde in eine Reihe zu ſpannen und ſich ſelbſt zum Bedienten auf den Bock zu ſetzen. So mußt' er halten, ich ſprang zum Wagen hinaus, riß mein Flaſchenfutter hervor, goß Deinen lieben ſilbernen Reiſebecher voll alten Malaga, reichte ihn dem Kerl hin, mit den Worten: »Da ſauf, haben wir noch nicht Brüderſchaft miteinander getrunken, ſo thun wirs lieber gleich.« Der Kerl wußte nicht woran er war, ob er anſetzen ſollte, oder nicht. Wie er aber nur erſt gekoſtet hatte, that er zum zweiten und dritten Male Beſcheid. Und nun ging es über Stock und Block, die Kreuz und die Queer was die Pferde laufen konnten.

Der Kerl peitschte die Mähren nur immer übers Kreuz an, daß Johann kaum seiner Augen bewahren konnte, und drehte sich dann um und entschuldigte sich, auf dem Sitze hin und her schwankend, daß er so ein Grobian gewesen sey; das hätt' er nicht gedacht, daß er solche Herren zu fahren hätte! Wir können von Glück sagen, daß der Kerl den Wagen hernach nicht zertrümmerte *).

Es ist in der That oft schwer bei der dreihärigen Grobheit dieser Menschen in guter Fassung zu bleiben. Der Einzige von Halle her, der gute Pferde hatte, erwiederte auf mein Zureden: »fahr doch zu Schwager, Du hast ja gute Pferde:« »Ja daromm mott ick see och schonen.« Doch genug von dem plumpen Geschlechte.

Beim Thor ging es uns hier besser als wir dachten. Erst wurden wir vom Offizier höflich be-

*) In Hamburg erzählte man mir eine ähnliche sehr charakteristische Scene, die der eben so kluge als lebhafte Asmus mit einem Lübschen Postillon hatte. An einem sehr heißen Sommertage saß er allein auf dem ofnen Postwagen, als neben dem Wagen ein Landmädchen in tiefem Sande eine schwere Last fortschleppte. Der mitleidige Asmus rief dem Postillon zu: »Schwager, nimm das Mädchen mit auf den Wagen.« Dieser erwiederte trocken ohne sich umzusehen: »Dat do eck nich« und als er so drauf bestand, fuhr dem braven Asmus das Blut zu Kopfe, und er rief im gebieterischen Tone: »Du sollst gleich halten und das Mädchen mit nehmen.«

fragt: wie wir hießen, was wir bedienten *), woher wir kämen, ob wir uns in Berlin aufhalten würden, und wo wir zu logiren gedächten?

Drauf rief uns der Thorschreiber an: wir müßten nach dem Packhofe fahren. Die drei Worte herausgebrüllt, drehte er sich kurz um und ging ins Haus zurück. Dann kam der Visitator an den Wagen und ließ uns aus der rechten Oefnung seines sch Mauls und aus dem zusammengedrückten Winkel seines linken Auges halb heimlich vernehmen: wir könnten uns auch wohl am Thore visitiren lassen, da wir keine Plomben an den Coffren hätten. Desto besser, rief ich, und gab ihm die Coffreschlüssel in die Hand. Er schloß die Coffre auf, und durchstöhrte die Sachen mit noch ziemlich guter Ordnung; dann schloß er wieder zu und reichte mir die Schlüssel mit den Worten in den Wagen: »Im Wagen haben die Herren ja wohl nichts?« Wir ließen ihn auch dort

Drauf drehte sich der Postillon um, kehrte zugleich den Peitschstock um, und das dicke Ende seinem Gegner vorhaltend, sagte er: »wie meent dat de Herr?« Claudius faßte sich gleich und sagte gelassen: ich will Dir ein gut Trinkgeld geben, wenn Du das Mädchen mitnimmst. »I worum dat nich,« erwiederte der andre, »von Harten geern!«

*) Diese Frage that ein preuß. Unteroffizier auch einst an die junge Herzoginn von C**, da sie sich schon genannt hatte; sie antwortete drauf: »ich lasse mich bedienen.«

nachsehen. Mir sind zwar alle Visitationen sehr zuwider, doch fand ich immer noch an den Preußischen Accisebedienten, denen dies Geschäft aufgetragen ist, von allen in Deutschland die bescheidensten. Wenn man dagegen die ängstlich strengen unanständigen Visitationen im Oestreichschen nimmt! Hier war dieses das ganze scharfe Examen, wovon man auswärtig so viel Geschrei macht *).

Nun gings die schönen Linden lang, über den auffallenden Opernplatz, beim alten ehrwürdigen Schloß vorbei und so in die nächste Straße hinein, nach dem besten Gasthof von Berlin: die Stadt Paris (à la ville de Paris). Es war uns fatal, nachdem wir so schöne breite Straßen und freie Plätze gesehen hatten, in einer schiefen dunkeln Straße den besten Gasthof zu finden.

*) Im Jahr 1794 ist eine neue Accisеverordnung ergangen, welche den Reisenden die Visitation nun vieles noch erleichtert. Jeder Reisende der nicht als Kaufmann von einer Messe kommt und nur Abends vor zehn Uhr im Thor anlangt kann sich, seine Sachen mögen an der Gränze plombirt worden seyn oder nicht, gleich am Thore visitiren lassen. Hohe Standespersonen, als Prinzen, Minister, Generale u. d. gl. können gar sehr leicht davon kommen, indem es ihnen izt freisteht den Visitator mit nach dem Hause, wo sie abtreten, zu nehmen. Schade daß nicht lieber die bloße Grenzvisitation statt aller andern eingeführt worden ist, wie es in England längst und jezt auch in Frankreich Gebrauch ist.

A. d. H.

Die innere Eleganz und Ordnung des Hauses und die vortrefliche Bedienung ließen uns das indeß bald vergessen. Wilhelm ließ sich Thee geben und trinkt ihn eben in Zeitungen vertieft. Du weißt, Die neueste Zeitung! ist immer sein erstes Wort, wenn er aussteigt. Ich ließ mir Dint' und Feder geben. — Mensch! Dein Andenken martert mich! ich wollt' ich könnte Deiner los werden. Meine Seele hängt so fest an Dir! O daß dein letzter Händedruck enden mußte! Es war ein fatales Bild unsers Lebens, wie wir uns so noch in stummer Rührung fest hielten, und der Kerl die Pferde antrieb, so unsre Hände auseinander riß! — Schrecklich! —

Zweiter Brief.

den 3ten 1785.

Nikolai's Beschreibung von Berlin ist doch wirklich ein treffliches Buch in seiner Art. Wär' er nur nicht so partheyisch und praleriſch in seinen Beschreibungen! So aber muß man sich erst seinen Maßstab für Größe und Schönheit merken, um nicht überall häßlich getäuscht zu werden; um nicht statt eines hochangekündigten Pallastes ein ziemlich gewöhnliches Wohnhaus, statt einer ver-

sprochenen herrlichen Allee einen halböden Gang mit absterbenden Bäumen zu finden. Dies abgerechnet, ist seine Genauigkeit und Ausführlichkeit sehr unterrichtend und angenehm für einen Fremden. Und selbst von den Einwohnern Berlins muß man erwarten, daß sie sich durch Benutzung dieses Buches, das für sie auch von Seiten der vaterländischen Geschichte interessant seyn muß, künftig von den Einwohnern andrer großen Städte unterscheiden und ihre Wohn- und Vaterstadt auch kennen lernen werden.

Wir haben gestern und heute den ganzen Tag damit zugebracht von der Stadt und ihrer Bauart einen bestimmten Begriff zu bekommen. Den besten Theil der Stadt lernet man leicht kennen; sehr lange und breite Straßen durchschneiden sich regelmäßig und laufen auf schöne Hauptplätze zusammen oder auf unabsehliche Hauptstraßen zu. Dies gilt besonders von der Neustadt und Friedrichsstadt. Die Friedrichsstraße ist die längste, sie läuft wohl über eine Viertelmeile schnurgerade fort und wird an beiden Seiten von Thoren beschlossen.

Das ist aber nicht die schönste Straße. Die mit ihr parallellaufende Wilhelmstraße wird durch viele edle, meist noch unter der vorigen Regierung aufgebaute Gebäude zur ansehnlichsten Straße.

Nur ist sie in ihrem Hauptheile, außer den Stunden, da die große Welt, die sie fast ganz bewohnt, sich in ihren Equipagen herum zu tummeln pflegt, todt und einsam.

Am liebsten und längsten weilten wir schon einige Male auf einem für den ersten Anblick sehr schönen imponirenden Platze, zwischen dem alten Schlosse und den Linden. Da hat man die schönsten Gebäude Berlins vor und rund um sich.

Das Opernhaus, das in den ersten Jahren der Regierung dieses Königs von einem Herrn von Knobelsdorf gebauet wurde, ist bei weitem das schönste. Es ist von ganz reiner Architectur im edelsten Style. Wenn sein Innres dem Äußern entspricht, so muß es eines der schönsten Theater in der Welt seyn. Die Colonade beim Haupteingange ist in dem Sinne jener von dem Pantheon in Rom gedacht; aber nur, wie der alte König in seiner Lobrede auf den Baumeister, sehr richtig und fein bemerkt, nur nach ihr gedacht und entworfen, nicht kopirt.

Unwillig sieht man in der Nähe dieses schönen edlen Gebäudes die höchst geschmacklose neue Bibliothek. Ihre Facade gleicht einer der geschmacklosesten Kirchen in Rom, die sich auch in der Nähe des herrlichen Pantheons befindet. Ich besinne mich in diesem Augenblick' ihres namen-

loſen Namens nicht, es iſt aber die einzige Kirche mit einer ſolchen eingedrückten Facade, die ich in Rom glaube geſehen zu haben. Und abſcheulich wär' es, wenn jene ſchimpfliche Nachbarſchaft, — vielleicht vermittelſt eines römiſchen Bilderbuchs, — auch dieſe unnatürliche Zuſammenpaarung hervorgebracht hätte! Daß die Facade der Bibliothek einer altfränkiſchen geſchweiften Commode ähnlich ſieht, muß jedem gleich einfallen. Ein Franzoſe der ſie ſich von allen Seiten beſah, und von ihrer unförmlichen Hinterſeite doppelt beleidigt wurde, ſagte witzig genug: c'est par devant une commode, et par derrière une commodité!

Ein Judenjunge, der nie weiter als bis Frankfurth an der Oder gekommen war, ſagte als er die Bibliothek zum erſten Male ſahe mit einer ächt jüdiſchen Wendung: »hab' ich doch all mein Lebtag, ſo weit ich auch in der Welt geweſt bin — wo kon ich geweſt ſeyn? In Frankfurth! — ſolch ein Gebäud nicht geſehen!«

Die unglückliche Ueberſchrift: *nutrimentum Spiritus*, die niemand dem alten unlateiniſchen Könige verdächtig zu machen, oder zu beſſern wagte, giebt um ſo leichter und häufiger Veranlaſſung zu Spott und Hohn, da der untre Stock des Gebäudes zu einer Tabacksniederlage beſtimmt ſeyn ſoll.

Zwiſchen dieſen beiden hetrogenen Gebäuden

ſteht im Hintergrunde die katholiſche Kirche, die beim erſten Anblick angenehm genug wirkt; aber durchaus keine nähere Unterſuchung leidet. Das Verhältniß der Kuppel zu dem untern Gebäude iſt gänzlich verfehlt: und die eingemauerten Säulen am Eingange erinnern nur wieder an die rotunda zu Rom um von dieſer Kirche ſchnell wegzuſehen.

Das Prinzheinrichſche Palais iſt eben kein ſchlechtes Gebäude, befriedigt aber durchaus nicht. Es iſt nicht ohne Charakter, die Dürftigkeit und Kleinlichkeit deſſelben erregt aber ein innres Mißfallen. Es ſoll inwendig ſehenswerther ſeyn. Wir werden ja ſehen!

Näher dem Schloſſe zu ſieht man das prächtige Zeughaus im reichſten Geſchmacke gebaut. Vielleicht iſt es überladen mit Verzierungen, aber dieſe ſind wieder bis ins kleinſte Detail von ſo ächtem Kunſtwerthe, und ſo ganz im Coſtum, daß der Bauverſtändige überall zu ſtudiren findet. Der brave trefliche Schlüter hat nicht blos Entwürfe und Zeichnungen dazu geliefert, er hat ſelbſt Hand an der Ausführung gelegt. Eine große Mannigfaltigkeit in den Zeichnungen und eine hohe Eleganz in der Ausführung der Helme, die ſich als erhabne Arbeit über allen Fenſtern befinden, hat mich höchſt begierig nach den Köpfen

verwundeter und sterbender Krieger gemacht, die als Verzierung im innern Hofe über jedem Fenster angebracht, und ganz von Schlüters eigner Hand ausgeführt seyn sollen. Es gehört eine besondere Anmeldung und Erlaubniß dazu, um ins Zeughaus eingelassen zu werden, und diese war heute sogleich auf der Stelle nicht zu erhalten.

Mich interessirt in den Werken der schönen Künste nichts mehr als bestimmte Charaktere und reingehaltne Gattungen. Und so machte mir heute das höchst einfache, von allen Verzierungen entblößte Gießhaus, das nur massiv seyn soll, hinter dem reichen prächtigen Zeughause viel Vergnügen. Ich weiß nicht, ich fühlte mich in meinem Innern dadurch so angenehm nach Paris versetzt, wo das ächtcharakteristische der vornehmsten Gebäude mir auch stets so wohl that.

Gegen über vom Zeughause hatten wir das Kronprinzliche Palais und diesem zur Seite das Palais des Markgrafen von Schwedt. Beides brave Gebäude, aber doch weiter durch nichts besonders ausgezeichnet. In Paris z. B. gibt es deren einige hundert von der Art die kein Mensch sich einfallen läßt Palais zu nennen, oder als etwas Merkwürdiges zu bezeichnen. Ein Privatgebäude, zurückstehend vom Zeughause, in welchem izt die Regie hausen soll, verdient eher Aufmerksamkeit.

Das alte Schloß, das wir im Vordergrunde hatten, hat wahrlich einen großen imposanten Charakter. Aber zergliedert will es nicht seyn, es ist aus so heterogenen Theilen zusammengesetzt, so nach verschiedenen Ideen, zu verschiedenen Zeiten ausgebaut, und doch auch als ein solches zusammengestücktes Ganze unvollendet geblieben. — Doch hat es schöne einzelne Parthieen, um die wir uns gewiß näher bekümmern werden.

Was nun den ganzen Eindruck von diesem schönen Platze betrift, so fühlten wir bald, daß die nähere Betrachtung und freie Zergliederung der einzelnen Gebäude dem Eindruck des Ganzen sehr unvortheilhaft war. Die Seele konnte hier nicht mit Vergnügen alle die einzelnen Theile, zu einem Ganzen vereinigt, um so kräftiger genießen; die Bibliothek, und die sogenannten Palläste kamen gar zu sehr in die Queere. Auch bilden alle diese Gebäude nicht eigentlich einen Platz der einen angenehmen ganzen Ueberblick gestattete, sondern begränzen mehr eine unregelmäßig erweiterte Straße. Mehrere alte verunstaltende Gebäude stehen jenen auch hinderlich zur Seite. Wir kehrten also dem allen, jedesmal halb unbefriedigt, den Rücken, und wanderten die angenehmen Linden lang. Ein schöner Blick, diese Straße hinab! Fünf Lindenalleen füllen ihre Mitte. Die mittelste

von

von doppelter Breite, zur Fußpromenade bestimmt, und zwey Alleen auf jeder Seite zum Fahren, deren jede so breit ist, daß sich die Wagen darin bequem ausweichen können. Neben den Häusern noch ein breiter Weg für Fußgänger und zum Vorfahren vor den Häusern. Die Häuser selbst meist alle neu und sehr in die Augen fallend.

Mit der Bauart aber ist es unter diesem Könige, überhaupt schlecht bestellt. Die meisten Häuser haben weder wahre äußere Schönheit noch innere Bequemlichkeit. Man kann sich nichts lächerlicheres denken als die Verzierungen an dem größten Theil derselben. So sind z. B. an sehr vielen Häusern Kasken und Helme und verzweifelnde Kriegerköpfe über Thür und Fenstern angebracht, weil Schlüter das Zeughaus so charakteristisch damit verziert hat. Auch die ganze Gestalt der Häuser ist meistens sehr schlecht. Du siehst da eine Menge Häuser vier Stock hoch und auch nur vier Fenster breit: andere mit hohen oben gewölbten Kirchenfenstern und kleinen schmalen Sakristeithüren; andre mit zwei drei verschiedenen Fensterformen in den verschiedenen Stöcken, selten Thüren und Fenster von schönen oder auch nur angenehmen Verhältnissen. Die meisten Eingänge bestehen aus gemeinen Flügelthüren, wo zur Einfahrt in der Mitte eine kleine gangbare Thüre

eingeflickt ist. Mit der innern Bequemlichkeit soll es oft noch schlechter aussehen. —

Die ganze Art zu bauen ist überhaupt so widersinnig als despotisch. Deshalb ermangelt indeß so leicht kein Berliner dem Fremden mit hoher Nase zu verkünden, der König baue den Bürgern die Häuser umsonst. Man hat mir schon vieles über die Verfahrungsart des Königs hiebei erzählt — doch davon lieber künftig, wenn ich erst verständige Männer des Geschäfts darüber gesprochen haben werde.

Dadurch, daß die Häuser der schönen Straße, unter den Linden, zu gleicher Zeit und hintereinander fort neu gebaut worden sind, haben die Linden — die so schön gewesen seyn sollen! — gewaltig gelitten. Man hat für die Bäume durchaus keine Vorsicht angewandt. Die Baumaterialien sind — wie ich es heute noch bei einem neuen Baue fand — dicht um die Bäume herum aufgepflanzt worden und haben einen ganzen Sommer hindurch, auch wohl länger den Wurzeln allen Zugang von Luft, Thau und Regen genommen. Dazu die Staub- und Kalkwolken, die sich Jahre lang auf die Blätter niedergelassen und daran festgesetzt, und so auch diese in ihrem Ausdünstungs- und Einsaugungsgeschäft gestört haben. Sehr wenig gesunde unverstümmelte Bäume sieht

man in allen sechs langen unabsehlichen Reihen. Man pflanzt junge Bäume nach, das läßt izt den Verfall der Alten aber nur desto mehr bemerken. Und auch dabei geht man wieder so nächlässig zu Werke, daß man nicht einmal lauter Linden, die es nun doch einmal seyn sollen, zum Nachpflanzen nimmt, und von den Linden wieder nicht so hoch- und starkstämmige als sich gar wohl verpflanzen lassen.

Ja man scheint die Ursachen, die die Bäume während dem Baue der Häuser so verwüsteten, so wenig beachtet zu haben, daß man den mittlern breiten Fußweg einige Fuß hoch mit zerstoßnen irrdenen Capseln aus der Porcellanfabrik erhöht, und diese Erhöhung bis dicht an die Bäume fortgeführt hat, so daß nun die Wurzeln auf immer mit dieser für Luft, Thau und Regen undurchdringlichen Lage beschwert worden sind, und den neugepflanzten Bäumen vor ihrer Einpflanzung schon ihr Grab bereitet ist.

Am Ende dieser Lindenpromenade kommt man auf einen schönen regelmäßigen Plaz der zum Thore führt. Diese freien Pläze, deren es innerhalb mehrerer Thore hier giebt, gefallen mir sehr. Es ist mir nichts widriger als wenn ich beim Eintritt' in ein Stadtthor gleich in eine schmale, oder auch wohl breite, Straße mich eingeschlossen sehe.

So aber kömmt man hier bey den Hauptthoren erſt auf einen großen runden oder vieleckigen gutbebauten Platz, athmet noch in den Mauern einige Minuten frey und fühlt ſo den Kerker weniger.

Daß nun dieſes ſogenannte Brandenburger Thor unmittelbar in den Thiergarten führt macht dieſe Promenade in ihrer Art einzig ſchön. Mit dem Thiergarten ſind wir noch wenig bekannt, obgleich wir heute einige Stunden darin herum geritten ſind. Wir mußten denn doch meiſtens in den Hauptalleen bleiben. Auch ſo hat er uns indeß ſchon viel Freude gemacht: ich verſpreche mir aber ganz andere Dinge davon wenn wir ihn im ſchönen Frühlinge einſam zu Fuße durchſpähen werden. Ach daß es doch an Deiner Hand geſchehen könnte!

N. S. Ich ſchicke Dir heute die neue Ausgabe von Nikolais Beſchreibung von Berlin, damit ich Dir künftig nicht alles was ich nenne beſchreiben darf.

III.

Brave Tyrolermenſchen.

Ein Familiengemählde.

Wenn ihr aus dem geſegneten Baiern durch die Porta Claudia in mein liebes ſchönes Tyrol eintretet, und, die Ebene lang, von hohen, ſchneebedeckten Felſenwänden eingeſchloſſen, in eurem ſtillen Herzen des edlen Medicäerweibes, *) dem dieſe Felſenfeſte ihren ſchönen Nahmen danket, mit Rührung und Bewunderung gedenket — dann ſo über anmuthige Wieſen, von einem hellgrünen Fluß durchſtrömt, durch manches luſtigumpflanzte Dorf in ſchöne Waldung kommt, die, immer größer, immer reicher, endlich euch ganz umgibt, und euer Auge ſich nicht ſatt ſiehet an dem luſtigen mannichfachen Gemiſche von köſtlichen Tannen und

*) Claudia aus dem edlen Florentiniſchen Hauſe Medicis, ward 1625 Gemahlinn des Erzherzogs Leopold, 1632 Wittwe und Vormünderinn ihrer Kinder, als ſolche regierte ſie bis zur Volljährigkeit ihres älteſten Sohnes Ferdinand vierzehn Jahre lang das von Feinden angefallne und bedrückte Land mit großer Klugheit und Standhaftigkeit nnd legte unter andern feſten Plätzen auch die ihr zu Ehren Porta Claudia benannte Grenzfeſte an, die noch jetzt unter demſelben Nahmen von Baiern her der Schlüſſel des Landes iſt.

Fichten und Lerchenbäumen und Birken und Espen, und ihr nun allmählich, erſt bequem, bald ſteil und immer ſteiler hinabſteigt, und der herrliche Wald um euch her immer ſchöner und reicher wird, ſich noch köſtliche Buchen und Ahorn und Eſchen und Linden zu jener reichgemiſchten Holzung geſellen und es nun endlich unaufhaltſam ſchnell ins ſchöne Oberinnthal hinab geht: dann kommt ihr zuerſt in das liebliche Dorf Ziel.

Der frohmüthige Gaſtwirth, ein ächter Tyroler, an männlicher Geſtalt und frohſinniger Gebährde, bewirthet euch ſogleich mit lieblichem feurigen Tyrolerwein, mit ſchneeweißem Brodte und wunderſchönen Tyroleräpfeln. Beim luſtigen Mahl erinnert er euch, die wundervolle Martinswand ja nicht unbeſucht zu laſſen. Er gibt euch dann einen braven und flinken Führer, dieſer geleitet euch auf einem lieblichen Fußpfade, über anmuthige Wieſen, dann durch angenehmes Geſträuch von gelbblühendem Boſel, Wachholder- und rothbeſamten Hundsbeeren, der Boden bedeckt mit ſüßduftender Reſeda, und gelben und violetten Aurikeln. Nach und nach verliert ſich das Geſträuch. Der Weg wird ſteiler, es rollt das loſe Geſtein unter euren Tritten das ſteile Bette des verſiegten Felsſtroms lang hinunter. Euer Führer tritt nun vor euch, reicht euch den knotigen Stab und heißt euch anfaſſen; ſo kommt

ihr leichter die steile Höhe hinan, wo sich der Fußpfad bald ganz zu verlieren scheint, und wo sich hervorragende Felsstücken zum geschickten Sprunge darbieten. Der Führer räth euch, nicht rechts in die jähe Tiefe zu blicken, nur auf ihn zu sehen und ihm jeden wohlgewählten Schritt getreu nachzuklettern. Euer Muth wächst, und ihr würdet eure Geschicklichkeit zu bewundern anfangen, wenn der felsgeübte Führer euch nicht lächelnd erzählte, wie dieser Fußweg vor wenig Jahren für den Kaiser Joseph so gut gebaut worden wäre; wie man in die ganz schroffe Felswand hie und da Öffnungen sprengte, um dem Fuße den sichern Tritt, der Hand die schützende Haltung zu geben, hier anstützte, dort ausfüllte. Kaiser Maximilian, der hatte es nicht so gut! Im höchsten Eifer der Jagd verfolgte er einen Hirsch und, ohne zu wissen wie, gerieth er da oben in die Höle, die wir nun bald erklettert haben werden. Der Hirsch that vor seinen Augen den tödtlichen Sprung über die steile Felswand in die jähe Tiefe hinab. Da stand der Kaiser am schaurigen Absturz. Nach allen Seiten war der Fels verschlossen. Tag und Nacht suchte er vergeblich nach einem Auswege. Er rief, er jammerte laut ins Thal hinab. Alles Volk versammelte sich, niemand konnt' ihm helfen; alle Versuche waren vergeblich. Mit innbrünstiger Gebährde verlangte

er endlich nur nach dem Allerheiligſten. Singende Prieſter brachten es herbei, flammende Kerzen, die die Nacht erhellten, in emporgehobnen Händen; und konnte es ihm gleich nicht körperlich gereicht werden, ſo genoß er es doch mit den Augen des Leibes und Geiſtes. Darauf ergab er ſich ſeinem Geſchick. Und als keine Furcht und keine Begier mehr ſich in ihm regte, trat ein freundlicher Knabe zu ihm, bot ihm die Hand, hieß ihn folgen, und geleitete ihn einen ſchmalen ſteilen Weg ins jenſeitige Land hinab, wo keiner ihn geſucht hatte, und auch keiner ihn wiederfand.« So ſagt die Legende.

Nun ſeid ihr in der Höhle: ein hohes majeſtätiſches Gewölbe, von der Natur tief in die Felswand hineingegraben. Ihr wendet euch um und mit frohem Staunen ſeht ihr das Thal entlang. Vor euch der ſchöne Innſtrom, in ſanften Krümmungen hinabfließend; abwärts eine künſtlich bedeckte Brücke; Felder voll türkiſchem Waizen und Roggen, von Erdäpfeln, Bohnen und Erbſen durchſtreift. Die ſchön gebaute Landſtraße von Innſpruck her, das ihr zur Linken habt, läuft durch dieſe anmuthigen Felder hindurch und verliert ſich rechts hin in dem lieben Dorfe, das ihr eben verließet. Jenſeits des ſchönen Stromes ſeht ihr köſtliche Wieſen, belebt von ſtattlichen grauen und buntgefleckten Kühen

und Ochsen. Schön bewachsne Hügel und Berge schließen die Wiese weitumfassend ein, und werden wieder von steilen Felswänden, deren höchste Häupter selten ohne Schnee sind, entfernt eingeschlossen. Gerade vor euren Augen bilden zurücktretende Berge ein liebliches Amphitheater. Erst erhebt sich die freie Wiese, hie und da erscheinen kleine Büsche von Hasel- und Hollundergesträuch, auch Klumps von schlanken Erlen und Espen, andre von dickbelaubten Linden und Ahorn, wie nur immer der Naturergreifende Engländer sie in seinen Gärten glücklich nachbilden mag. Einzeln stehen hie und da prächtige Wallnuß- und schlanke rundumkleidete Lerchenbäume. Bauerhöfe liegen lustig zerstreut herum mit ihren Gärten, gepropft voll schönen Kirschen- und Äpfeln- und Birnbäumen, und den gedrängten Krautfeldern, rund mit zierlicher Einfassung umgeben. Ganz im Hintergrunde liegt das Dorf Oberberfuß, das durch seinen braven Peter Anich, dem treflichen geographischen Bauern berühmt ward. Da wallet ihr gerne hin, wenn ein fröhliches Mahl euch gestärkt, der feurige Wein aufs neu' euch belebt hat.

Vor allen fällt euch zur Seite eine schöne zierliche Landwohnung ins Auge. Ihr fragt nach dem Nahmen des edlen Besitzers und erfahrt von eurem Führer: sie gehöre einem Manne, der durch

Muth, Fleiß und Klugheit der glücklichſte Landmann im Lande war, den aber auch wieder das höchſte Unglück traf, das einen glücklichen Hausvater treffen kann.

Ich erzähl' euch jetzt von dem Leben und wandelnden Schickſale der braven Leute, ſo viel ich von Freunden und Nachbarn dort herum erfuhr, und wie ich es in Briefſchaften finde, die mir meine warme Theilnahme an dem Schickſale der guten Menſchen verſchafte.

Franz Baumbach ſollte eben ſein väterliches Erbe übernehmen, das ſeit undenklichen Zeiten in ſichtlichem Anwachs von Vater auf Sohn erbte. Obgleich der alte Peter Baumbach noch ein Starker unter den Greiſen war, ſo wünſchte er doch die letzten Jahre ſeines mühevollen Lebens in Ruhe zuzubringen, und es noch mit eignen Augen anzuſehen, ob ſein lieber Franz das ſtattliche Hausweſen wohl ſo gut verwalten würde, daß auch er die liebe Stäte mit der Hofnung zu friſchem Anwachs des Wohlſtandes verlaſſen könnte.

Höre Franz, ſprach er zu dem braven Burſchen, da er ihn eines Abends in der wohlgeordneten Baumſchule fand, die Franz vor ſechs Jahren angelegt hatte, höre Franz, du biſt nun 25 Jahr alt und biſt ein braver verſtändiger Burſche. Den Garten hälſt du treflich in Ordnung; die Baum-

schule gedeiht ja zusehends. Keine zehn Jahre gehen hin, so hast du das halbe Thal mit schönen Obstbäumen bepflanzt. Die Äcker sind in den letzten Jahren nicht schlechter geworden; du hast gut acht gegeben und gewiß brav mit Hand angelegt. Vetter Anich lobt dich auch und sagt du hättest nicht umsonst beiher so über den Büchern gesessen; du wüßtest von Himmel und Erde mehr als mancher Schulmeister und könntest, wenn du sonst Lust hättest, deinen Haushalt regelmäßiger führen, als mancher Beamte thut. Wenn das aus den Büchern heraus kommen kann, dann laß ichs mir gefallen, sonst weißt du wohl, halt' ich eben nicht viel auf den gelehrten Schnickschnack. Nun hör an, lieber Franz, nun such' dir ein Mädel aus; ein hübsches und tüchtiges Mädel, hör'! Und ist das Mädel so eine brave Hauswirthin, wie unsers guten Nachbars Pepi,*) dann tret ich dir die ganze Wirthschaft ab, zieh da in das kleine Häusel und seh dir mit Freuden zu wirthschaften.

Vater, erwiederte der brave Bursche, ihr seid gut und wollt gewiß mein Bestes, das weiß ich. Ihr seht auch gerne, daß ich euch alles frei heraus sage; das will ich thun. Wenn ihr so Abends beim hellen Feuer von euren frühen Feldzügen

*) Pepi, ein dort gewöhnliche Abkürzung des Nahmens Josephine.

unter dem großen Eugen erzähltet und dabei wieder neu auflebtet und dies und jenes um vieles nicht verſäumt haben mochtet, und wie ihr in einem Lande dies geſehen und gehöret, in einem andern jenes, und wie ſo manches euch bei eurer Feld- und Gartenarbeit wohl zu ſtatten gekommen iſt, und wie euch alles nur gering ſchien, was uns erſchreckte, ihr an nichts verzweifeltet, was uns andern ſchon verlohren ſchien: da dacht ich oft bei mir ſelbſt: der Vater wäre doch gewiß kein ſo braver und wohlhabender Mann geworden, wenn er nicht in der Welt viel verſucht und viel erfahren hätte! Auch in Büchern fand ichs immer, daß nur ſolche Leute ihre Sache recht muthig und klug angriffen, und mit Dauer erhielten, die ſich in der Welt was rechts herumgetummelt und umgeſchaut hatten. Der Krieg wollte mir zwar nie recht zu Sinne; es iſt ein gar zu abſcheuliges Ding, daß Menſchen um nichts und wieder nichts ſo erbittert gegen einander angehen und ſich plündern und morden. Die geſtrige Zeitung aber, Vater, die hat mir das Herz ganz umgewandt. Der gewaltige König von Preußen treibts immer ärger gegen unſern braven Kaiſer. Böhmen und Mähren iſt ja ſo gut als in ſeiner Gewalt, wie lang wirds dauern ſo geht er nach Wien und Gott weiß was dann aus den kaiſerlichen Erblanden wird. In der

Zeitung steht wieder ein Aufruf an die braven Tyroler, sich fleißig zu stellen, und es ist mir als wenn ich nun hinaus müßte, um unsern armen Kaiser und unsrer muthigen Kaiserinn, so viel ich vermag, zu helfen. Ihr seid ja auch noch stark und frisch, ihr steht immer noch ein paar Jahre der Wirthschaft ohne viele Mühe vor. Lange kann ja der Krieg eben nicht mehr währen und wird es euch zu sauer, kann ich ja immer wieder abgehn. Gefreit habt ihr ja auch erst spät und habt doch gesunde Kinder groß werden sehen, und von euren ältsten Töchtern auch schon Enkel die Menge. Vielleicht bleibt die Pepi noch einige Jahe bei ihrem Vater, und sind ich sie hernach noch frei, so werb ich um sie.

Der alte Vater fiel dem Sohne mit Thränen um den Hals und rief: geh' in Gottes Nahmen, du braver Junge!

Die Thränen der Mutter und der Geschwister hielten ihnen nicht. Er rüstete sich nach Art der Tyroler Jäger mit gezogener Büchse und krummen Säbel aus, stellte sich freiwillig bei einem Jägercorps und zeichnete sich gleich in den ersten Gefechten durch ächte ruhige Bravour vor vielen andern aus. Seine sehr ordentliche Lebensart und seine Geschicklichkeit im Schreiben und Rechnen, ließen ihn im folgenden Feldzuge zum Unterofficier

und Verſorger der Compagnie avanciren. Von dem Augenblick an ward es ihm erſt wohl bei der Armee. Der häufige Müßiggang und die beſtändige Nähe ſeiner rohen Cameraden war ihm oft ſehr läſtig geworden. Nun führte er die Angelegenheiten der Compagnie mit der Ordnung und Thätigkeit mit der ſein braver Vater ſeinen großen Haushalt führte. Vom Innhaber der Compagnie bis zum letzten Gemeinen ſah ihn jeder für ſeinen Freund und treuen Verſorger an.

Zu Hauſe ging es auch gut in der Wirthſchaft und der Vater fühlte oft, daß er doch wohl zu früh den Gedanken an Ruhe gehabt habe. Nichts zwang ihn den braven Franz vor Beendigung des Krieges zurück zu rufen, ſo herzlich gerne er ihn übrigens auch wieder um ſich gehabt hätte. Alle fühlten jetzt erſt recht wie viel der gute Franz in ſeiner ſtillen Thätigkeit für alle gewirkt hatte. Überall fehlte ſeine hülfreiche Hand.

Im letzten Feldzuge hatte Franz das Glück ſeinen General aus einer augenſcheinlichen Lebensgefahr zu retten. Er ſchonte dabei ſein Leben nicht und erhielt einige Hiebe in den Kopf und in die Schulter. Der General glaubte eine ſo tapfre edle Handlung nicht geringer belohnen zu können, als daß er ihn zum Officiere vorſchlug. Das Patent kam an; unſer Franz war aber durchs nichts

zur Annahme desselben zu bewegen. Er gestand frei, nur der Eifer für seinen Kaiser habe ihn bewogen sein väterliches Erbe während des Krieges zu verlassen, nichts würde ihn nach dem Frieden länger beim Militär halten können, und da sein einziger Wunsch und Plan sei und bleibe, so bald es Friede würde in seine Heimath wieder zurück zu kehren und sein väterliches Erbe mit eignen Händen anzubauen, könnte ihm der Herr Lieutenant nur im Wege stehen, im geringsten nicht fördern. In seinem stillen Herzen achtete er sich und seine wohlverdiente Unterofficierstelle, die ihm Gelegenheit gab, so vielen nützlich zu werden, auch zu hoch um sie leichtsinnig zu vertauschen. Ein Brief an seinen Vater, der letzte, den er aus dem Felde schrieb, sagt dieses und manches andere zu naiv, als daß ich ihn nicht gerne hier abdrucken ließe. Wer Theil an Menschen nimmt, die an der Hand der Natur auf eignen Beinen wandeln, wird auch das Umständliche darin nicht unbedeutend finden.

»Ich kont' Euch in der letzten Zeit nicht schreiben weil ich zwei Monath im Lazarethe lag. Auf einer schlimmen Retirade, bei der unser braver General fast der letzte Mann war, hatte ich das Glück ihn vom Feinde zu befreien. Sein Pferd stürzte dicht neben mir, er kam ganz drunter zu liegen. Ich sprang zu, wollt' ihm hervorhelfen, als eben

deri preußiſche Huſaren, die ihn verfolgten, auf ihn einhieben. Es glückte mir ſie ſo lange abzuhalten bis mehrere von unſern Leuten umwandten, einen Huſaren vom Pferde ſchoſſen und die andern in die Flucht trieben. Es waren faſt die letzten die uns verfolgten. Meine Cameraden hatten mich betäubt weggetragen. Nach einigen Stunden erwacht' ich in einer Dorfſchenke und fand meinen Kopf und die Schulter in feſte Bandagen gewickelt, das war das erſte Mahl in meinen Leben daß ich am Leibe nicht frei war. Der General ſaß neben mir, und freute ſich ſehr als ich wieder erwachte. Er fragte mich oft, ob die Wunden im Kopfe auch nicht ſehr ſchmerzten? und nannte mich ſeinen Erretter. Er wollte mir auch ſeine Uhr und Börſe, die ihm die Feinde bald abgenommen hätten, zum Geſchenke machen; ich antwortete ihm aber wie ihr einſt einem Prinzen, dem ihr einen ähnlichen Dienſt thatet: es ſollte mir leyd thun den Dank eines ſo braven Officiers für Geld und Gold zu verkaufen. Er drückte mir drauf die Hand und ſagte: ich ſehe wohl, ihr ſeyd eines beſſern Lohns würdig. Und ſo mag der brave General wohl geglaubt haben mir einen rechten Gefallen zu thun, da er für mich das Officierpatent auswirkte. Aber auch darin folgt' ich lieber eurem Beiſpiel als dem Zureden mancher Cameraden. In all dem wars freilich

freilich leichter einem solchen Beispiel zu folgen, Vater, als bei der Vertheidigung des braven Generals. Hätt' ich da mit Büchse und Säbel so gut schwadronirt wie ihr damals, wär' ich auch wohl ohne Wunden davon gekommen und hätte die Feinde selbst abtreiben können. Ich habe wohl an euch gedacht, wie ich zusprang.

Der General hält mich nun für eigensinnig, weil er unsern Hausstand, unser Leben nicht kennt und begreift. Das thut aber weiter nichts. So bald es Friede ist, geh' ich ja ab, und beim lustigen Einfahren mit unsern braven Braunen und Rappen und beim Baum-Fällen und Pflanzen hätt' der Officierrock doch nicht gepaßt. Nein, guter Vater, ich weiß zu gut, was das werth ist, so wie ihr als glücklicher Landmann zu leben, unter seines Gleichen der Beste und Klügste zu seyn, ohne sich durch eitles Prahlen den Haß und Neid seines Nachbarn zuzuziehen. Und vieles von dem begreif' ich izt viel besser, als sonst und das ist mit ein paar Narben gar nicht zu theuer bezahlt. Die Wunden haben gut geheilt und ich bring nun doch ein Andenken vom Kriege mit. Die Schmarre über der Stirn wird Pepi doch wohl leiden mögen? Es sieht fast aus als wenn ich so noch die letzte Gelegenheit hätte benutzen sollen: denn alles spricht izt vom Frieden. Nun, mir soll es herzlich lieb

ſein. Mich verlangt gar ſehr nach Hauſe und das Elend rund um mich her kann ich kaum länger anſehen.

Ich werde euch manches von den Preuſſen zu erzählen haben, was euch auch in eurer guten Meinung von den Proteſtanten beſtärken wird, manches was nicht viel anders klingt, als wenn ihr von euren Feldzügen am Rhein erzähltet. Manches und vieles auch, was eben nicht zum Beſten für unſre Truppen klingt. Viele Regimenter, und beſonders die Officiere haben es oft in ihrem eignen Lande ſo arg gemacht, daß man in Böhmen am Ende lieber die Preuſſen als uns aufnahm. Ich glaube faſt die einfältigen Leute ſehen die Böhmen auch für ihre Feinde an, weil ſie eine andre Sprache ſprechen.

Und von dem braven Fritz ſprechen wir faſt eben ſo viel und eben ſo gerne als ſeine eigne braven Soldaten. Das iſt noch ein König! Vater, nur ſo einer ſollte König ſein! Wunderdinge erzähl ich euch von ihm. Und wie er von ſeinen Leuten geliebt iſt! Wie die Gefangenen, die wir machen, von ihm ſprechen! Einen Gefangenen hab' ich mir gemacht, Vater, den brächt' ich euch gerne als Beute mit nach Hauſe. Es iſt ein preußiſcher Feldwebel von der Infantrie. So was kennt man gar nicht bei unſern Truppen. Der Mann hat

euch ſtudiert, verſteht den Dienſt und ſpricht davon, daß wir uns nicht ſatt hören konnten. Und was er alles für ſeine Compagnie zu beſorgen hat, und wie ordentlich er die ganze Compagnie führt und jedes einzelnen Soldaten Sache! Er ſieht die Soldaten ſeiner Compagnie wie ſeine Kinder und Zöglinge an. Nur darüber hat er bei uns gejammert, daß ſeine Compagnie nun in Unordnung kommen wird.

Denkt euch meine Freude, Vater: wie er ſieht, daß es mir Ernſt iſt ihm ſeine Sachen zu laſſen, er aber durchaus darauf beſteht, ich müßte mir irgend was aus ſeinen vollgepackten Torniſter ausſuchen, ſeh ich daß dieſer halb voll Bücher iſt. Poz Element! ſchrie ich, davon ſollt ihr mir kein einziges behalten, die könnt' ihr in eurem glücklichen Lande leicht wiederfinden, ich dort für alles Geld nicht. Der Mann hatte ſolche herzliche Freude an meiner Begierde nach ſeinen Büchern, daß er mich dann auch beim Wort hielt, und ich bring euch nun gar ſchöne Bücher von einem gewiſſen Gellert und Rabner mit, auch eine Erdbeſchreibung von einem Büſching, wo auch unſer Dorf drinne ſteht, und ein Buch von Spalding — Vater das klingt ganz anders, als was ſie uns dort in Inſpruk verkaufen. Wie wird euch das Buch freuen! Man meint im Anfang, das

wäre zu vornehm für unser einen, und doch verſteht ſichs leichter als manches ſchlechte Buch; und wo ichs nicht ganz verſtand half mir mein braver Feldwebel.

Vater, von dem Mann hab' ich mehr gelernt, als von allen andern Menſchen, wenn ich euch ausnehme. Und indem ich eben anfing das alles zum Beſten meiner Compagnie ſo viel als möglich anzuwenden, hätt' ich ſollen ein müßiger Unterlieutenant werden? Und das um als Herr Lieutenant, der in nichts mehr paßt, nach Hauſe zu kommen? Ja auch wenn ich hätte Soldat bleiben müſſen ich hätte mich doch wohl bedenken ſollen! So aus meinem guten Stand heraus unter die Menge junger windiger Stadtleute, die ihre Stellen kaufen und ſie wieder verkaufen, und zu ihren Obern auch meiſt ſolche Leute haben, die es für Geld und gute Worte geworden ſind! Wenn ich ſo ein tüchtiger Unterofficier für meine Compagnie werden könnte, wie mein Freund Werner für ſeine brave Preuſſen iſt, den ſie nicht leicht ſo haben können, wenn ſie auch noch Geld und gute Worte dazu geben wollten, ſo wär ich und die Compagnie doch wohl ſo beſſer dran!

Eben da ich mich hinſetze dieſen langen Brief zu ſchließen gehts durchs ganze Lager: Friede, Friede! Nun dann bin ich ja ſelbſt bald wieder

bei Euch und es lohnt des Schreibens nicht weiter. Die Thränen ſtehn mir vor Freuden in den Augen; Vater! Lebt wohl! Gott erhalt euch alle geſund bis zum Wiederſehn. Ich bin gewiß der Erſte zu Hauſe.«

Franz.

IV.

Notiz von Deutschen Journalen.

Um diesen Artikel fürs verfloßne Jahr nicht ganz unbearbeitet zu lassen, wollen wir von den Zeitschriften, die mit demselben angefangen haben, wenigstens diesmal Eine von ihrer Entstehung her etwas ausführlich anzeigen. Wir wählen dazu die Horen als diejenige welche das größte Aufsehen erregt hat und unstreitig die meisten merkwürdigen Aufsätze enthält.

Darum verkennen wir gewiß nicht den großen Werth von Posselts europäischen Annalen, welche dem Geschichtforscher ein unentbehrliches Handbuch seyn und bleiben werden, und denen nur eine weniger gesuchte und geschrobene Sprache zu wünschen wäre; auch nicht den edlen ernsten Ton und achtungswerthen Inhalt der neuen deutschen Monatschrift; eben so wenig die zweckmäßige Einrichtung und Behandlung des Journals Frankreich im Jahr 1795. und den interessanten, wiewohl etwas zu einseitigen und zu ungleich bearbeiteten Inhalt der Beiträge zur französischen Revolution und den angenehmen unterhaltenden Charakter des Berlinischen

Archivs; welche alle in dem verfloßnen Jahre ihren Anfang genommen haben.

Von diesen allen und von dem Deutschen Merkur, der Berlinischen Monatschrift, dem Genius der Zeit, dem deutschen Magazin, der deutschen Monatschrift, der Minerva, den Friedenspräliminarien, der Klio und vielleicht noch einigen andern Zeitschriften zeigen wir künftig jeden Monat das eben erschienene Monatstück an.

Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß dieser wichtige Artikel, der von den recensirenden Zeitschriften wo nicht fast aus der Acht gelassen, doch immer sehr spät und in keinem Verhältniß mit dem großen Einflusse den diese Modelectüre auf den Geschmack und den Charakter der Nation haben muß, behandelt wird, hier in dieser Schrift nicht von Einem unsrer Mitarbeiter allein behandelt werden, sondern das Werk mehrerer in verschiedenen Fächern erfahrner Männer seyn wird.

Die Horen.

Eine Monatschrift herausgegeben von Schiller.

Inhalt der Ankündigung. Ueber das Lieblingsthema des Tages, (Krieg, po-

litiſche Meinungen, Staatscritik) legen ſich die Verfaſſer der Horen ein ſtrenges Stillſchweigen auf und verbieten ſich ausdrücklich alle Beziehungen auf den jezigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit. Durch ein allgemeines höheres Intereſſe an dem was rein menſchlich iſt wollen ſie die durch das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart in Spannung geſetzten eingeengten und unterjochten Gemüther wieder in Freiheit ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder vereinigen, heitere, leidenſchaftfreie Unterhaltung, geſammelte Züge zu dem Ideale veredelter Menſchheit, ſtiller Anbau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten alles zur Beförderung wahrer Humanität u. ſ. w. ſoll der Inhalt und Zweck der Horen, Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede, ſoll der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſeyn.

Folgende genannte Schriftſteller nehmen an dieſer Monatſchrift Antheil: Archenholz, Dalberg (der ſich im fünften Stück wieder davon losgeſagt hat), Engel, Fichte, Funk (in Dres-

den), Garve, Genz, Gleim, Göthe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, beide Brüder Humbold, Jacobi (aus Düsseldorf), Matthissson, Meyer (in Weimar), Pfeffel, Schiller, Schlegel (in Amsterdam), Schütz, Schulz, Woltmann. Die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze werden erst am Ende des Jahrganges angezeigt. Jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts (die aber nicht näher angezeigt werden) zu unterwerfen geneigt ist, steht die Theilnahme daran offen.

Jeden Monat erscheint ein Stück von 7 Bogen in gr. 8. auf Schreibpapier. Der Jahrgang kostet ein Carolin oder 6 Thl. 8 gr. sächs. Das einzelne Stück 16 gr. Die Mitarbeiter wenden sich an den Herausgeber, die Subscribenten an die Buchhandlungen und Postämter. Die Namen der Subscribenten werden am Ende des Jahres abgedruckt.

Inhalt des ersten Stücks. I. Epistel. II. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. III. Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten. IV. Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.

Wer erkennt nicht den Meiſter in folgenden Verſen der Epiſtel:

— — — Es lieſt nur ein jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Ob es der Abſicht des Dichters wohl entgegen ſeyn mag, daß dieſe Epiſtel, ſo verſchieden ſie auch gedeutet wird, für Jeden, Beziehung auf das Lieblingsthema des Tages zu haben ſcheint? Daß der Demokrat in dem Hans ohne Sorge den privilegirten nutz- und geſchäftloſen Ariſtokraten, auch wohl den aus ſeiner Heimath Vertriebenen, in manchem deutſchen Ländchen in anſtändiger Faulheit gefütterten Emigranten ſiehet *); ſein Gegner aber ſich freuet, wie der neu-

*) Bekanntlich ſind in mehreren deutſchen Ländern aus Frankreich emigrirte tüchtige Fabrikanten und Handwerker, wenn ſie gleich zu ſolchen Gewerben gehörten, bei denen es in Deutſchland an brauchbaren Arbeitern ſehr fehlt, wenn ſie gleich ihre vorzügliche Geſchicklichkeit für jeden Preis antrugen, wenn ſie auch gleich aus Unzufriedenheit mit den neuen Einrichtungen ausgewandert waren, dennoch als moraliſch verpeſtete Bürger zurückgewieſen worden; dahingegen hochbetittelte unwiſſende Müßiggänger, deren Muthwille und egoiſti-

ausgedachte Demokratenstaat darin so weidlich lächerlich gemacht wird? Daß sich die Verfasser über diese Gegenstände das strengste Stillschweigen auferlegt haben, geht den launigen Dichter freilich nichts an, kann aber auch Diejenigen, die des Dichters uneingeschränktes Privilegium nicht kennen, oder nicht anerkennen wollen, von jenen Deutungen um so weniger abhalten, da der dritte Aufsatz nicht nur Scenen des gegenwärtigen Krieges und ihre Folgen zum Gegenstande hat, und der Autor und die darin vorkommenden Personen sich nicht begnügen, über das Lieblingsthema des Tages zu urtheilen und zu streiten, sondern auch die ganze Vertheilung der Charaktere und Maximen ein bestimmtes verdammendes Urtheil über ein Lieblingsthema des Tages fällt. Der Autor spricht für den Adel und Adelstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Klubs, die verbreiteten

sche Anmaßungen jene neue Ordnung der Dinge zunächst veranlaßt hatten, nicht nur aufgenommen, sondern auch mit Capitalien zur Einrichtung und mit ansehnlichen Pensionen unterstützt worden sind. Daß ihnen übrigens das niederträchtige Arbeiten, wie dem so glücklich abgeprügelten Hans ohne Sorge in der Epistel, wirklich bei ähnlicher Strafe untersagt worden sey, hat eben nicht verlauten wollen.

Gesinnungen und Meinungen, die Verfassung welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen. Unter den handelnden Personen sind alle, die in ganzen Kutschen und Halbchaisen, begleitet von schwerbeladenen Brankards, fahren, und alle, die bald hernach auf dem Gute der Baronessin anständige Besuche abstatten, vortrefliche Leute und wie sichs versteht, mit dem Onkel Geheimerrath dem alten System zugethan. Nur ein junger Vetter Carl, der sich von der blendenden Schönheit hatte verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, der von seiner Leidenschaft verblendet war, gleich Liebenden, denen Stand, Glückesgüter, alle Verhältnisse Nichts sind, denen Eltern, Verwandte, Freunde fremd werden, nur der ist für die neue Sache und für die Franzosen, und muß es denn natürlicher Weise auch ganz uneingeschränkt seyn, muß alles was bei den Neufranken Gutes oder Böses geschah unmäßig loben, muß Angesichts aller Verwandten und Freunde, die entgegengesetzter Meinung und Opfer des Krieges sind, sein lautes

Vergnügen über die Fortschritte der Franzosen auf deutschem Boden auslassen, muß Leuten, die eben erst dadurch, daß das Glück sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt hatte, zu einem Theil ihres Eigenthums gelangt waren, und eben auf einem Gute von der schönsten Lage ihren ererbten Wohlstand genossen, ihnen ins Gesicht muß er den Waffen der Franzosen alles fernere Glück wünschen, muß dem alten Geheimenrath, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß, ins Angesicht jeden Deutschen auffordern der alten Sclaverey ein Ende zu machen, und muß den »edlen« Deutschen verheißen, daß die Franzosen diejenigen, die sich für sie erklärt, mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen würden; muß dem alten Onkel starke Vorwürfe machen, die ihn persönlich treffen und in jedem Sinne beleidigend sind und laut ausrufend, muß er endlich hoffen, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Erndte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. So muß der junge unbesonnene, muthwillige Mensch das Glück und den frohen Genuß des ganzen Familienkreises stören und zerrütten. Nur der Hofmeister, ver-

muthlich als Repräsentant jener Kleinen und Schwachen, die in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ihrer selbst, ihrer Kräfte und Verhältnisse sich dem Mächtigen und Großen, dem nichts lächerlicheres erscheinen kann, gleich zu stellen dünkt, nur der Hofmeister giebt ihm im Stillen recht und die Kammermädchen, denen die Gestalt des demokratischen Vetter Carls reizend und seine Freigebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Ist das ehrlich? heißt das strenges Stillschweigen über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatscritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jezigen Weltlauf auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden? Heißt das nicht vielmehr, die wichtigen Gegenstände mit dictatorischem Uebermuthe abur-theilen, und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehm-

lich, durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes seyn mag, so unverzeihlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan' entgegenlaufendes von irgend einem Mitarbeiter aufzunehmen.

Um uns bei diesen Unterhaltungen, die einen großen Theil der Horen einnehmen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Lesewelt voraussetzt, wenn er weiterhin glaubt sie durch leere Gespenstergeschichtchen von dem zwar nicht reinen aber wahren großen Interesse der Menschheit abziehen zu können, durch plumpe italiänische Keuschheitsmethoden, die durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther zur Ruhe zu bringen und durch die humoristische Stellung eines Wunderwürkenden Gebets, zu dem sich in einem drauf folgenden Gedicht der Heiland geflissentlich gesellt, die unterjochten Gemüther in Freiheit zu setzen.

Ueber den zweiten Artikel, dessen würdiger Verfasser eben so leicht, als der vorige schwer zu erkennen ist, schweigen wir, bis wir die Briefe ganz vor uns haben und fassen diese dann zuletzt

mit einigen andern dahin einſchlagenden Aufſätzen des Journals zuſammen.

Die unbedingt nothwendige Frage für jeden der die Würde der Vernunft in ſich behaupten will: was habe ich zu thun um reines Intereſſe für Wahrheit in mir zu wecken, oder wenigſtens daſſelbe zu erhalten, zu erhöhen und zu heben, beantwortet der vierte Aufſatz auf eine höchſtbefriedigende Weiſe. Einen ſolchen Aufſatz, der für die höchſte Sache der Menſchheit ächtphiloſophiſche Gründe, in einer ſo lebendigen, kräftigen Sprache vorträgt, ſollte man billig ohne Bedenken auf alle mögliche Weiſe zu vervielfältigen ſuchen, und wieder und immer weiter abdrucken laſſen, bis er in aller Leſer Hände wäre. — Wir haben uns für unſern Raum ſchon leider viel zu lange bei dem vorigen Artikel aufgehalten, der uns indeß für den Charakter der ganzen Monatſchrift von zu hoher Bedeutung zu ſeyn ſchien als daß wir ihn hätten kürzer abfertigen können. Hier alſo nur die Hauptgedanken des vor uns liegenden wichtigen Aufſatzes.

Wie jedes Intereſſe überhaupt, ſo gründet ſich auch das Intereſſe für Wahrheit auf einen urſprünglich in uns liegenden Trieb.

Unter unſern reinen Trieben iſt auch ein Trieb nach Wahrheit.

Jede entdeckte Wahrheit, jeder erkannte Irrthum erzeugt ein Gefühl des Beifalls oder der Abneigung, beides völlig unabhängig von dem Inhalt und den Folgen.

Aus wiederholten Gefühlen der gleichen Art entſteht ein Intereſſe für Wahrheit überhaupt.

Ein ſolches Intereſſe läßt ſich nicht hervorbringen aber wohl erhöhen.

Dies geſchieht durch Freiheit wie jede ſittliche Handlung.

Jedes praktiſche Intereſſe im Menſchen erhält und belebt ſich ſelbſt.

Jede Befriedigung verſtärkt es, erneuert es, hebt es mehr hervor im Bewußtſeyn.

Die Hauptvorſchrift zu Erhöhung jedes Intereſſe im Menſchen heißt demnach: befriedige deinen Trieb.

Daraus fließen für den gegenwärtigen Fall zwei Regeln: entferne jedes Intereſſe, das dem reinen Intereſſe für Wahrheit entgegen iſt, und ſuche jeden Genuß, der dieſes Intereſſe befördert.

Vom Genuß, der ſich blos auf Befriedigung der animaliſchen Sinnlichkeit gründet, und der ſich in ſich ſelbſt verzehrt und vernichtet iſt hier nicht

die Rede. Geistiger Genuß wie der ästhetische, erhöht sich durch sich selbst.

Ob irgend ein geistiger Genuß ganz unbedingt zu empfehlen sey? hängt ab von der Beantwortung einer höhern Frage: ob der Trieb, auf den jener Genuß sich bezieht, ins unbedingte zu erhöhen? und diese von der noch höhern: ob dieser Trieb irgend einem andern unterzuordnen sey?

Unser Interesse für Wahrheit soll rein seyn; die Wahrheit, blos weil sie Wahrheit ist, soll der letzte Endzweck alles unsers Lernens, Denkens und Forschens seyn.

Die Wahrheit an sich ist blos formal. Uebereinstimmung und Zusammenhang in allem, was wir annehmen, ist Wahrheit. —

Alles im Menschen, mithin auch seine Wahrheit, steht unter diesem höchsten Gesetze: sey stets einig mit Dir selbst!

Dem Interesse für Wahrheit um ihrer bloßen Form willen, ist gerade entgegengesetzt alles Interesse für den bestimmten Inhalt der Sätze.

Vertheidigen wir uns gegen eine auf uns eindringende Ueberzeugung, die unsern ältern ehmals für wahr gehaltenen Behauptungen widerspricht, unsre egoistische Anmaßungen bedroht, so ist es uns nicht mehr um die Form zu thun, sondern um die Materie des Satzes, nicht um Wahrheit, sondern um eitlen Ruhm und Gewinn.

Die Trägheit des Geistes ist ein zweites Hinderniß des reinen Interesse für Wahrheit. Man läßt durch Schriftsteller oder Redner sich bearbeiten und sieht in behaglicher Ruhe zu, wie eine Vorstellung in uns mit der andern abwechselt.

Diesem blinden Hange thätig widerstreben kostet Anstrengung und Verläugnung.

Käme man auf jenem Wege wirklich zu Vorstellungen, die an sich wahr wären, so wären sie es doch nicht für uns, denn wir hätten von der Wahrheit derselben uns nicht durch eignes Nachdenken überzeugt.

Beide Unarten vereinigen sich in denjenigen, welche alle Untersuchung fliehen aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe und in ihrem Glauben gestört zu werden.

All jenes Interesse ist unächt; in Ausrottung desselben besteht der erste Schritt zu Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit. Dann überlasse man sich jedem Genusse den das reine Interesse für Wahrheit gewährt.

Die Wahrheit an sich selbst gewährt einen reinen edlen, hohen Genuß.

Der Mensch soll einig mit sich selbst seyn, er soll ein eignes für sich bestehendes Ganzes bilden.

Im reinen Bestreben wird man des erhabnen

Gefühls theilhaftig: ich bin, was ich bin, weil ich es habe seyn wollen; — ich werde immer seyn, was ich jezt bin, weil ich es immer wollen werde. —

Mit kalter Ruhe und fester Entschlossenheit blickt der selbstständige Mensch hinein in das Gewühl der menschlichen Meinungen und seiner eignen Einfälle und Zweifel. Es wirbelt und stürmt um ihn herum aber nicht in ihm. —

Fänd' er auch als letztes Resultat seines Strebens nach Wahrheit, daß es überhaupt gar keine Wahrheit und keine Gewißheit gebe; er würde auch diesem Schicksale sich unterwerfen: denn er wäre zwar unglücklich aber schuldlos.

Eben so ruhig bleibt der entschiedne Freund der Wahrheit darüber, was andre zunächst zu seinen Ueberzeugungen sagen werden.

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewendeten Kraft gewährt einen reinen edlen, dauernden Genuß.

Meine Kraft ist mein, lediglich in wiefern ich sie durch Freiheit hervorgebracht habe; ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung und in dieser besteht auch die wahre Geisteskraft.

Blinde Kraft ist keine Kraft, vielmehr Ohnmacht.

Diese Geisteskraft wird durch den Gebrauch

verstärkt und erhöht; und diese Erhöhung giebt Genuß, denn sie ist Verdienst.

Durch diese Geisteskraft wird zugleich das moralische Vermögen gestärkt und sie ist selbst moralisch.

Wahrheitsliebe bereitet vor zur moralischen Güte und ist selbst schon an sich eine Art derselben.

Herrschende Sinnlichkeit schwächt in gleichem Grade das Interesse für Wahrheit wie für Sittlichkeit.

Freiheit des Geistes in Einer Rücksicht entfesselt in allen übrigen.

Entschlossenheit im Denken führt nothwendig zur moralischen Güte und zur moralischen Stärke.

Inhalt des zweiten Stücks. I. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. II. Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst. III. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Fortsetzung. IV. Epistel. V. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Der zweite Aufsatz ist meisterhaft; so kann nur ein Mann schreiben, der selbst wahrer Künstler, Kunstlitterator und Denker ist. Ueberblick, ächte Sonderung, Kunstgefühl und Geschmack, Sprache — alles ist groß daran.

Ob die deutschen Mädchen damit zufrieden seyn werden, daß der unverkennbare Dichter der Epistel sie nur zu Keller- Küchen- Küchengarten- und Waschhaus-Hüterinnen und Pflegerinnen bestimmt und ihnen kein Buch vom Bücherverleiher über die Schwelle kommen lassen will? — Vor zwanzig Jahren, werden sie sagen, that er das nicht; und damals wär' es ihm weniger übelgenommen worden. Ungern sieht man diese leicht erzählte Epistel unvollendet bleiben.

Der fünfte Aufsatz verräth einen feinen Beobachter der Natur und ruhigen Selbstdenker, der die Sprache in seiner Gewalt hat. Von eben diesem scheint auch der gleich schätzbare Aufsatz über die männliche und weibliche Form in den folgenden Stücken herzurühren.

Inhalt des dritten Stücks. I. Das eigne Schicksal. II. Dante's Hölle. III. Entzückung des Las Casas oder Quelle der Seelenruhe. IV. Ueber die männliche und weibliche Form.

In dem ersten Aufsatze werden folgende vier Sätze mit angenehm andringender Beredsamkeit vorgetragen und wenn der Verf die Materie gleich nicht erschöpft, so führt er doch seine Leser auf den rechten Weg zu weiterem eigenem Nachdenken darüber.

1) Jeder Menſch hat ſein eignes Schickſal, weil jeder Menſch ſeine Art zu ſeyn und zu handeln hat.

2) Das Schickſal ſcheint inconſequent mit uns zu handeln weil wir ſelbſt inconſequent ſind. Es iſt mächtig groß, weil wir ſelbſt ſehr klein ſind.

3) Vermeide Jeder, ſo viel er kann, der Sklave einer fremden Beſtimmung zu werden, und baue ſein eigenes Schickſal.

4) Das Leben des Menſchen iſt auf Lebenszeiten berechnet ſo auch ſein Schickſal. Eine Begebenheit iſt auf Momente berechnet, ſo auch ihr Schickſal.

Sehr treffend und wahr ſchließt der Aufſatz mit folgenden Worten: Sey, wer Du ſeyn ſollſt, und thue das Deine; ſo wird Dich das Glück, Dein gutes Schickſal ungeſucht finden; die ſchärfſte Waage Deines, keines fremden Schickſals iſt in Dir.

Ob der Auszug aus dem Dante, oder wie der Vf. ihn nennt, die Darſtellung des Dante, in Proſa, mit untergemiſchten in Verſen überſetzten Stellen aus Dante's unſterblichem Gedicht, wie Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſte bereits den Anfang lieferte, die Lectüre ſeyn mag, welche die meiſten Leſer von den Horen erwarten, bezweifeln wir faſt; ohne indeß den ächten Werth

der sehr glücklich übergetragenen Verse und der überaus feinen kritischen Behandlung des genialischen Dichters zu verkennen.

Der dritte Aufsatz scheint uns eine erzwungene falsche Salbung zu haben; wie schön auch die Worte lauten, sie gehn nicht zu Herzen.

Inhalt des vierten Stücks. I. Dante's Hölle. Fortsetzung. II. Ueber die männliche und weibliche Form. Fortsetzung. III. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. IV. Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Wie in aller Welt kommen die Horen zu dem Antheil an der Belagerung von Antwerpen? Die Schmückerinnen der neugebohrnen Venus, die Weltumkreisenden Tänzerinnen, die Anmuthigen, die Wohlanständigen? Wie können sie sich mit solchen Greueln menschlicher Tugend und Verruchtheit befassen? — Der Horen uneingedenk wissen wir indeß dem Herausgeber sehr vielen Dank für diesen meisterhaften Aufsatz und erklären uns die kleine Unschicklichkeit gern wie wir sollen.

Inhalt des fünften Stücks. I. Merkwürdige Belagerung von Antwerpen. Beschluß. II. Beitrag zu einer Geschichte

des französischen Nationalcharakters. III. Litterarischer Sanscülottismus. IV. Das Spiel in strengster Bedeutung. V. Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung. VI. Ueber Charakterdarstellung in der Musik. VII. Kunstschulen. VIII. Weihe der Schönheit. IX. Sängerlohn.

Dieses Stück ist wohl das reichhaltigste und interessanteste von allen.

Der zweite Aufsatz enthält viele wichtige Bemerkungen und Zusammenstellungen zur Beleuchtung des französischen Nationalcharakters; und wenn der Verfasser gleich hie und da als der kalte Deutsche erscheint, der auf die französische Nation wie auf ein thörigtes Volk herabsieht; so zeigt doch die Behandlung des ganzen Gegenstandes und die Aeußerung über manche Hauptmomente, daß er nicht zu den kalten Deutschen gehört — die hier wohl uneigentlich mit dem wahrhaft kalten egoistischen Engländer in Eine Klasse gestellt werden, welcher die französische Nation entweder tödtlich haßt oder sich an ihr, wie an einem Gaukler, ergötzt. Auch wär' es wohl nicht so leicht zu bestimmen in welchem deutschen Lande dieses eigentlich das herrschende oder gar allgemeine

deutsche Urtheil über die französische Nation und ihre Revolution sey. Denn Wien und Berlin, Dresden und München sind doch wohl eben nicht Deutschland? Und seit den letzten Friedensschlüssen, seitdem der umgestimmte Zeitungston auch die gefesselten Zungen der ehrlichen gegen sich selbst unbescheidnen deutschen Bürger löste, seitdem dürfte man vielleicht nur fragen: Wien und Jena sind doch wohl nicht Deutschland? — Doch das würde zu weit führen. Ohnehin ist dieser Aufsatz, der in so mancher Rücksicht das Lieblingsthema des Tages und die nächsten Erwartungen der Menschheit betrift, die — wir gestehen es ehrlich — uns als redlichen deutschen Bürgern auch zunächst am Herzen liegen, von mehr als Einer Seite zu wichtig, um nicht vorzugsweise bei ihm zu verweilen. Auch enthält er so manches die deutsche Nation betreffendes, das wir sehr gerne zu neuer und wiederholter Erwägung unsern nachdenkenden Lesern vorlegen.

Die Hauptepochen welche der Verfasser durchgeht und die sich daher ergebenden Hauptäußerungen sind folgende:

Der Charakter unsrer neuen Nationen erhielt erst da seine bestimmte Form als der dritte Stand empor kam.

Zur Entstehung des französischen Charakters trugen folgende beiden Umstände entscheidend bei: die Nationalkultur ging von der Phantasie aus; und dies zu einer Zeit, wo durch den Despotismus der Könige die verschiednen Provinzen Frankreichs mehr, als der Geist der Feudalaristokratie es in andern Ländern erlaubte, zu einem großen Staate vereinigt waren.

Schon war die Macht der Feudalaristokratie durch die Könige geschwächt und der Geist derselben durch den Anfang der Kreuzzüge und durch eine gewisse Sehnsucht nach Abendtheuern humanisirt worden; schon war das Ritterwesen eine Bildungsschule des Adels, — schon hatte Ludwig der Siebente den fleißigen Bürgersinn in den städtischen Gemeinheiten mit der Hofnung beschenkt, Menschenrechte von dem Throne zu erhalten, als die liebliche Dichtkunst der Troubadours in dem südlichen Frankreich begann.

Die Troubadours unterhielten ihre Zuhörer gewöhnlich von Abendtheuern aus Palästina und würzten ihre Erzählung mit Spott über die Ungläubigen, in welchem der erste Keim der französischen Satyre lag; oder sie untersuchten die Geheimnisse der Liebe.

Bei den Volksfesten wie bei den Feierlichkeiten der Großen fehlte selten ihr Lied.

Der Herzog dichtete bald wie der niedrigste Bürger.

Gerichtshöfe der Liebe wurden errichtet. Diese Tribunäle, durch welche der phantastische Geist der Nation neues Feuer erhalten mußte, wurden allgemein. Königinnen hatten bisweilen dabei den Vorsitz. Ordensbänder wurden dabei in Cytherens Namen ausgetheilt und mit Begier gesucht.

Von der Poesie und einem dichterischen Leben ging ihre Bildung aus und Kultur der Phantasie ward die Grundlage ihres Charakters.

Der Verfasser wünscht der französischen Nation zu einem solchen Anfange Glück. Was er darauf über die Gefahren und Vortheile einer solchen Cultur sagt und wie er sich dabei über deutsche Cultur äußert, ist zu wichtig als daß wir nicht gerne die Stelle zu weiterer ernstlichen Erwägung ganz herseßen sollten. Sie giebt mehr als Ein großes Thema zu solchen Untersuchungen, die den eigentlichen Zweck unsers Deutschlands betreffen: ja wir seßen die ganze Stelle in der Hofnung her, daß sie manchen unsrer verständigen und denkenden Leser wohl zu öffentlicher Erörterung des Inhalts bewegen könne. In den Horen haben gewiß viele Leser, durch die ersten Seiten zurückgeschreckt, diesen ganzen Aufsaß, in welchem der

beßre innre Menſch mit dem eingeengten Bürger oft in ſonderbare Colliſion kommt, wo nicht gar überſchlagen doch weniger als manchen andern beachtet. Hier iſt die wichtige Stelle.

»Zwar iſt es unvermeidlich, daß ein Volk, welches die Phantaſie vor allen andern Seelenkräften ausbildet, leichter in unſittliche Ausſchweifungen geräth, als eine Nation, welche ſich mit kaltem Urtheile zu einer höhern Stufe der Kultur allmählig fortarbeitet, denn jenes hat ſich einem weit unſicherern Führer anvertraut, als dieſe; ſeine Begierden werden lebhafter, die Gegenſtände, welche dieſelben reißen, zahlreicher und anziehender, und das Laſter verliert vor ihm ſeine natürliche Häßlichkeit, weil die Phantaſie es mit ihren Blumen bedeckt; zwar iſt gleichwohl ſittliche Kultur das höchſte Ziel, zu welchem jeder Staat hinſtreben muß; allein es iſt zugleich unbezweifelt, daß man nie zur Humanität gelangen wird, als durch Kultur der Einbildungskraft, als durch das Gebiet einer anfänglich laſterhaften, doch allmählig mit Anmuth geſchmückten Sinnlichkeit. Wenn auch ein Volk ſchon zu einem hohen Grade der Sittlichkeit durch die Herrſchaft der Vernunft gekommen iſt, darf es ſich doch nicht ſchmeicheln, daß es auf derſelben ganz ſicher ſtehe, denn die Sinnlichkeit giebt ihre Rechte nicht auf, und kein Menſch vermag

sie derselben durch seine Vernunft zu berauben, weil er es nicht darf. Die Sinnlichkeit soll nämlich durch Kultur der Phantasie eine solche Anmuth erhalten, daß sie, unabhängig von der Vernunft, gleichwohl nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde derselben Abbruch thäte. Nur aus dem völlig gleichen Bunde zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, nicht aus der Herrschaft der einen oder der andern kann ächte Humanität hervorgehen, und nur wenn er geschlossen ist, kann zwanglose Bildung einer Nation eintreten. Die Griechen näherten sich diesem sittlichen Zustande mehr als alle andere Nationen, wiewohl man unter ihnen vielleicht mehr Laster, als bei vielen andern auffinden könnte: die Franzosen kamen ihnen in dieser Rücksicht vielleicht mehr nahe, als sonst irgend ein neueres Volk, wenn gleich die französische Nationalbildung durch Phantasie nicht den edlen Geist der griechischen erhielt. Die glückliche Leichtigkeit beider Nationen entsprang freilich aus mancherlei Ursachen, aber die vorzüglichste derselben liegt in den Charakter, der ihnen frühe durch die Einbildungskraft aufgedrückt ward. Wem kein ähnliches glückliches Loos gefallen ist, der bleibt selbst bei einer hohen Aufklärung seines Verstandes in einem pedantischen zwangvollen Zustande. Wollen die Deutschen zur Humanität gelangen, so

ist es nothwendig, daß sie in der Aufklärung einige Schritte zurück thun, um der Phantasie eine größere Herrschaft über ihre Geister zu verschaffen.!!!«

Wir fahren fort unsern möglichst kurzen Auszug zu liefern:

Alle Züge in dem Charakter des französischen Volks lassen sich auf diese erste Bildung zurückbringen: sie sind entweder gute oder schlimme Folgen der Erziehung der Nation durch die Einbildungskraft.

Gleich im Anfange schöpfte dort die Phantasie aus einer unreinen Quelle; alle damaligen Verhältnisse erlaubten ihr kein ruhiges Fortbilden zu Idealen, hauchten ihr das Feuer der Leidenschaft ein; es fehlte an glücklichen Veranlassungen, welche die Phantasie zur Schönheit hätten führen können. »Sie verbreitete daher ihre üppigen Ranken im Gebiete menschlicher Leidenschaft an einem schmutzigen Boden; die griechische Einbildungskraft suchte mit ihren Sprößlingen den reinen Aether der Kunst.«

Die christliche Religion führte die junge Phantasie des französischen Volks fern von der Gegend der Schönheit auf die Abwege eines abentheuerlichen Geschmacks.

Von den Volksfesten in Frankreich und den

letzten Jahrhunderten des Mittelalters. — Eine religiöse Farce in Paris. — Die Eselsfeste. —

Der liebliche Gesang der Troubadours ward von einer Poesie verdrängt, welche das Gepräge religiöser Unart an sich trug. — Singende und tragirende Pilgrimme, die aus Palästina zurück kamen. — Die Passionsbrüderschaft, aus Pariser Bürger bestehend. — Die Sorglosen Brüder; junge Leute welche die lächerlichen, besonders verliebten Abentheuer der Hauptstadt dramatisch darstellen. Beide Gesellschaften vereinigen ihren religiösen und profanen Geist, und spielen auf Einem Theater. —

Die politischen Verhältnisse der Nation gaben ihrer regewordnen Einbildungskraft auch keine Zeit sich in sorgloser Muße zu einer schönen idealischen Welt zu erheben. — Kriege mit England. — Jeanne d'Arc. Diese Schwärmerei rührte eine doppelte Seite der französischen Phantasie; wie sie durch das Ritterwesen und durch die Religion gestimmt war, als ein heroisches Mädchen und ein religiöses Wunder. — Die Gemahlinn Karls des Siebenten und seine Geliebte Agnes Sorel — die italiänischen Kriege. — Ihre Phantasie ergriff vor allem das Sittenverderbniß der Italiäner. Anstatt einer Stimmung der Einbildungskraft für die Schönheiten der Kunst, gab ihnen das Schicksal aus

Italien

Italien das neapolitanische Uebel mit. — Hofactionen, die zu Nationalpartheyen wurden; bürgerliche Kriege. — Der Despotism siegt endlich ganz — man erwartet ein neues Zeitalter Augusts — aber die Kraft des Staats war in Eroberungskriegen vergeudet. — Der französische Charakter ward izt bloß durch Leidenschaft bestimmt. — Jeder Krieg Ludwigs des Vierzehnten bewirkt eine große Veränderung in dem Geschmack an den Künsten und Wissenschaften. Nur in der Schauspielkunst thaten sich die Franzosen besonders hervor.

Der schwärmerische Geist der Franzosen zur Zeit der Reformation. — Ihr Enthusiasm in Freundschaft und Liebe. — Sterndeuter und Wahrsager. Zaubertränke. Ein wilder Geist in der Liebe. Schrecklich wüthende Eifersucht. Villequier der seine mit Zwillingen schwangere Frau ungestraft im Louvre mit einem Dolche ermordet. — Der im französischen Dienste stehende Corse San Piedro, der sein edles Weib, vor ihr ehrfurchtsvoll niederknieend, aus Rachsucht ungestraft erdrosselt. — Energie galt für alles und ist auch noch die Einzige Tugend der Franzosen. — Die Bluthochzeit; fürchterlich ausgemahlt. Karl, seine Mutter Katharine; ihr Lieblingssohn Herzog von Angou. —

Auch in den neuesten Zeiten blieb am Charak-

ter der Franzoſen das Gepräge, welches ihm Phantaſie aufdrückte, immer ſichtbar. Ein Geiſt der Chevallerie belebte ſtets den edlern Theil der Nation. (Soll doch wohl nicht bloß den Adel heißen? —) Geſänge der Liebe und galante Erzählungen blieben immer der vorzügliche Theil der Poeſie der Franzoſen. Das franzöſiſche Trauerſpiel hängt ſehr genau mit jenem allgemeinen Geiſte zuſammen; »es wirkt unter andern Nationen vorzüglich nur auf ſolche Menſchen, die ihre Individualität in einer allgemeinen Form des Gefühls, welche dem Stande, zu welchem ſie gehören, eigenthümlich geworden iſt, verloren gehen laſſen.«

Die beiden Hauptmodificationen im franzöſiſchen Nationalcharakter waren: hohe romantiſche Stimmung und Beweglichkeit der Seele. Frivolität ward bei beiden bald bemerkbar. — Ein charakteriſtiſcher Kampf zwiſchen allen Fähigkeiten der Menſchheit, der nicht eher endigen wird, als bis der Geiſt der Kunſt über dem Chaos ſchwebt und die Schönheit ihren Aetherſchleier über daſſelbe ausbreitet.

Voltaire und Rouſſeau. Ächte Nationalſchriftſteller, welche der jetzigen Revolution am meiſten vorgearbeitet haben. — Unterdeß Voltaire über den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand ſpotten lehrte, zeigte Rouſſeau in der Ferne das einfachſte Syſtem

des Staatsrechts. — Die frivole Leichtigkeit und der Enthusiasm der Franzosen ergriffen und bewirkten leicht die Revolution. — Äußerst glücklich und nothwendig war daher die schreckliche Idee dem Augenblicke der Revolution gleichsam Fortdauer zu geben. — Die republikanische Verfassung in Frankreich kann nur unter der Bedingung bestehen und für die Nation und die Menschheit wohlthätig werden, daß die Phantasie des Volks von Leidenschaft allmählig zum Kunstsinne geführt werde.

Von der Franzosen geselligen Nationaleitelkeit, und ihrer ehmaligen Liebe für ihre Könige. Aus jener entstand ihre grobe Unwissenheit in allem, was nicht ihre Heimath anging. Mangel an Gemeinsinn machte die Deutschen geneigt den Anmaßungen ihrer Nachbahrn zu fröhnen. Schwer ruhte auf diesen dagegen die Hand des Despotism, dessen Politik es aber erforderte, der Nation statt Glückseligkeit, blendenden Glanz zu verleihen; neue Quellen der Nationaleitelkeit. — Aus Eitelkeit liebten sie ihre Könige. — Die Könige hatten indeß auch (wenn gleich nur als Schutzwehr für sich selbst) dem dritten Stande der unter dem Druck der Feudalaristocratie fast erlag, emporgeholfen. — Der phantastische Geist der Franzosen fand seinen glanzvollsten Sitz am Hofe, dessen Mittelpunkt der

König war. — Kein Thron irgend eines Volks hat ſo viele Männer von erhabenem Charakter (!!!) oder wenigſtens ſchimmernden Vorzügen (eigentlicher wohl glänzenden Laſtern und Thorheiten) aufzuweiſen als der franzöſiſche. — Heinrich von Navarra ein Ideal der Liebenswürdigkeit. — (Auch als König? Weiter wird denn auch keiner genannt.)

»Auffallend iſt es freilich, daß jenes urſprüngliche Elend, welches die Könige und ihr verpeſteter Hof über Frankreich brachten, nicht die perſönliche Achtung der erſten ſchwächte.« — Sehr oft waren ihre Gemahlinnen die Urheber ihres Elends. —

Es kommen beſtimmte Nationalmaximen für das Schickliche in Sitten und Meinungen auf. — Nur dadurch iſt ein ſolches komiſches Schauſpiel möglich als die Franzoſen haben. — Keine Nation wird darin der franzöſiſchen ſo wenig gleich kommen, als die deutſche, welcher ja Nationalcharakter ſelbſt in den gröberen Verhältniſſen fehlt.

Dieſen gedrängten und doch wohl ſchon zu weitläuftigen Auszug fühlen wir uns in mehr als Einer Rückſicht gedrungen mit Herſetzung des ganzen Schluſſes jenes Aufſatzes zu beſchließen. Daß er doch manches für Deutſchland heilſame zur Sprache brächte! —

»Alſo auch hierin ſind die Franzoſen und Deut-

ſchen einander entgegengeſetzt, ſo wie faſt alle Züge in dem Charakter beider Nationen ſich einander widerſprechen. Um ſo mehr aber wird die Wißbegierde gereizt zu wiſſen, welchen weltbürgerlichen Werth beide Nationalcharaktere haben, welche Rolle ſie ſpielen in Hinſicht auf den Plan, den die Natur für die Menſchheit entwarf. Durch geſellſchaftliches Leben, durch Staaten, welche theils in ihrer innern Verfaſſung, theils in ihrem Verhältniſſe gegen einander ſich immer vollkommen ausbilden, können wir einzig zur Entwicklung unſrer Anlagen, zur Humanität gelangen. Bei allen Völkern des Alterthums war es der Natur nicht gelungen einen Staatenverein zu bewirken, welcher den Schein der Legalität hatte; der erſte große Verſuch, der in dieſer Rückſicht gemacht ward, verunglückte ſo, daß ein einziges Volk, das römiſche, alle übrigen verſchlang. Sobald aber dieſes den Untergang, welchen es verdiente, durch den Sturm der Völkerwanderung gefunden hatte, und neue germaniſche Horden über die ſchönſten Provinzen des gefallnen Reichs ausgeſtrömt wurden, war ſchon durch die ähnliche Verfaſſung in den verſchiedenen Staaten ein feſteres Band zwiſchen ihnen geknüpft. Bis dahin hatten Frankreichs und Deutſchlands Bewohner gleiches Verdienſt in weltbürgerlicher Rückſicht. Allein es ſchien, als liebte die Natur den

Kontraſt in der verſchiedenen Entwicklung der germaniſchen Stämme, die nun anfing. In Gallien bildeten ſie ihren Charakter mit der größten Individualität aus, unterdeſſen die in der alten Heimath zurückgebliebenen in ſolche Verhältniſſe kamen, daß ſie kaum Eine Nation wurden, wenigſtens keinen beſtimmten und allgemeinen Nationalcharakter gewannen. Dennoch bleibt es unverkennbar, daß ſelbſt ihr ſo formloſer Charakter vielleicht einen größern weltbürgerlichen Werth hat, als der ſtarkgezeichnete franzöſiſche. Das deutſche Volk ſteht in der Mitte Europens, zu wenig eigenthümlich ausgebildet, als daß es nicht jede Entdeckung in den Wiſſenſchaften und Künſten, welches Nationalgepräge ſie auch tragen mag, ſich zueignen, und indem es ihr die Nationalindividualität nimmt, mit einem weltbürgerlichen Stempel für die Menſchheit bezeichnen könnte. Deutſchland iſt gleichſam das Magazin des erhabnen Genius, welcher die Menſchengeſchichte leitet, in das er die aus allen Gegenden zuſammengeholten Schätze niederlegt. Wie wir durch den Mangel an Individualität weltbürgerlichen Werth beſitzen, ſo die Franzoſen durch ihren ſtark ausgearbeiteten Charakter. Durch ihn erhielten ſie das Uebergewicht über andre Völker und brachten einen häufigern Verkehr zwiſchen denſelben hervor; durch ihn wurden ſie über die

Gränzen ihres Reichs getrieben, um Flammen des Enthusiasm andern Nationen mitzutheilen; durch ihn gaben sie der Wahrheit ein Feuer, das durch alle Nebel der Vorurtheile drang, bewafneten sie die Leidenschaft für die Vernunft, welche ohne die Hülfe derselben die menschliche Trägheit nimmermehr überwinden wird. Die Deutschen werden erst in der Zukunft, wenn alle Nationen sich mehr wie Weltbürger, als wie Individuen betrachten, den verdienten Ruhm davon tragen. Alsdann wird man ihre Verfassung, welche jetzt so oft das Ziel des Spottes und der Verwünschung ist, gern segnen, weil vorzüglich durch sie wir geschickt wurden, so früh Weltbürger zu werden; dann wird man einsehen, daß wir als Nation aufgeopfert wurden, um einer höhern Pflicht desto leichter nachkommen zu können. Die Franzosen empfangen zugleich mit dem Verdienst, das sie sich um die Menschheit erwerben, den Lohn dafür; je mehr sie ihren Nationalruhm ausbreiten, desto höher steigern sie auch jenes Verdienst; es ist Ein Opfer, welches sie ihrer Eitelkeit und ihrer kosmopolitischen Pflicht darbringen. Mit je größerer Selbstverleugnung wir hingegen Nationaleitelkeit von uns entfernen, desto pflichtmäßiger handeln wir als Weltbürger. Wunderbar muß für den erhabenen Plan der Natur in Hinsicht auf unser Geschlecht der Versuch wirken,

welchen die Neufranken machen, um Ideen, von welchen manche offenbar ein kosmopolitisches Gepräge tragen, für ihre Individualität in Ausübung zu bringen; wohlthätiger aber für die Menschheit werden dieselben gewiß durch die Verarbeitung seyn, welche die Deutschen ohne Zweifel mit ihnen vornehmen. Sollte eine Morgenröthe der Kunst in Frankreich anbrechen, wenn die Nacht der Anarchie verschwindet, dann Heil dem Verhältnisse, in welchem es bisher zu Deutschland stand! ein Schimmer derselben wird sich bald über unsern Horizont verbreiten; und dann dreimal Heil jenem hehren Zeitpunkte, wenn nun die Schönheit, wie einen feurigen Nordschein, ihr Licht über den Himmel von Gallien und Germanien ausstreuet. Immerhin möchte alsdann eine neue fränkische Universalmonarchie aus beiden Staaten errichtet werden!«

Der dritte Aufsatz ist eine wohlverdiente fast noch zu gelinde Abfertigung eines muthwilligen Aufsatzes *über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen im berlinischen Archiv der Zeit.*

Im vierten Aufsatz wird das Spiel in strengster Bedeutung mit großem Scharfsinn' und haarfeinschneidender Critik erörtert und auf einem ganz eignen Wege abgehandelt; dieser selbstgefundene

Weg führt dem am Ende auf die aesthetische Größe und ihre Arten. Der muthige Gang und der treffende Witz in mehreren kleinen Zügen, zusammengenommen mit den obengenannten höhern Eigenschaften verrathen deutlich einem dem Gegenstande in hohem Grade gewachsnen Schriftsteller.

Der fünfte Aufsatz ist ein Meisterstück des Vortrags;

Der sechste ein nicht unglücklicher Versuch, Grundsätzen der neueren philosophischen Critik auf die Tonkunst anzuwenden.

Der siebente Aufsatz enthält gutgemeinte und mit Wärme vorgetragne Rathschläge und Lehren für Errichter und Lehrer der Kunstschulen.

Sehr würdig beschließt dieses reichhaltige Stück mit zwei vortreflichen Chorliedern des unverkennbaren Homeriden, dem Veredlung der Menschheit und Freiheit über alles gilt.

Der Weise lehrt das Herz der Menge
Sich edler Menschlichkeit erfreun;
Ihm wards, durch Red' und durch Gesänge
Ein Volksverschönerer zu sein.
Wenn gleich, durch Zwang gelähmet,
Sein armes Volk sich grämet;
Durch ihn an Geist und Sinn geklärt,
Erhebt sichs einst, der Freiheit werth,

Inhalt des sechsten Stücks. I. Elegien. II. Die schmelzende Schönheit. Fortsetzung der Briefe über die aesthetische Erziehung der Menschen.

Dieſe im Sinne der Alten gedichteten Elegien ſind ſchön, ſehr ſchön, meiſterhaft; ſtellen ganz- und hochgenoſſne Lebensmomente auf dem reichſten üppichſten Boden der Erde mit einer Wahrheit und Wärme dar, die den Leſer von lebendiger Sinnlichkeit überſtrömt, wie italiäniſche Luft. Aber bei allen Muſen und Grazien, wie kommen dieſe Kinder der muthwilligſten Sinnlichkeit in den mit einem ſo reinen Kreiſe umſchloßnen Tempel der Horen? Wer möchte wohl den darſtellenden Künſtler, der dieſer Dichter in ſo hohem Grade iſt, abhalten, einen in die Sinne fallenden Gegenſtand mit ächter Kunſt zu behandeln; die Kunſt kann ihm vielmehr nicht genug Ehrenſäulen ſetzen, dem ſie wird durch ihn wie durch keinen bisher bereichert. Aber Bilder ſeiner muthwilligen Sinnlichkeit und Laune in den ofnen Hallen des Tempels aufzuſtellen, der ſich dem reinen Intereſſe der Menſchheit widmete, dem die Mutter die Tochter, der Vater den Sohn mit innerer Sicherheit zuführte, um ernſte Belehrung, ächte Geſchmackbildung der erwachenden Sinnlichkeit, de zu früh gereizten Begier entgegen zu ſtellen — Welch ein gebieteriſches Schickſal vermochte alſo das Urtheil des ſtrengen Herausgebers zu lenken? —

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

V.

Claudius und Voß.

Wider und für die Preßfreiheit.

Mit einer kleinen Vorrede.

Vor etwa zwanzig Jahren ließ sich Herr Claudius in Aufsätzen, die ihm die Liebe der besseren Menschen und seinen litterarischen Namen erwarben, über Fürsten, Adel, Freiheit, Gleichheit, Philosophie, Toleranz, Censoramt und menschliche Kurzsichtigkeit unter andern auf folgende Weise heraus:

»Warum wären denn nicht alle Fürsten gut und edel und immer alle so gewesen? — Weil sie's nicht wissen, weil sie's nicht können.« (Die von Gott Erwählten, von Gott Eingesetzten? wie Herr Claudius neuerlich meint.)

»Es hält bei jedem ehrlichen Mann schwer klug zu werden, da unser einer doch täglich und auf mancherlei Weise seine Sterblichkeit erinnert und so oft mit der Nase drauf gestoßen wird, — und nun dies und das und nun die Kratzfüßer und Schmeichler. O! die haben schon manchen guten Fürsten auf ihrer Seele. — Laß dich die Schmeichler nicht verführen lieber Kaiser und glaube ihnen nicht. Sie sagen dir nicht, was Recht ist, sondern

was du gerne hörst und es wäre doch Schade um deine schöne Krone, wenn du sie je durch Unrecht entehren solltest. Sieh um dich, und wenn du einen Mann in deinem Reiche findest, der dir immer die Wahrheit sagt, auch wenn du sie nicht gerne hörst; der ist der rechte Mann, den wähle du dir zu deinem Freund und ehr' ihn hoch, denn er ist werth und achtet und liebt dich mehr weder sie alle.« (Bis Sprachröhre erfunden werden, vermittelst welcher man über die Menge der den Fürsten umgebenden Schmeichler weg, allenfalls wenn diese schlafen oder seitwärts ab schwelgen, aus fernen Orten und Landen her zum Kammerfenster des Fürsten hineinsprechen und ihm die Wahrheit fürs erste ans Ohr bringen kann, ist Preßfreyheit doch wohl das einzige Mittel wie der wahre Freund des Fürsten die Wahrheit zu ihm gelangen lassen kann?)

»Alexander soll ganz Griechenland und halb Asien erobert haben und wird der Große genannt. Er mag auch wohl groß gewesen seyn, das will ich nicht streiten, doch kann ich's eben nicht groß finden, wenn einer alles vor der Faust wegnimmt, und in meinen Augen ist ein Fürst der das Land was er hat gut regiert, viel größer.«

»Es ist besser daß ein Narr beherrscht werde, denn daß er herrsche.«

»Der König ſey der beßre Mann
Sonſt ſey der Beßre König!«

»Der Adel beſteht in Stärke des Leibes bei Pferden, bei Menſchen in guter Denkart.« (Die bekanntlich nicht vor der Geburt hergeht.)

»Alle Menſchen ſind Brüder. Gott hat ſie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen dieſe Welt ein, daß ſie ſich darin bis weiter wie Brüder mit einander freuen und lieb haben und glücklich ſeyn ſollten.« (Weſſen Schuld iſts wenn es nicht geſchieht? — Aller! und darum müſſen alle ſich untereinander ungehindert über ihre Rechte und Pflichten verſtändigen.)

»Es iſt ein gut Ding um die Philoſophie! Sie klärt ein Land auf und iſt vortreflich gegen Alfanz und Aberglauben.« (Nach andern Äußerungen des Herrn Claudius ſollte man faſt glauben er habe dieſe ſehr wahren Worte ſpottweiſe Sr. Kaiſerl. Majeſtät in den Mund gelegt.)

»Es würde ungerathen ſeyn, dem Socrates, der ſich unter andern dadurch bei ſeinen Landsleuten verhaßt gemacht, weil ſie wie alle andere Landsleute in ihrer Knechtſchaft nicht an die Freiheit erinnert, noch durch das bittre Salz der Wahrheit gereizt ſeyn wollten, den Kranz, der er via legitima verdient hatte, abzureißen.« (War es aber wohl gerathen einem Nebenmanne den rech-

ten Weg verrennen zu wollen, auf welchem er nach jenem Kranze ſtrebt, wie Herr Claudius ohnlängſt mit Hennings zu thun vermeinte? *)

»Man kann in einem jeden Buch Ketzereyen finden, wenn man ſie darin ſuchen wollte.« (Was will der Cenſor? was ſucht der Cenſor ſo oft?)

»Einige Gelehrte (Cenſoren wohl nicht?) haben die Gewohnheit an ſich, daß ſie ihre eigene Einſichten und Gaben zur Elle machen und eben daher ereignet ſich das Milchgeſichtlein das verſchiedentlich oben auf ihrem Urtheile ſitzt und ſelbſt klug umherlächelt.« (Siehe Nikolai's, Hegewiſch und vieler anderer Männer Beſchwerden über Cenſoren.)

»Der Klock heißt's, Bärenhäuter.«

(Der ächtorthodoxe Cenſor, wie er leibt und lebt!)

»Mir fällt immer ein, daß wir Menſchen doch eigentlich nicht viel können, daß wir nicht ſtolz und ſtörriſch, ſondern lieber hübſch beſcheiden und demüthig ſeyn ſollten. Sieht auch beſſer aus, und man kommt weiter damit.« (Iſt auch noch wahr!)

»Des Menſchen Herz iſt eitel und thörigt von Mutterleibe an. Wir wiſſen nicht was uns gut

*) Man ſehe Hennings Ankündigung des Genius der Zeit, Hrn. Claudius Gegenankündigung in den Hamburger Zeitungen, und ein Schreiben des Vetters Andrees das dadurch veranlaßt wurde.

ist, und unser liebstes Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf sein Stück stehen, sondern blöde und discret seyn, und dem lieber alles mit anheim stellen der's besser weis als wir.«

Weil nun aber diejenigen, die das Schwerdt und die Ruthe in beiden Händen führen, weder blöde noch discret waren und es immer weniger gerathen fanden alles dem anheim zu stellen der es besser weiß als sie; so wurden in neueren Zeiten immer mehr denkende Männer mit der mächtigen Feder und dem Gesetzbuche in beiden Händen, für Menschenwohl thätig, um das Schwerdt in die Scheide und die Ruthe hinters Gesetzbuch zu bringen. Darob ward dem Herrn Claudius und seines Gleichen schon bange und die Neigung die er schon in frühern Jahren leider fürs alte Testament hatte merken lassen, schien sich mit den Jahren bei ihm zu mehren. Da es nun gar zur Abwägung gegenseitiger Rechte kam und einige von der unterdrückten Parthey gar so ungestüm und plump waren, daß sie sich selbst mit beiden Händen an die hoch in den Lüften schwebende Wagschaale hingen nnd wohl gar mit beiden Füßen hineinsprangen — da ward dem Herrn Claudius ob dem ungewohnten Ueberschwanken an der rech-

ten Seite gar überaus bange und es erfreute ihn gar höchlich, daß einige der Gewaltigen um ihn herum das dumme reißende Thier gegen die Ungestümen los ließen. In großer Bangigkeit und übermäßiger Freude pflegt der Mensch eben nicht weit zu sehen und nicht gut zu überlegen, und so gedachte denn auch Herr Claudius nicht weiter an die übeln Folgen von der Loslassung des dummen wilden Thieres, sondern feierte sie laut und öffentlich in bald nachfolgender Fabel.

Aber da saß ihm zunächst ein alter treuer Freund, der weder Bangigkeit noch übermäßige Freude kennt, dem von jeher Wahrheit, Freiheit und Veredlung der Menschheit über alles galt, und noch gilt, und immer über alles gelten wird, und der auch, übereinstimmend mit dem Schreiber dieses, nicht der Meinung ist, daß der alte Freund über die noch viel ältere Wahrheit gehe, und eigne und Freundes Behaglichkeit über Wohl der Menschheit — der erinnerte ihn, wie das zweite Gedicht — Keine Fabel — zeigt, mit kräftigem Schulterschlage daran, daß er nicht wohl thue sich also in der Bangigkeit zu freuen und daß der Mächtige wohl etwas Besseres thun könne, wenn Schmeichler und arglistige Kauze »die ihm nicht sagen was Recht ist, sondern was er gerne hört« und in ihren eignen Kram paßt, ihn gegen Männer

ner anzuhetzen suchen, die auch ihn »in seiner Knechtschaft an die Freiheit erinnern und durch das bittre Salz der Wahrheit reitzen wollen,« daß er lieber selbst, die in dumme Knechtschaft versunkenen Landsleute an ihre Freiheit erinnere. Denn so wird er auf dem besten Wege verhindern, daß die aus schweren Träumen aufgeschreckte Menge nicht immer ungestümer und plumper in die mächtig hin und herschwankenden Wagschaalen springe und zuletzt Wagbalken und Zunge unter die Füße bekomme. Auch dieser treue Freund der Menschheit hat öffentlich der Wahrheit die Ehre gegeben, und daran hat er brav gethan und verdient dafür freundlichen Handschlag aller Guten und Edlen *).

1) Eine Fabel

von

Mathias Claudius.

Vor etwa achtzig neunzig Jahren
Vielleicht sinds Hundert oder mehr,
Als alle Thiere hin und her
Noch hochgelahrt und aufgeklärret waren,
Wie jetzt die Menschen ohngefähr.
— Sie schrieben und lectür-ten sehr,

*) Die nun folgenden beiden Gedichte standen zuerst in der neuen Hamburger Zeitung. (Im October 1795.)

Die Widder waren die Scribenten,
Die andern: Leſer und Studenten
Und Cenſor war: der Brummel-Bär —;
Da kam man supplicando ein:
»Es ſey unſchicklich und ſey klein,
»Um ſeine Worte und Gedanken
»Erſt mit dem Brummel-Bär zu zanken,
»Gedanken müßten zollfrey ſeyn!«
Der Löwe ſperrt den Bären ein,
Und that den Spruch: »Die edle Schreiberey
Sey künftig völlig frank und frey!«
Der ſchöne Spruch war kaum geſprochen
So war auch Deich und Damm gebrochen,
Die klügern Widder ſchwiegen ſtill,
Laut aber wurden Froſch und Crocodyll,
Seekälber, Scorpionen, Füchſe,
Creuzſpinnen, Paviane, Lüchſe,
Kauz, Natter, Fledermaus und Staar,
Und Eſel mit dem langen Ohr ꝛc. ꝛc.
Die ſchrieben alle nun, und lieferten Tractate:
Vom Zipperlein und von dem Staate,
Vom Luftballon und vom Altar
Und wußtens Alles auf ein Haar,
Bewieſens Alles Sonnenklar,
Und rührten durch einander gar
Daß es ein Brey und Gräuel war.
Der Löwe gieng mit ſich zu Rathe
Und ſchüttelte den Kopf und ſprach:
Die beſſeren Gedanken kommen nach;
Ich rechnete, aus angeſtammtem Triebe,
Auf Edelſinn und Wahrheit-Liebe —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß;
Macht doch den Bären wieder los!

2) Der Kauz und der Adler.

(Keine Fabel)

von J. H. Voß.

Ein Kauz, in düstern Synagogen
Des Ober-Uhus auferzogen,
Kam früh in grauer Dämmerung
Zum König Adler hergeflogen.
»Treu« krächzt' er, »treu der Huldigung,
»Rüg ich den gellenden Trompeter
»Der unglücksschwangern Aufklärung,
»Den Hahn, Dir König, als Verräther.
»Wann sanft Dein wohlbeherrschter Staat
»Noch schläft und träumet und verdauet
»Und unser Lied, was wacht, erbauet;
»Schnell kräht uns der Illuminat
»Die Sonn' empor, um aufzuklären,
»Und Ruh und Andacht uns zu stören.
»Fink, Lerche, Schwalb' und Mäus' empören
»Gefild und Wald in freien Chören;
»Man kan sein eigen Wort nicht hören.
»Die tolle Rotte singt gar Hohn
»Der mystischen Religion,
»Die wir in heilgem Dunkel lehren;
»Und, König, strafst Du nicht, so drohn
»Aufruhr und Hochverrath dem Thron!
»Herr König, laß Dir doch gefallen
»(Wir Kauz und Eulen flehn gesammt):
»Dem Hahn und seinen Schreiern allen
»Zum Bändiger, im Censoramt
»Den frommen Uhu zu bestallen!«
Der Adler that als hört' er nicht,
Und sah ins junge Morgenlicht.

VI.

Franz Ludwig,

Bischof von Würzburg und Bamberg.

Dargestellt von J. L. v. Heß.

Franz Ludwig, Bischof von Würzburg und Bamberg, aus dem Hause Erthal, war Kaiserlicher Commissarius am Reichstage zu Regensburg, als er 1779 zum Regenten beider Bisthümer gewählt wurde. Seine Kenntnisse, sein allgemein gepriesener Ruf, und die Einwürkung des Churfürsten von Mainz, seines Bruders, hatten ihn zu jener Gesandschaft gebracht. Er stand solcher mit so vielem Eifer, Thätigkeit und Einsicht vor, daß der Kaiserliche Hof sich für ihn bei der Wahl dringend bewarb.

Trotz einem Alter von einigen sechzig Jahren, trägt er sich mit jugendlicher Festigkeit und eine etwas bleiche Gesichtsfarbe abgerechnet, müßte man ihn für einen gesunden, rüstigen Alten halten. Er ist von mittler Größe; seine Bewegungen und sein Gang haben eine feierliche Gravität, die aber, weil sie natürlich und nicht erkünstelt ist, nichts abschreckendes hat, sondern durch Milde und sanften Anstand gemäßigt wird. Sein Blick ist ernst,

nicht kalt. In seinem melancholischen Auge birgt sich eine stille Traurigkeit, als wenn es ihm leid thäte, daß er den Menschen verachten muß. Ein Innblick in das natürliche Eigenthum seines Geistes zeigt ihm den Adel und die Würde des Menschen, der unverführt an den Pforten der Thorheit vorübergegangen ist. Dieß Bewußtsein hat sich außer ihm nicht bewährt; darum hat er es hart in sich verschlossen, und die Rinde seiner Physiognomie liefert dem Angaffer blos den Tusch der bittern Schwermuth, womit sein reines Auge in das seinem Herzen so fremde Behältniß aller Verkehrtheiten hineinschauet. Hat das System von der nothwendigen Versöhnung einer beleidigten Gottheit hiebei mit gewirkt, oder war es eigner Gang einer abwärts geleiteten Seele? genug, er scheint abbüßen zu wollen, was er nicht verbrochen hat.

Hieraus ist sein andächtiges Leben entstanden, das nahe an Schwärmerei gränzen mag. Seine Absonderung von den Menschen, die er nach seiner erhabenen Denkart nicht lieben konnte; seine strenge Entsagung von allem sinnlichen Interesse; und die Verzichtleistung aller gesellschaftlichen Freuden, müssen seine Empfindungen über den irdischen Meridian wegrücken, und seine unbefleckte Seele zu einer Andacht heben, bei der sie wenigstens in negativen Darstellungen fortleben und mitgenießen

könnte. Ich habe ihn beten sehen, mit einer Innbrunst, die auf den Flügeln einer gränzenlosen Einbildungskraft getragen schien. Er kniete öffentlich mitten in der Gemeinde, und sein ganzes Wesen war, von dieser abgesondert, blos im Anschauen des Unendlichen verloren. Seine bleichen Hände hob er mit einer Bewegung gen Himmel, als ob er von der großen Fülle seiner Gnade etwas für sich einfalten wolle. Sein Auge floh über die Schranken des Irrdischen, und schien durch den Vorhang gedrungen, der uns Sterbliche vom Unendlichen trennt, in vollem Vertrauen am Blicke des Ewigen zu hangen. Bei aller dieser ganz in sich versunkenen Andacht, mischte sich in seine kunstlose Geberdungen nichts, was eine kriechende, falsche Demuth, eine winselnde Reue, oder eine erheuchelte Selbstverachtung verrathen hätte. Es war durchaus das Benehmen eines Menschen, der im Vertrauen auf seine eigene Achtung vor seinen Schöpfer tritt, dem er das in seiner Erschaffung erhaltene kleine Seelenvermögen, durch thätig geübte Kräfte erhöht, als Tausch für eine bessere Ewigkeit darbietet.

An hohen Festtagen predigt er selbst. Seine Reden sind kurz, und was er vorträgt, ist eine einfache Sittenlehre. In einer am Ostertage gehaltenen Predigt sagt er, »der Stolze, der die

Vorrechte seiner Geburt aus sechszehn Ahnen behauptet, oder auf seine Gelehrsamkeit einbilderisch ist, große Titel besitzt und andere gering schätzt, gehe in sich, damit er der Stolze nicht sei.« — Am Ende seiner Predigt heißt es: »Aber da ich für andere bete, laß mich selbst erst den Weg der Tugend betreten, damit ich, da ich wider Ägerniß predige, nicht selbst Ärgerniß gebe; damit, wenn ich gegen die Sünde rede, ich ihnen nicht selbst ein Stein des Anstoßes sei. Der du dein Volk öfters mit üblen Regenten heimsuchst und gestraft hast, mache, daß ich mein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte; daß es mir nicht zur Verwerfung diene; leite deinen Diener auf den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit, entzünde in meinem Herzen den Diensteifer zu deinem Heiligthum, laß mich selbst das gute Beispiel geben, daß ich von andern verlange, erneure den ächten Geist in meinem Innern, damit ich wahrhaftig auferstehe.«

Seine Gesundheit war vor einigen Jahren äußerst schwankend. Er litt an hypochondrischen Zufällen, die dem thätigen Manne in der Verfolgung seiner wohlwollenden Vorsätze oft sehr hinderlich waren. Seine Kränklichkeit vermehrte sein Mistrauen zu seinen eigenen Kräften, sie brachte ihn einer völligen Selbstverläugnung nahe. In einer, bei der Einweihung des neuen Krankenhauses,

von ihm gehaltenen Rede, drückt er sich folgendermaßen über sich selbst aus: »Von der ersten Stunde an, wo ich zur Regierung gekommen, hegte ich den Grundsatz, der Fürst sei für das Volk da, und nicht das Volk für den Fürsten. Bei dem Antritte meiner Regierung habe ich mir daher ein System gemacht, solche Einrichtungen und Anstalten zu treffen, die das Wohl meiner Unterthanen befördern möchten. Ich muß hier das öffentliche Geständniß ablegen, daß ich nur wenige meiner Pläne bis dahin ausgeführt habe. Meine oft sehr schwankende Gesundheit, gewisse Ängstlichkeiten, die von meinem physischen Zustande herrühren, die meine guten Entschlüsse öfters vereitlen, haben mich gehindert, viele zum Wohl meiner Unterthanen entworfene Pläne auszuführen. Fristet Gott mir aber meine Tage noch länger, und befestigt meine Gesundheit, so hoffe ich das zu Stande zu bringen, wovon ich überzeugt bin, daß es das Wohl meiner Unterthanen befördere.«

Er hat redlich Wort gehalten und mit unermüdeter Anstrengung und Aushaltsamkeit für die bessere Bildung des Klerus, das Schulwesen, die Gesetzgebung, die Justizpflege, das Armenwesen, die Landesindüstrie, Sanität, Policei und den Handel gesorgt. *) — —

*) Hier folgen nun umständliche Nachrichten von einem geistlichen Seminarium, worinnen 24 Semina-

Das bisherige mag hinreichen, um sich einigermaaßen eine Vorstellung von der Art zu machen, wie dieser seltne Fürst seine Regentenpflicht übt. Die Zeit, die ihm von dieser übrig bleibt, widmet er den Wissenschaften und dem Gebet. Er liest viel, vorzüglich alles, was im Staats- Cameral- Ökonomie- Polizei- und Industriefache geschrieben wird. Zu den lauten Freuden des Lebens, zu Hof-Partheien, gesellschaftlichen Lustereien giebt er sich nie her. Der ganze Genuß seines thatenreichen Lebens besteht in dem Bewußtseyn seiner selbsterfüllten Pflichten, und auch diese, überall anschauliche Überzeugung mangelt ihm, weil seine zarte Gewissenhaftigkeit und sein zaghaftes Mißtrauen in seine eigenen Kräfte ihm nie den belohnenden Gedanken zuläßt: du hast ganz deine Pflicht erfüllt.

risten bis zur Erlangung einer Capellan-Stelle unentgeldlich versorgt werden; von einem Schulmeister Seminarium, worinnen zehn Candidaten unentgeldlich Unterhalt und Wohnung genießen, von den Land-Schulen; von den Stadt-Schulen für Mädchen und Knaben, die ganz aus der Privatcasse des wohlthätigen Fürsten unterhalten werden; von der reellen Verbesserung der Justizpflege; von den Armenanstalten; von Vermehrung und Erleichterung der Nahrungs-Quellen; von Spitälern; von der Hebammen-Schule; von der Landespolicey; von Beförderung der Wissenschaften und Künste; und dann fährt der V. in seiner musterhaften Darstellung des edlen Mannes fort, wie oben folget.

Doch auch dem Tadel gebührt sein Recht. Gewöhnlich beurtheilt er andere Menschen zu rigid, weil er sie mit dem Ideal seiner Vollkommenheit betrachtet. Nach diesem Maaßstabe findet er sie gemeiniglich unwürdig, klein und verächtlich, und dies führt ihn zur unduldsamen Kälte und Strenge gegen diese doch immer nur mehr nichtige, als böse Wesen. Wäre er so nachsichtig und billig gegen die Menschen, als ihre angeerbten Gebrechen, ihre gebietende Verhältnisse, ihre verzogene Naturgefühle es heischen; legte er von der Strenge, mit der er sich selbst betrachtet und behandelt, so vieles weg, als der moralische und politische Abstand, in dem sie von ihm stehen, zu fodern berechtigt ist, so würde Franz Ludwig, Bischof von Bamberg, ein Mensch seyn, dessen wahrhafte Vortreflichkeit eine laute Beschämung seiner ganzen jetztlebenden Gattung wäre.

* * *

Er stirbt, der starke Mensch, der moralische Regent, eben, da ich diesen Bogen drucken lasse. Seine Zeit ist vorübergeflogen, aber die Dauer seiner Wirksamkeit geht im Wettstreit mit der Existenz Bambergs fort. Errichtet ihm kein steinernes Denkmal, ihr Bamberger, sein ernster Geist würde auch aus der Höhe mit Mißfallen darüber hinblicken. Und du, sein noch nicht ernannter

Nachfolger! doppelt ſchwer ſind deine Pflichten! Haſt du den Ehrgeiz der Tugend, ſo wirſt du ihn zu erreichen ſtreben; dein Loos wird Mühe und Arbeit ſeyn. Haſt du den Ehrgeiz der Thorheit, ſo wirſt du ihn übertreffen wollen, und dein Andenken wird einſt in ſchwarzem Flor gehüllt ſeyn, wenn die Stralen von dem Bilde deines Vorgängers noch die Augen der Enkel erheitern und ihre Herzen erwärmen!

Ruhe, Franz Ludwig!

VI.

Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang.

Erster Theil.

Einleitung, Encyklopädie, Metapolitik, Staatsrecht, und von Regierungsformen. *)

Erstes Gespräch.

A. Nicht wahr, die schwerste Arbeit ist nicht immer die wichtigste?

B. Allerdings nicht, es kann mühsam seyn, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen, aber wichtig ist diese Beschäftigung deswegen nicht.

A. Dagegen kann eine Arbeit, welche viel Kopf und Kenntnisse erfordert für den, der beides hat, leicht und doch wichtig seyn. Friedrich der

*) Allgemeines Staats-Recht und Staatsverfassungs-Lere. Voran Einleitung in alle Staatswissenschaften. Encyklopädie derselben. Metapolitik. Anhang: Prüfung der von Moserschen Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts, von August Ludwig Schlözer. D. Hofrath und Professor der Staatsgelehrsamkeit in Göttingen. Göttingen in Vandenhöck- und Ruprechtschem Verlag 1793.

Große vollendete in wenigen Stunden sein königliches Tagewerk.

B. Ja wohl, Tagewerk; aber die täglich wiederkommenden Geschäfte waren nicht eben das, worin er sein Herrschertalent am meisten zeigte; wenigstens ist so viel gewiß, daß er in den stillen Stunden des Nachdenkens die Grundsätze sammelte, nach welchem dieses Tagewerk abgemacht wurde.

A. Aber so angelegen er sich auch sein königliches Amt seyn ließ, so hat er doch gewiß nicht die Hälfte von dem studiert, was Schlözer zu seiner Staatsgelahrheit rechnet.

B. Dem Namen nach vielleicht nicht; aber die Materialien, aus welchen Schlözer seine Staatsgelahrtheit zusammensetzt, konnten ihm nicht fremd seyn.

A. Doch zweifle ich, daß er in das Einzelne der Geschäfte genau hinein gegangen sey.

B. Gewiß nicht tiefer, als es zur Übersicht des Ganzen nöthig war. Verwechseln sie aber nicht das Detail der Thatsache oder des besondern eben vorkommenden Falles mit der genauen Kenntniß der Regeln, nach welchen dabei verfahren werden muß.

A. Ein Genie, wie Friedrich, hätte sogar mit einer geringen Masse von Kenntnissen viel ausrichten können, und ich weiß nicht, ob nicht der, welcher

das Ganze besorgen soll, sich sehr oft mit undeutlichen Vorstellungen, und zuweilen sogar, mit dunkeln Gefühlen begnügen müsse. Aber besser ist besser! Ich will zugeben, daß der Regent die Regierungskunst in ihrem ganzen Umfange kennen müsse: aber specielle Sachkenntnisse, welche zum Entschluß, wenn auch schon bei einer ganzen Gattung von Fällen, erforderlich sind, kann er doch durch Berichtserforderungen oder durch das Gutachten der Sachverständigen sich ertheilen lassen. Wer wird z. B. einen Fürsten zumuthen, daß er ein großer Chemiker seyn soll, ob gleich bei vielen Regierungsgeschäften chemische Kenntnisse erforderlich sind?

B. Wer entscheiden soll, muß doch so viel wissen, als nöthig ist, um das Gutachten der Sachverständigen, nach welchem die Entscheidung erfolgen soll, zu verstehen, und ich sehe nicht ein, warum ein junger Prinz nicht eben so gut die Chemie, als die Heraldic studieren sollte? Aber wenn Sie ihn nun schlechterdings von der Erlernung der Chemie dispensiren wollen, so kann ich schon auch hierin nachgeben, ohne daß ich darum zugeben darf, daß der Prinz eine von den Wissenschaften entbehren könne, welche Schlözer zur Staatsgelehrsamkeit rechnet, weil ihm sonst die Übersicht des Ganzen, woraus die Regierungskunst besteht, mangeln würde.

A. Ich stimme darin mit Ihnen überein, daß Schlözer sich dadurch sehr verdient gemacht habe, daß er uns den ganzen Umfang der zur Staatsgelahrheit erforderlichen Kenntnisse vorgezeichnet hat. Ich gebe zu, daß es dienlich sey, alle diese Kenntnisse einmal in ihrem ganzen Zusammenhange zu studieren: aber ich glaube auch, daß besonders das Staatsrecht auch einmal im Zusammenhange mit den allgemeinen Grundsätzen des Rechts, und also zusammen mit dem Naturrechte studiert werden müsse. Dieß ist um so nothwendiger, da Schlözer uns keinen bestimmten Begriff von dem Worte Recht gibt. Denn so sagt er z. B. In der Metapolitik §. 6. »Unwiderstehlicher Trieb ist hohes »Recht ꝛc. Sein Trieb zu leben, ohne Schmerz »und behaglich zu leben, bestimmt seine beiden Ur»rechte.« An eben dieser Stelle behauptet er, daß ursprünglich eine positive Gemeinschaft der Güter vorhanden gewesen sey und daß die Dinge in der Welt ursprünglich nicht Sachen wären, die Niemanden, sondern die Allen gehören. Alles dieß weiset auf keinen bestimmten Begriff vom Rechte hin und steht auch, wie Sie sehen, in einem zu genauen Zusammenhange mit dem Naturrechte, als daß es ganz von demselben abgerissen werden könnte.

B. Der Zusammenhang, in welchem das Staats-

recht mit dem Naturrechte vorgetragen wird, iſt jenem mehr nachtheilig, als zuträglich. Wenn die Staatsrechte ihren Anfang nehmen, haben die Menſchenrechte ſchon aufgehört. Man trenne alſo auch in der Form, was in der Sache ſelbſt getrennt iſt. Es iſt freilich Nichts bequemer, als mit einem Paar Ideen, die man aus ſich ſelbſt herausgeſponnen hat, überall auszulangen. Eben weil man beſtimmen will, wie die Welt ſeyn ſollte, gibt man ſich nicht die Mühe, ſich darum zu bekümmern, wie ſie wirklich iſt. Dieß wollte nun Schlözer verhindern; er wollte nicht, daß man, ſobald man den Hammer aus der Hand legt, glauben ſollte, auch im Stande zu ſeyn, das Staatsruder zu führen, weil doch dazu nur eine leere Hand erforderlich wäre; er wollte verhindern, daß nicht der Advocat glauben ſollte, er ſey ein Staatsgelehrter, weil er eine auf wenig Sätze eingeſchränkte Metaphyſik des Rechtes ſtudiert, und große Übung im Schwatzen erlangt habe.

A. Schlözers gute Abſicht verkenne ich nicht; aber, wie es mir ſcheint, hat er das, was recht, und das, was zuträglich iſt, nicht hinlänglich unterſchieden. Was mit Recht geſchehn könne, kann man ſehr wohl wiſſen, ohne darum auch die Geſchicklichkeit zu haben, das, was recht iſt, auf eine nützliche Weiſe zu thun. Wenn nun der Rechtsgelehrte deswegen, weil er weiß, was recht

iſt,

ist, sich auch die Geschicklichkeit zutraut, den Staat regieren zu können, so handelt er eben so widersinnig, als, wenn er deßwegen, weil er weiß, wie weit er sein Grundstück bebauen darf, auch zu wissen glaubte, wie er es bebauen müsse, damit es einträglich werde. Es würde aber auch der Ökonom nicht weniger widersinnig handeln, wenn er daraus, weil es ihm nachtheilig sey, fremdes Vieh auf seiner Wiese weiden zu lassen, schließen wollte, daß er dem Nachbar die Weidegerechtigkeit nicht verstatten dürfe.

B. Sollten Sie nicht Schlözern eine falsche Meinung unterlegen? Eine solche Verwechslung des Rechtlichen und Nützlichen finde ich bei Schlözern nicht, ob gleich, wenn vom gemeinen Besten die Rede ist, das Rechtliche und Nützliche einerley seyn dürfte. Aber, wenn Ihnen Staatsphilosophie nicht ein bloßes Luftmeteor werden soll, so werden Sie den Menschen in seinen verschiedenen Lagen kennen müssen, und Geschichte und Antropologie werden die Grundsteine zu Ihrem Gebäude liefern.

A. Ob ich gleich daran zweifle, daß die Geschichte, welche mich nur über das, was da ist, nicht aber über das, was da seyn sollte, belehrt, Grundsteine zu einem Gebäude des Staatsrechts liefern könne, so gebe ich doch zu, daß sie mir den Grund und Boden anweist, auf welchem das

Gebäude ſtehn oder nicht ſtehn kann. Aber was hindert mich, die von der Geſchichte und Antropologie gelieferten Sätze in der Metapolitik zu nutzen? — Deßwegen glaube ich, daß es ſchädlich ſeyn würde, wenn das Schlözerſche Syſtem die Folge haben ſollte, daß das Staatsrecht gar nicht mehr im Zuſammenhange mit dem Naturrechte vorgetragen würde: ich glaube aber auch, daß es dienlich wäre, das Staatsrecht noch einmal im Zuſammenhange mit den übrigen zur Staatsgelahrtheit gehörigen Wiſſenſchaften zu ſtudieren.

B. Sie glauben alſo, daß das Studium der Staatsgelahrtheit überhaupt und des Staatsrechts insbeſondere von großer Wichtigkeit ſey, und daß es beſonders auf Univerſitäten getrieben werden müſſe?

A. Davon bin ich ſo ſehr überzeugt, daß ich keinen zu einem Staatsamte laſſen würde, welcher nicht auch in dieſer Wiſſenſchaft wäre geprüft worden.

B. Hierin kann ich doch mit Ihnen nicht ganz übereinſtimmen. Man würde dadurch lauter Raiſonneurs bilden, die, anſtatt zu thun, was ihres Amtes iſt, die Regierung überall meiſtern wollten. Ich würde dieſes Studium nur von denen fordern, welche künftig, in wichtigen Ämtern dem Staate zu dienen, beſtimmt wären.

A. Damit die Andern desto schlechter raisonirten? Ich würde doch, wenn einmal raisonirt wird, das bessere Raisonnement dem schlechtern vorziehn; denn das Raisoniren bleibt doch in keinem Falle aus. Können Sie wohl vorher wissen, was aus dem Menschen, der jetzt mit dem Posten eines Unter-Richters zufrieden seyn würde, mit der Zeit werden kann.

B. Wenn er sich durch seinen Kopf und durch seine Geschicklichkeit in Geschäften empor gehoben hat, so kann er das Versäumte in der Folge nachholen.

A. Dazu würde ich nicht rathen. Wer sich durch seinen Kopf in die Höhe gebracht hat, glaubt auch an diesem genug zu haben. Deßwegen ist es gut, daß ein Jeder wenigstens das Staatsrecht studirt; allein ich gehe jetzt weiter. Sehn Sie nur, welchen treuen Schüler Sie an mir gezogen haben. Eben deßwegen, weil, wie Sie selbst behaupten, die Philosophie allein nicht hinreicht, will ich auch, daß der wichtige Mann mit allen den Kenntnissen ausgerüstet sey, welche Schlözer zum Staatsmanne erfordert. Diese Wissenschaften müssen aber nicht das Monopolium des Adels oder derer seyn, welche sich besonders den Staatsgeschäften widmen.

B. Sollten Sie nicht von dem bloßen Universitätsgelehrten zu viel fordern?

A. In Deutschland muß man von den Universitäten Alles fordern. Das, was Deutschland besonders eigen ist, besteht eben in dem großen Einflusse der Universitäten auf die Regierung. Vielleicht liegt der Grund, weßwegen die Deutschen zwar langsam, aber sicher im Guten fortschreiten, eben in der wissenschaftlichen Behandlung der Regierungsgeschäfte. Deßwegen lassen wir uns nicht so leicht durch unbestimmte Begriffe irre leiten, und man dürfte vielleicht nur die Geschichte unsrer Universitäten z. B. von Leipzig, Halle, Jena und Göttingen studieren, um daraus die Veränderungen, welche in den verschiedenen deutschen Staaten vorgefallen sind, zu erklären. Thomasius dürfte in der Brandenburgischen Geschichte eine größere Rolle spielen, als mancher berühmte Feldherr, und Pütter ist vielleicht in dem deutschen Reiche eine wichtigere Person, als mancher Reichsgeneralfeldmarschall.

B. Der Einfluß der Gelehrten ist wohl nirgends zu leugnen. Aber darin steckt eben der Unterschied zwischen Deutschland und andern Staaten, daß nicht jeder Schriftsteller, und wenn er auch der Liebling der Nation wäre, in Deutschland so schnelle Wirkungen hervorbringen kann, als ander-

wärts, wenn er nicht durch das Mittel der Universitäten wirkt. Ehehin war freylich dieses noch sichtbarer; denn da wurde Nichts von Wichtigkeit unternommen, ohne vorher der theologischen und der juristischen Fakultät der Landesakademie ein Gutachten abgefordert zu haben. Dieser Wirkungskreis der Universitäten ist jetzt vermindert, weil man voraussetzt, daß der bloße Theoretiker von Staatsangelegenheiten nicht urtheilen könne. Auch haben in einigen deutschen Landen die Juristenfakultäten nicht mehr das Ansehn des obersten Gerichtshofes, doch ist im Ganzen der Einfluß der Universitäten noch immer wichtig genug, und es ist zweifelhaft, ob man nicht die alte Mode, die Universitäten über wichtige Angelegenheiten zu befragen, wieder einführen, die Universitäten selbst aber mit geübten Practikern besetzen sollte.

A. Wenn man freylich die große Menge der deutschen Staaten erwägt, so kann man wohl voraussetzen, daß man eher vorzügliche Männer auf den Universitäten als in den Geheimenrathskollegien finden könnte, und man sollte daher auch bey der Besetzung der Professuren auf diesen Umstand mehr Rücksicht nehmen.

B. Freylich muß das Ansehen der Universitäten verloren gehn, wenn man einem Menschen dem man gern helfen wollte, eine Professur gibt,

weil man ihn anderwärts nicht zu brauchen weiß. Schlözer, welcher so viel auf Deutschland gewirkt hat, ist Professor, und unsre Hauptuniversitäten können, wenn sie bei der Lehr- und Schreibefreiheit geschätzt werden, zum Besten Deutschlands mehr wirken, als die Landesstände, deren Interesse nur gar zu oft, von dem Interesse derer, welche sie vertreten sollen, verschieden ist.

Zweites Gespräch.

A. Also glauben Sie nicht, daß ursprünglich alle Menschen auf alle Sachen gleiche Rechte haben? —

B. Gleiche Rechte haben sie, aber gleich wenige.

A. Gleich wenige und gleich viele. Gleich wenige; denn keiner hat ein ausschließendes Recht: — gleich viele; denn alle haben das Recht die gemeinschaftliche Sache zu gebrauchen und zu benutzen. Die Erde ist des Herrn, und Alles, was auf und in ihr ist, ist, wie Schlözer*) behauptet, eine Sache, die allen gehört, wiewohl nur zum augenblicklichen Bedürfniß. Das Recht des ersten Finders ist kein erweisliches Natur-, sondern ein

*) In seiner Metapolitik §. II.

künftiges nothwendiges Positiv-Recht. Der, so mühsam eine Reihe von Bäumen pflanzte, sie künstlich in einander flocht, und sich eine lustige Hütte daraus bildete, — der so ein Grundstück durch Umwülen tragbar machte ꝛc., klebte zwar seine Arbeit und seine Kunst, unstreitig einen Theil seines Eigenthums, an die Bäume und an das Grundstück: aber durft' er das, ehe andere, deren gemeinschaftliches Eigenthum vorher die Bäume und das Grundstück waren, sich ihres Mit-Rechts darauf verziehen hatten?

B. Das, liebster Freund, ist eine harte Rede, wer kann sie hören! So werde ich also auch wohl den Apfel, den ich auf einer Insel finde, wo noch kein Staat und keine positiven Gesetze existiren, nicht eher essen dürfen, als bis ich die Einwilligung des ganzen menschlichen Geschlechts zu Verbrauchung dieser gemeinschaftlichen Sache erhalten habe?

A. Das gehört mit zu der augenblicklichen Benutzung der Insel, daß Sie sich die Früchte, die darauf wachsen, zueignen.

B. Dahin würde es also auch wohl gehören, wenn ich Äste von den Bäumen hiebe, um mir eine Sommerlaube davon zu bauen?

A. Das sollt' ich auch meinen.

B. Muß die Sommerlaube in der Luft ſchweben oder darf ich ſie auf ein Stück der gemeinſchaftlichen Inſel ſetzen, und darf ich mir wohl gar ein Haus auf dieſe Stelle bauen, ohne die übrigen Menſchen darum zu fragen?

A. Ja, wenn ſie Ihnen den ausſchließlichen Gebrauch nicht verwilligt haben, ſo kann ein Jeder die Laube und das Haus ſo gut nützen, wie Sie.

B. Alſo wenn ich mir ein Behältniß gemacht habe, worin ich meine Sachen gegen die wilden Thiere oder auch wohl die gefangnen Tauben gegen die Katzen verwahre, ſo darf ein jeder dieß Behältniß öffnen, um ſeine Sachen auch hineinzulegen? Denn, wenn ich ein Vorlegeſchloß daran legte, ſo würde ich mir das Behältniß auf lange Zeit zueignen, und es wäre alſo nicht ein augenblicklicher Beſitz, welchen ich dadurch ſchützte. Ich darf alſo das Gemach nicht verſchließen. Nun kommt ein Anderer, um ſeinen Käſe darin zu verwahren, aber unglücklicher Weiſe läßt er mir die Katze hinein, und meine Tauben ſind gefreſſen! Oder, was meinen Sie, muß die Katze auch erſt die Erlaubniß des ganzen menſchlichen Geſchlechts haben, ehe ſie die Tauben freſſen darf? Hat der liebe Gott die Erde mit Allem, was darauf und darin iſt, allein den Menſchen oder auch den Thieren zum Geſchenk gemacht? —

A. Auch die Thiere gehören den Menschen.

B. Gut, aber wo ist die Schenkungsurkunde, wie lautet sie?

A. Mit ihren geistigen und physischen Kräften, und mit ihren Bedürfnissen erhielten sie zugleich die Befugniß, ihre Bedürfnisse durch die dazu dienliche auf der Erde befindliche Mittel zu befriedigen.

B. Haben Sie keine andre Schenkungsurkunde aufzuweisen?

A. Nun, ist diese nicht hinlänglich?

B. O ja, und sie beweist noch mehr, als sie eigentlich dadurch beweisen wollten. Hat nicht der Mensch ein Vorhersehungsvermögen?

A. Wer wollte das leugnen?

B. Hat er nicht auch das Bedürfniß, für die Zukunft zu sorgen?

A. Auch das gestehe ich ein.

B. Nun so haben Sie mir das Patent ausgefertiget, zu folge dessen ich berechtigt bin, mir ein Haus für den künftigen Winter zu bauen, und es so lange zu gebrauchen, als ich dessen bedarf. Wenn ich aber dieses Recht habe, so werde ich eben so wenig die Erlaubniß meiner Nebenmenschen nöthig haben, um mir eine Sache für die Zukunft zuzueignen, als ich deren bedurfte, um sie für den jetzigen Augenblick zu nutzen. Ich finde auch in

der Schenkungsurkunde ſelbſt nichts von einem Unterſchiede zwiſchen beweglichen und unbeweglichen Sachen.

A. Aber nehmen ſie denn an, daß, wenn Sie auf eine wüſte Inſel kämen, Sie das Recht haben würden, ſie ausſchließungsweiſe in Beſitz zu nehmen und den ſpäter kommenden ins Meer zu werfen, obgleich die Inſel noch für Tauſende, wie Sie ſind, Platz und Nahrung hätte?

B. Das nehm' ich nicht an. Ich glaube vielmehr, daß der ſpäter kommende berechtigt ſeyn würde, einen von mir noch nicht bebauten Platz für ſich, meiner Proteſtation ungeachtet, einzuzäunen. Ich räume ferner ein, daß ohne poſitive Geſetze, welche meiſtentheils ſchon vertheilte Grundſtücke vorausſetzen, das Recht der Beſitzergreifung, beſonders in Anſehung der unbeweglichen Sachen, zuweilen nicht mit voller Wirkung wird ausgeübt werden können, und daß es daher noch beſonderer Beſtimmungen durch poſitive Geſetze bedurfte. Allein ein Recht iſt darum nicht minder vorhanden, weil deſſen Exiſtenz nicht Allen in die Augen fällt. *) Das Recht ſelbſt und deſſen Ausnahmen können durch gemeingültige Grundſätze beſtimmt ſeyn, wenn auch die Anwendung derſelben auf den vorkommenden Fall wegen der dabei in Betrachtung kommen-

*) Non deficit Jus; sed deficit probatio.

den Thatsachen, zweifelhaft ist. Es wird also wohl am besten seyn, wir lassen unsre Ansprüche auf eine positive Gemeinschaft der Güter fahren, und begnügen uns an dem Rechte, Sachen, die noch Niemanden gehören, in Besitz zu nehmen.

A. Aber schließt nicht dieses angebliche Recht schon einen Widerspruch in sich? denn erst räumen Sie mir ein Recht ein, alle Dinge in Besitz zu nehmen, und doch soll ich auch das Recht haben, Andre, wenn es mir beliebt, von dem Rechte der Besitzergreifung auszuschliessen.

B. Wenn es mir beliebt?

A. Ja, ganz recht, wenn es Ihnen beliebt; denn Sie dürfen sich nur einfallen lassen, die Sache früher, als ich in Besitz zu nehmen, so haben Sie eben dadurch das mir zustehende gleiche Recht vereitelt.

B. Nehme ich denn eine positive Gemeinschaft der Güter an? gestehe ich Ihnen denn ein Recht zu, mich von der Besitznehmung des Erdreichs, worauf ich meine Hütte gebauet habe, auszuschließen? Gebe ich Ihnen nicht bloß ein Recht, Sachen, die noch Niemanden gehören, in Besitz zu nehmen? Was heißt, durch Besitzergreifung erwerben, anders, als Sachen zu meinem ausschließlichen Gebrauch aussondern? Setze ich nicht dabei ein Recht, Eigenthum durch Besitzergreifung zu er-

langen, voraus? muß ich also nicht das Eigenthum beachten, ohne welches mein Recht kein Recht seyn würde? Muß ich also nicht von der Besitzergreifung solcher Sachen abstehn, welche sich schon im Eigenthum eines Andern befinden?

A. Am Ende ist doch das Alles ein Streit, von welchem, wenigstens in Deutschland, wenig abhängt.

B. In Deutschland, sagen Sie? das ist eben die glückliche Lage, in welcher sich die deutschen Philosophen befunden haben, daß sie weniger, als die Gelehrten anderer Länder durch das Interesse des Augenblicks verleitet wurden, für oder wider einen Satz Interesse zu nehmen. Sie verhalten sich als ruhige Zuschauer dessen, was in der übrigen Welt vorgeht, und können daher ihre Theorien sicherer und fester gründen, als die Engländer und Franzosen, deren Gedanken sie in ruhiger Stille benutzen, weil ihr Nationalstolz sie nicht hindert, von den Schriften andrer Völker Gebrauch zu machen. So weit bin ich also einig mit Ihnen; aber glauben Sie denn, daß die eben unter uns abgehandelte Frage in Deutschland keine praktische Folgen habe?

A. Jetzt wenigstens hat es noch nicht das Ansehn, als ob die Deutschen sich sobald damit abgeben würden, Ländereien in Ost- und Westindien

in Besitz zu nehmen, oder wüste Inseln zu erobern.

B. Es sey. — Aber wichtig ist es auch für Deutschland, zu wissen, wie weit die Rechte dessen gingen, der zuerst ein Stück Landes in Besitz nahm; ob er dazu die Einwilligung der übrigen Menschen bedurfte, und ob er, wenn diese nicht nöthig war, das Recht hatte, mehr, als er bedurfte in Besitz zu nehmen, damit er Andre nöthigen konnte, zu verhungern oder seine Sklaven zu werden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

VII.

Neue deutsche Werke.

Wir gedenken unsre Leser mit den vorzüglichsten Werken deutscher Gelehrsamkeit und Litteratur bekannt zu machen, so daß jeder Deutsche, der sich nicht um die ganze Menge, auch nicht um den größten Theil der neuen Produkte, die unsre Druckerpressen so zahlreich liefern, bekümmern kann und mag, oder auch jeder Ausländer, der sich für unsere Litteratur interessirt und nur eben von den wichtigsten Werken und ihrem Inhalte belehrt seyn will, in diesem Artikel unsrer Monatschrift seine Befriedigung finde. Ohnerachtet sich dieses auf Werke aus allen Fächern, welche Epoche machen oder doch bleibenden klassischen Werth haben, erstrecken wird; so wollen wir doch ganz vorzüglich auf solche Schriften Rücksicht nehmen, die nähere Beziehung auf die Charakterbildung deutscher Nation, auf ächten Gemeingeist haben und die den Deutschen mit seinem Vaterlande, mit seinen Reichs- und Landsgenossen, mit seinen Rechten und Pflichten — mit sich selbst bekannt machen.

Mit herzlicher Liebe werden wir solche Werke beachten die den noch schlummernden Sinn für das

wahre Schöne und Angenehme wecken, beleben und bilden, und so, recht benutzt, den guten Geschmack befördern können. Da in unsrer Litteratur und Kunst aber leider diesem guten Geschmacke nur zu häufig muthwillig entgegen gearbeitet wird, Erzeugnisse des falschen Geschmacks, durch gleißenden Firniß, oder durch auffallende Formen Ueberladung und schimmernden Witz oft stärker in die Sinne fallen und schneller reitzen und wirken als die Werke ächter Schönheit und Grazie; wahre Liebe fürs Schöne und Edle auch ohne Haß und Abscheu fürs Schiefe und Unedle nicht wohl besteht, so werden wir, ohne Ansehen der Person, allem, was uns für den Charakter und den Geschmack deutscher Nation gefährlich zu seyn bedünken wird, nach bestem Vermögen mit männlicher Entschlossenheit entgegen streben. Ob auch mit männlicher Kraft und glücklichem Erfolg, das müssen wir von dem Urtheil der Verständigen und Redlichen, dem wir mit gefaßter Aufmerksamkeit aufhorchen werden, und von der Zeit erwarten.

1) Hildegard von Hohenthal. Erster Theil. Berlin in der Vossischen Buchhandlung 1795. 341 S.

Nichts sichert den Menschen so unfehlbar gegen jedes unwürdige Gelüst, nichts fördert in ihm so sicher ächte moralische Güte und edlen dauernden Lebensgenuß, als der gute Geschmack in Kün-

ſten. Weſſen Gefühl für zweckmäßige Ordnung und Zuſammenſtimmung, für Grazie und Schönheit gebildet worden iſt, den wird das tauſendfache Gezüchte grober Sinnlichkeit und roher Leidenſchaft gewiß nicht mit überwiegender Gewalt reizen und irre leiten. Dem wird es in der Einſamkeit und im geſelligen Leben, im Glück und Unglück gewiß nie an ächtbeglückenden Genüſſen fehlen. Leſſings Nathan, Göthe's Iphigenia und Taſſo werden ihm gleich den ſchönſten edelſten Antiken und den Meiſterwerken Raphaels, Händels und Leo's nicht nur die reinſten Freuden gewähren, ſie werden ihn auch vor jeder wilden Abſchweifung ſeiner Phantaſie und vor dem niedrigen Despotism einer übermächtigen Sinnlichkeit mehr ſichern, als alle Syſteme der Moral. Solche Kunſtwerke können daher zum Glück der Menſchheit nicht genug vervielfältigt, der Geſchmack an ihnen nicht genug gefördert werden.

Von der andern Seite reizt und erhitzt nichts mehr die ohnehin ſtets rege Sinnlichkeit und immer lüſterne Phantaſie als lebhafte glühende Darſtellungen die ohne Rückſicht und Achtung für den innern Menſchen jene gierige Tyrannen, durch ſchmeichelnde Farben und lockende Töne in Bewegung und Aufruhr bringen. Leichtſinnige Aeußerungen über Moralität und Anſtand, über Pflicht des Menſchen, des Bürgers und Weltbürgers in der Stimmung, die jene Darſtellungen erzeugten, ans Herz gelegt, untergraben gewiß bei jedem Menſchen, der nicht ſchon ächte Selbſtſtändigkeit und überwiegende Denkkraft beſitzt, alles wahre ſittliche Gefühl. Und darum iſts die Pflicht jedes redlichen Mannes, dem die Menſchheit und ihr höchſtes Intereſſe am Herzen liegt, ſolchen Kunſtwerken möglichſt entgegen zu arbeiten, und Abſcheu und Verachtung gegen ſie einzuflößen.

Beglückenden und dauernden Genuß fürs Leben kann man auch nur dann von den ſchönen Künſten erwarten, wenn man ſie von ihrer edlen

Seite

Seite beachten und anwenden lernt, wenn man ihre Verbindung mit der wahren Freiheit des Gemüths, mit der wahren Würde des Menschen erkennt und so, nicht blos mit den Augen und Ohren, sondern auch mit dem Geiste genießt. Jede Verrückung jenes hohen Standpunktes, jede Verbreitung einseitiger Meinungen und beengender Vorurtheile über das Wesen und die rechte Anwendung der Kunst, schmälert den reellen Gewinn und stört den bleibenden Genuß den man im ächten Studium derselben ohnfehlbar findet.

Seit der Erscheinung des Ardingello ist dem Recensenten kein Buch vorgekommen, welches diesem wahren Studium der Kunst, welches dem guten Geschmack nachtheiliger werden könnte, als der vor uns liegende Roman, der es so mit der Musik treibt, wie jener es mit den bildenden Künsten trieb. Da es in der Tonkunst noch weniger sicher leitende Führer giebt als in irgend einer andern Kunst, es auch vorauszusehen ist, daß dieser Aftertoman für die meisten kritischen Zeitschriften von Leuten beurtheilt werden wird, die von der Kunst, welche das Buch eigentlich betrift, zu wenig verstehen, um nur einigermaßen einzusehen wie gar wenig der V., bei aller anscheinenden Kenntniß, richtige Begriffe von derselben und von den zergliederten Kunstwerken hat; so hält es der Rec. dem diese edle Kunst am Herzen liegt, um so mehr für seine Pflicht, seine ganze Meinung darüber mit aller Freimüthigkeit heraus zu sagen und so viel es irgend der ihm vergönnte Raum erlauben wird, solche mit Beyspielen zu belegen und mit Gründen zu rechtfertigen.

Als Kunstwerk, als Roman betrachtet ist dieses Produkt fast zu abgeschmackt, als daß man nöthig hätte ein solches Interesse dafür zu besorgen, das auf den Geschmack des Lesers einen nachtheiligen Einfluß haben könnte und so möchte diese Seite allenfalls ganz unberührt bleiben, wenn nicht einzelne lebhafte Naturschilderungen, und hohe glühende Farben

dem Dinge etwas Anziehendes und in den Augen des Ungebildeten wohl gar poetischen Werth gäben. Was in aller Welt kann wohl abgeschmackter seyn, als der Gang einer Leidenschaft, die eigentlich keine Leidenschaft sondern lauter eitles Getreibe ist? Und welcher Geschichtsfaden! welche Charakterschilderung! welch eine Sprache! —

Ein junger Kapellmeister Lockmann, der vor wenig Wochen von Neapel zurückgekommen und eben mit seinem Fürsten aufs Land gezogen ist, »erhebt sich von seinem Läger und springt aus dem Bette;« sein Wesen war noch Widerhall der Musik zur Oper Achill in Myros, von welcher er die Nacht den Plan geträumt und wachend gegen Morgen ausempfunden hatte. »Die jungen Strahlen der Sonne blitzen ihn von seinem Fortepiano weg,« er geht ans Fenster, nimmt ein Fernrohr in die Hand und trift damit auf einen fünf bis sechs hundert Schritt entfernten Garten, »wo ein Frauenzimmer eben sein Morgengewand ablegte, nackend, göttlich schön wie eine Venus da stand, die Arme frey und muthig in die Luft ausschlug und mit dem Kopf voran in fliegenden Haaren, sich in eine große Wasservertiefung stürzte, herumgaukelte, den Oberleib weit empor hielt, auf dem Rücken schwamm, sich auf die Seite legte und so weiter eine Viertelstunde lang troß dem geschicktesten Halloren alle Schwimmerkünste übte.

Der Held ist entzückt, phantasirt auf dem Fortepiano, frühstückt, kleidet sich an, geht aus, forscht nach der Wohnung der Schönen und erfährt, daß das Haus von der Familie des verstorbnen Herrn von Hohenthal bewohnt wird.

Diese Nachricht fällt ihm gewaltig aufs Herz; er geht hastig zurück, schlägt sich die Schwimmerscene aus dem Kopfe, hält Probe von Allegri's berühmtem *Miserere* *), welches mit einigen andern Musikstücken in der Kirche aufgeführt werden

*) Von den widersinnigen Zurüstungen hiebei und von allem was die Musik betrift nachher besonders.

sollte: »denn es war Gebrauch daß der Fürst und die Fürstin, so oft sie im Frühling aufs Land zogen (es mochte früher oder später geschehen) und die von den Hofleuten, welche das Bedürfniß fühlten, gleich anfangs beichteten, sich der Sünden der Hauptstadt entledigten, das Abendmahl empfingen, und dem Volke so ein gutes Beyspiel gaben.« Nach der Probe geht er in den Schloßgarten, unterhält sich da mit einem alten Baumeister vier Seiten lang über die Vortreflichkeit der Kastraten, die durch keine weiblichen Stimmen der Welt zu ersetzen seyn sollen und deren Lob mit dem schändlichen Worte der Italiäner endigt: Benedetto il coltello etc. (gesegnet sey das Messer ꝛc.)

Unerwartet tritt Hildegard von Hohenthal am Arme des Fürsten aus dem Park: der Fürst präsentirt ihr seinen Kapellmeister mit einem ganz unfürstlich geschrobenen Kompliment für diesen, und dieser, dem über die Erscheinung der Schönen, die er für die gefährliche Schwimmerinn erkennt, »das Blut ins Gesicht schoß und dessen Herz wallte,« wie sie den Blick ihrer schönen blauen Augen auf ihn lenkte, antwortet im pedantischen Schulmeisterton, nennt den Fürsten »Ulysses neben welchem Pallas steht« Sie gehen weiter. »Hildegard und er weideten ihre Blicke an einander in den hellen Augen, an den reinen Stirnen, dem edlen geraden Zug der Nasen, dem lieblichen Suadamund, blühenden Oval der Wangen und hohem üppigen Wuchse ꝛc.« (Das heiß ich Kunst! mit einem Pinselwurf zwei Gesichter gemahlt, ein Männlein und ein Fräulein!)

Der Fürst muntert die beiden Künstler auf, ihr unterbrochnes Gespräch fortzusetzen; der alte Baumeister hat kaum vorgebracht, daß von der Menschenstimme die Rede war und Hildegard ergreift das Wort und spricht drittehalb Seiten lang in Einem Athem fort, von dem vorzüglichen Werth der Musik, von der Nachlässigkeit der Fürsten in Beförderung ihrer wahren Anwendung, von der

Seltenheit schöner Menschenstimmen in allen nordischen Ländern, von den Gegenden, wo man die mehrsten schönen Stimmen findet, wo gewöhnlich gar keine? wo Kröpfe einheimisch sind; was ein Fürst dabei zu thun hätte u. s. w. Dann giebt sie »mit Hand und Blick ein Zeichen an Lockmann fortzufahren.« Dieser, erstaunt, entzückt sie so reden zu hören, hebt seine Gegenrede mit folgenden Worten an: »da wir keine Kastraten machen, so sind alle unsre Sopranstimmen weiblich,« und hält in diesem Tone eine vierzehn Seiten lange Rede über die Natur der menschlichen Stimme; über die Sprach- und Stimmenwerkzeuge, den Ton- oder Brustkasten, die Lungen, die Luftröhre, den Kehlkopf, die Stimmritze, die Zunge, den Gaumen, die Nasenhöhlen, die Zähne, den Mund und die Lippen; alle werden namentlich hergezählt und man muß es dem V. für eine wahre Delikatesse anrechnen, daß er nicht auch des zur Anfeuchtung aller dieser Werkzeuge so nothwendigen Speichels, Angesichts der Schönen, umständlich erwähnt. Von der Natur der Stimmen, wobei auch der Fistel nicht vergessen wird, von ihrer Wirkung, von ihrer Ausbildung handelt er so ausführlich, daß man des Meister Josis Anweisung zur Singekunst zu lesen glaubt. Zuletzt spricht er von den Singeanstalten in Neapel und Venedig, als wenn sie noch das wären, was sie vor funfzig Jahren waren; und schließt dann seine Chrie mit: »doch, vergeben Ew. Durchlaucht und Sie reizende junge Dame.« Diese junge Dame, die so voll Lust zugehört hatte, daß sie frischen Athem schöpfte — wie sies sonst macht, steht nicht dabei — scheint aber auch so ganz eben die reizende Dame seyn zu wollen, denn »sie kann sich nicht enthalten vor dem Scheiden dem jungen pedantischen Schwätzer flüchtig die Hand zu berühren,« welches denn natürlich »wie ein elektrischer Schlag ihm durch sein Wesen drang.« —

Drauf geht die Gesellschaft in den Speisesaal und unser Held eben nicht zufrieden in sein Zimmer. Nachdem er ein wenig gegessen, aber desto mehr getrunken hat, legt' er sich mit folgendem Stoßseufzer zu Bette: » soll unsre hochgepriesene Vernunft die Staatsverfassungen nie dahin bringen, daß zwischen Menschen, die für einander geboren und erzogen sind, keine so ungeheure Kluft mehr seyn muß! Man sieht, er hätte das Mädel gerne gleich ohne Umstände mit ins Bette genommen. Die völlige Gleichheit der Augen, der Stirnen, der Nasen, der Munde, der Wangen und des Wuchses war aber auch ein muthwilliges Naturspiel an diesen kluftgetrennten Gleichgebohrnen. Und daß auch noch gleiche eitle Geschwätzigkeit, so den Augenblick die Gleicherzogenen verrathen mußte! Auch gleich der erste Tag die seltesten Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande darbieten mußte, die Schöne so ganz von Außen und von Innen kennen zu lernen! Wie wenige können sich dessen am Ende eines langdurchseufzten, wohl gar durchgenossenen Lebens rühmen! Wär' es ein Wunder, wenn unser so schnell getroine, überwältigte Held von Sinnen käme und über die verhaßte Kluft sprünge? Doch nein, er ist glücklicher organisirt, als wir glauben, er erwacht den folgenden Morgen von lieblichen Träumen und springt wieder wohl und munter aus dem Bette, sieht in die Sonne, greift auch wieder nach dem Fernrohr, ist aber diesmal so gescheut es bald bei Seite zu legen.

Das heiß ich den Leser mit dem Helden und mit seinen geheimsten Angelegenheiten vertraut werden lassen! In den ersten vier und zwanzig Stunden sieht er ihn zweimal aus dem Bette springen, zweimal nach der Sonne sehn, zweimal seinen Leib pflegen, zweimal spazieren gehn — das nenn' ich den Homer mit Gewinn studiert haben! — doch weiter:

Er hält den Vormittag wieder Probe und zwar

von Händels Messias. Unverhoft findet er die eitle Hildegard; »ganz zur Andacht weiß gekleidet, nur eine kaum aufgeblühte Rose in den schönen blonden Locken,« unter den Sängerinnen: in einem affektirt demüthigen Complimente wünscht sie von dem vortreflichen Meister sich einweihen zu lassen; und er antwortet wieder in seinem ächten Schulmeisterton: »gehorsamst bitten wir vielmehr um ihren guten Unterricht, gnädiges Fräulein ꝛc.« wogegen beim Schluß der Rede die Jubelorkane, Donnerwetter, Niagarakatarakte in Westmünster, gar possierlich abstechen. Sie erwiedert dieses Tiefhoch mit Instrumentensturm und in griechisches Gewand gehüllte Melodieen und Religionsgefühle. »Beider Blicke glänzten in einander bei diesen Reden, wie von einem gemeinschaftlichen Geistesquell.« Aus der gewaltigen Kehle und von den holdseligen Lippen der Hildegard strömen niegehörte Töne hervor, »wie der Cäcilia selbst aus dem Himmel auf Erden« in Bescheidenheit und Unschuld, ohne die allergeringste Künstelei, nur mit den Accenten hoher Grazie und den netten Läufen rascher Jugend und Fertigkeit da und dort verziert und geschmückt.« Das hieß in gemeinen Ausdrücken ohngefähr so viel als: stehend aber doch laufend; glatt ausgekämmt aber doch toppirt.

Er singt eben so unerwartet vollkommen ein Duett mit ihr. »Nach ihren ersten Arien sprang er vom Flügel, fiel vor ihr nieder voll Gluth des Enthusiasmus, faßte ihre zarten Hände, küßte sie inbrünstig und stammelte: »Wunderwesen, ich bete Sie um Ihre Kunst an. O die Italiäner haben Recht, daß sie einer Gabrieli, einem Pachiarotti, Marchesi (liebe Castraten!) fünf und zehnmal mehr dafür geben in einer Oper zu singen, als einem Sarti, Paisiello die ganze Musik dafür zu setzen.« u. s. w. Kann man sich einen plumpern Entzückten denken? — Und so geht das fort: sie nennt sich Anfängerin, er sie Muthwillige und der

ganze »Vorfall kam allen so natürlich vor, daß er fast nicht bemerkt wurde.« Von so hoher Natur hätte man sich die ehrlichen Rheinbewohner und am wenigsten die deutschen Geiger und Pfeiffer kaum denken sollen! Ob man sich wohl ein solches höchstnatürliches Orchester zu dirigiren wünschen sollte!

Nachmittag hält unser Held noch eine Probe und geht wieder spazieren voll Unruh im Herzen. Es bekömmt ihm aber so wohl, daß er den folgenden Morgen recht lange schläft, bis ihn das starke Licht der Sonne weckt. Er springt wieder auf, aufs Fernrohr zu und kukt wieder nach dem Wasser im Garten gegenüber. Hildegard ist aber so klug, ihre Künste nicht wieder am hellen lichten Morgen zu treiben.

Es erscheint ein Bedienter und ladet den jungen Herrn Capellmeister »im Namen der Mutter des Sohns und der Tochter von Hohenthal (klingt fast wie die Taufformel,) zum Mittagsessen ein.« »Er wollte um drei Uhr, die bestimmte Zeit gehorsamst aufwarten.« Welch ein Ton! welch abgeschmacktes Detail!

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Hildegard zu Hause und über die Mutter herfällt, und nun höre man folgende moralische Schilderung der Heldin und der Mutter. »Diese folgte der Tochter in allem; sie war aus einer Menge Proben überzeugt von der klugen Aufführung, Einsicht, und Menschenkenntniß ihrer Tochter. Hildegard hatte schon manchem jungen Herrn in London und zu Spaa den Kopf verrückt, sich selbst aber nie bethören lassen; und war jederzeit den gefährlichen Gelegenheiten schlau und fein ausgewichen. Sie trieb ihr obgleich muthwilliges doch unschuldiges Spiel immer nur bis auf einen gewissen Punkt, über dessen Grenze sie bisher nichts verleiten konnte.« — Muß einem beim Gedanken an eine solche Mutter, die ein solch schändlich unschuldiges Spiel der Tochter — das in ächt-

moralischer Rücksicht gewiß schändlicher ist, als die äußerste Ausschweifung aus unglücklicher, überwältigender Leidenschaft — die solch Spiel mit Ruhe ansehen kann, nicht einfallen, daß in gewissen Häusern eine gewisse Person auch Mutter genannt zu werden pflegt?

Der Verf. scheint aber so wenig arges daraus zu haben, daß er seiner Unschuldigen bald darauf ausdrücklich sogar einen edlen Charakter beilegt, dem bei den Wettrennen und großen Spielen in England »nur ein schlimmer Zug gleichsam angeflogen war:« sie liebte die Hazardspiele. Indeß war ihre Hauptleidenschaft Gesang »Musik und lyrische und dramatische Poesie dafür.« (welche Schreibart!)

Beim Eintritt in das Haus der Frau von Hohenthal, in der ersten traulichen Anrede spricht Hildegard ihrem Verzückten vom späten Mittagessen und »von den klassischen Nationen die noch später aßen als die Engländer« und so entsteht eine ganze Unterredung der Art, bei welcher fast alle europäische Nationen mit Nahmen genennt werden. Bei Tische ißt unser Held wieder wenig, trinkt aber deßto mehr (das heiß ich einen Musikanten nach dem Leben schildern!) Ubrr Tisch wird viel von Musik und Italien gesprochen, davon nachher. Hier nur noch die moralische Bemerkung mit welcher unser Held die Unterredung beschließt: «Übrigens kenn' ich kein glückseligeres Leben, als mit so erstaunlichen Vorzügen, wie die Gabrieli, auf den ersten Theatern von Europa die Herzen, Ohren und Augen zu entzücken, zu glänzen, und auch nur die kurze Spanne ihrer Jugend so bewundert zu werden.« »Das Herz hüpfte Hildegarden im Leibe bei diesen Worten; die jungen Sphären hoben mächtiger das Gewand auf und nieder, und ihre schönen großen Augen strahlten ein hellbrennendes süßes Licht.« Sie lohnt ihm die edle Rede, die so in ihren Kram zu passen scheint, und gießt ihm feurigen lieblichen Syracuser

ein und trinkt ihm zu: »Neapel und die Musen! mir bald dahin eine glückliche Reise!« Es wird in den Garten gegangen und die gefährliche Wasservertiefung — deren Nähe unsern erhitzten Helden — sollte man glauben! — bis zum Hineinspringen in Entzücken setzen müßte, wird mit all den andern Gartenschönheiten in Einer Periode unter den von Lockmann bewunderten Sachen hergezählt. An Worten fehlts ihm sonst doch eben nicht! Bei einer Unterredung über die Gartenkunst hält sich Hildegard künstlicher Weise ruhig »um ihr Geheimniß nicht zu verrathen, nämlich alle Kunst und Feinheit so viel wie möglich zu verbergen.« »Sie sonderte sich unvermerkt mit dem jungen Meister von der Gesellschaft ab, wandelte mit ihm durch die schattigen Gänge, und ließ sich in ein trauliches Gespräch ein, worin sie ihm die übrige Gesellschaft schilderte. Eine junge schöne klugaussehende Frau von Kupfer, die auch die Musik enthusiastisch liebt und das Clavier mit seltner Fertigkeit spielt, ein gelehrter guter Hofmeister Feierabend und ein lebhafter kunstsinniger Sohn des Hauses machten die Gesellschaft aus.

Dann richtet sie mit schüchternem freundlichem Blick eine schmeichelhafte Bitte um Unterricht an ihm, und er erwiedert in seiner bereits bekannten Sprache: »Nicht, um Ihnen Unterricht zu geben, sondern an Ihren Vollkommenheiten zu lernen und zu studieren.« Und nun gehts in Gesellschaft aller nach dem Musiksaal. Und was geschieht da, sobald Lockmann sich an ein Fortepiano gesetzt? Sie handeln — 43 Seiten lang mit X und = und L — die gleichschwebende und gemischte Temperatur, Tonarten der Alten u. d. gl. ab, und während man Ausbrüche der Phantasie und des Gefühls, die durch so mannichfaltigen Natur- und Kunstgenuß geweckt und erhitzt seyn mußte, von dem jungen Künstler erwartete, sitzt er mit dem Stimmhammer in der Hand und übt seine Theorie, die er vorträgt, gleich an dem Fortepiano aus. Diese ächte

Spießbürgerscene wird durch die Albernheit des Vortrages zehnfach abgeschmackt. Hier nur ein paar Pröbchen: »die Tonleiter C dur bleibt uns gleichsam Stand der Natur; jungfräuliche Keuschheit und Reinheit, holde Unschuld des Jünglings, patriarchalisches Leben, goldnes Zeitalter« — »F dur ist das höchste, wohin die schöne Natur steigt. Im H dur verschwindet schon der Stand der Natur einigermaaßen und noch mehr in Fis dur, das völlig gekünstelt ist« — »F dur ist schon um einen Grad besonnerer, als das junge frohe Leben im E dur, B dur hat gleichsam die Würde von Magistratspersohnen; und Es dur geht in das feierliche der Priesterschaft. As dur ist Majestät von König und Königin. Des dur geht in den Schauder über vor verborgnen Persischen Sultanen, oder Dämonen.« u. s. w. Und was das ärgste ist, diese auch als Spiel des Witzes betrachtet ganz verkehrte Charakterisirungen bringt ein Mensch hervor, der auf die gleichschwebende Temperatur besteht, die den Tönen allen Charakter nimmt, so daß man durch bloßes höher und tiefer Stimmen desselben Instruments aus der Unschuld eine Magistratsperson und aus der schönsten Natur die Priesterschaft herausdrehen kann. — Doch das gehört noch nicht hieher.

Nach allseitigem Produciren im Singen und Spielen geht die Gesellschaft auseinander und unser Held ruft entzückt, welch eine Familie! was für ein Mädchen!

Den folgenden Tag ist Generalprobe, Sonnabend Vesper, Sonntag Messe und die Musikaufführungen fallen zur höchsten Erbauung des Fürsten und aller Anwesenden aus. Doch das lernt man nur aus des V. Munde recht kennen. »Im Messias von Händel trat Hildegard mit allem Zauber jugendlicher Schönheit in himmlischer Stimme, Gestalt und Kleidung auf, eine wunderbare entzückende Erscheinung. Alle Gefühle der Religion wallten nach und nach mit hohem Leben in die Herzen

der Zuhörer; die bittern Dolchstiche des Leidens verstärkten die Süßigkeit der Erlösung und den Vorgeschmack ewiger Wonne.«

Den folgenden Tag geht Lockmann mit Leo's *Miserere* zu seiner Schönen. Von diesem und andern Werken desselben Meisters von Jomellis *Miserere* und Sartis *Miserere* u. a. wird am Instrument gesungen, und Bogenlang dabei geschwatzt. Dann wird in den Garten gegangen und wieder weitläuftig über die Natur der Kirchenmusik gesprochen, wobei die Heldinn sich immer nicht genug für erhaltnen Unterricht bedanken kann. Beim Abschiede »faßt er ihr geschwind wie der Blitz die zarte Rechte und drückt die Hand feurig an seine Lippen.« Der glutvolle Schneemann!

Zu Hause findet der junge Herr Kapellmeister einen fürstlichen Boten, »der schon einmal da gewesen war« (welch reiches Detail!) Er eilt hin und der Fürst redet ihn mit den Worten an: »Ihr Ruhm verbreitet sich schon im Lande« und ertheilt ihm den Auftrag für eine »Aebtissin im Gebürge, zur großen Wallfahrt« zu einem alten wunderthätigen Marienbild die Musik zu besorgen. Den folgenden Morgen bestellt er um zehn Uhr eine Probe, geht aber vorher bei guter Zeit zu Hildegarden. (Wie vertraulich schon den dritten vierten Tag!) Er beredet sie zu jener Wallfahrt und sie die Mutter; und dann gehts nach dem Musiksaal, wo wieder eine solche Liste: Salve Regina's von Pergolesi, Bach, Majo abgesungen und mit falscher Salbung lobgepriesen wird. »Hildegard sang mit der Begeisterung einer jungen schwärmerischen Priesterinn zum Entzücken. Lockmann strengte mit Gewalt allen seinen Verstand an, um nicht vor ihr auf die Knie zu fallen.« (Im kleinen Hauskreise und traulichem Zimmer paßt das auch weniger als in einer zahlreichen öffentlichen Probe!) »Die Feuchtigkeit der Wonne quoll tropfenweise in seine Augen.« Wie herzerweichend! — »Die Probe war ein allgemeiner Jubel.« (Von solchen

Weinproben am Rhein hat man sich wohl bisher eine Vorstellung machen können: aber Musikproben! wer hätte das gedacht!) Bei der Ankunft im Kloster am folgenden Tage sieht man »Lockmanns Leute« mit einem guten Frühstück bewirthen, auch für den Herrn Lockmann selbst ein besonderes Frühstück herbeibringen.« (Die fürstliche Kapelle ist also auch noch sogar bescheiden! das Wunder wird immer größer!) Herr Lockmann ißt wieder nur wenig — und trinkt desto mehr? Nein! diesmal »trinkt er auch nur ein paar Gläser Xereserfekt, den er noch nie getrunken hatte.« Wieder ein feiner Zug zur geheimen Geschichte des Helden; woraus man auch noch den wichtigen Schluß machen kann; wie muß der zechen wenn er sich Zeit läßt; so ein paar Gläser Xereserfekt, morgens beim Frühstück hält der V. der ihn so oft trinken sieht für nichts! Eine junge blühende Elsasserin »die das Werk für das Kloster dirigirte« begleitete ihn gleich zur Orgel. Natürlicher Weise entzückt er sie und das ganze Kloster, das sich durch alle Seitenthüren zu ihm drängt, mit seinem Orgelspiel: der warme Meister weiß es aber auch drauf anzulegen: »Er phantasirte ihnen zu Gefallen die rührendst-verflochtenen Gänge mit kurzen zärtlichen Melodieen und Imitationen ausgeschmückt, die man für warme Andacht nehmen konnte.« Ob dies nach dem Andachtsthermometer des Klosters oder jenes heiligen Landes in welchem sich unser warme Kastratenfreund und Kirchencomponist so ächt christkatholisch bildete zu verstehen sey, wird nicht bemerkt. Beim Ausgange aus der Kirche ermangelt er nicht, unser wohlerfahrne Held, dem es doch sehr lieb zu seyn scheint, daß er nicht die Erfahrung vom gesegneten Messer gemacht hat, der blühenden Elsasserin, mit einem Händedruck seine Verwunderung zu bezeigen, ein so liebliches Kind wie sie von der Welt geschieden zu sehen. Als wenn ein Kloster, so nahe bei einem Hofe gelegen, und wo ein Pater Kapuziner den Gottes-

dienſt anordnet, wohin auch große Wallfahrten zu einem Wunderbilde gehalten werden, keine berühmte Welt wäre! Das Mädel erwiedert es auch wie ſichs für eine Nonne gebührt »mit einem ſchmachtenden Blick gen Himmel.« — Die Meſſe geht an. Nach der Meſſe wird das Marienbild herbeigetragen, das uns der V. ſehr genau beſchreibt, und dann hinzufügt: »man war wirklich im Himmel nicht mehr auf Erden« als nun Hildegard ſang y. ſ. w. »Bei dem letzten Salva! wollten diejenigen, die ihre Augen wieder von der Muſik zurück auf das Bild hatten wenden können, einen leichten Glanz um die Köpfe ſtrahlen und die Mutter Gottes ſich wirklich bewegen und nicken geſehen haben.« Das iſt eben kein großes Wunder! Hat die gute Frau doch einmal in einem ſchleſiſchen Kloſter einem armen preußiſchen Soldaten gewinkt und ihm ſelbſt die Anleitung gegeben ihre goldne Glorie, die ihrer bürgerlichen Demuth von Hauſ' aus überall zur Laſt ſeyn mag, ihr vom Haupte zu nehmen und ſich gütlich dafür zu thun. Der Abt ſelbſt erwiederte damals auf die Frage des alten ungläubigen Königs: ob ſolch ein Wunder wohl möglich ſey? ganz ausdrücklich, daß es gar wohl möglich, wiewohl in dieſem Falle der ihre Mutter Gottes um die goldne Glorie brachte, eben nicht wahrſcheinlich ſey. Der alte weiſe König, der ſeine braven Soldaten auch ſelbſt durch die Mutter Gottes nicht gerne verführen laſſen wollte, hielt ſich an die beſtätigte Möglichkeit und verhieß dem hochbeglückten Soldaten: daß wenn er ſich noch einmal von der Mutter Gottes würde winken laſſen er ihm den Kitzel mit zwanzigmal Gaſſenlaufen austreiben laſſen würde.

Hier muß das Wackelhaupt der berührſamen Mutter Gottes etwas Altes geweſen ſeyn, es machte weiter keine Senſation, vielmehr »hörten alle immer noch ſtill zu, als ob die Muſik noch fortwährte; beſonders ſahen ſie gleichſam in den Lüften die göttliche Menſchenſtimme« u. ſ. w.

Dieses feinbeobachtete Sehen der Menschenstimme in den Lüften erinnert gar angenehm an des berühmten Münchhausens überschwenglichen Enthusiasm für einen Triller den er einst in einer Oper zu Neapel von der auch hier so oft gepriesenen Gabrieli hörte: er eilte nach der Oper aufs Theater, warf sich ihr zu Füßen, bot ihr tausend Dukaten für die Ueberlassung eines einzigen solchen Trillers: erhielt ihn, that ihn in Spiritus und hob ihn sein Lebelang auf.

Die Prozession wird gar feierlich dargestellt und der V. beschließt die üppige Beschreibung mit den empörenden Worten: »Unter der feyerlichen Musik der Klarinetten und Hörner, Trompeten und Pauken, und dem Donnerschall des Gewehrs murmelte, wie das Brausen der Meeresfluth zwischen Felsen, immer: »Gegrüßet seyst du Maria! und heilige Mutter Gottes bitte für uns!« mit inbrünstigen Schlägen an die Brust, von allem Volke. Der Himmel schien sich aufzuthun und ein seltener Glanz von ihm herab zu leuchten. Hehr und heilig und friedlich stand die Gegend, als sie zum Tempel hineinzogen.« In der Kirche muß eine Symphonie unsers braven Hayden den Götzendienst noch beleben helfen.

Alle wurden dann im Kloster köstlich bewirthet. Selbst die Familie Hohenthal, die es doch durch Hrn. Lockmann ausdrücklich hatte bestellen lassen, daß sie noch vor Tische wieder zurückkehren wollte, mußte da bleiben. Lockmann kam mit Hildegard und der schönen Elsasserin an die Haupttafel zu sitzen und erlebt da die Freude in einem Gespräche mit dem alten Kapuziner zu erfahren, daß Hildegard ganz vortreflich italiänisch spricht.

»Wie sich die Weiber selten einander etwas der Art gönnen, und auch die besten und wirklich Keuschen eifersüchtig sind,« so hatte Hildegard auch schon die schöne Elsasserin ins Auge gefaßt die indeß für unsern wohlausgelernten Kapellmeister nur »ein bloßes neues Augen-, höchstens leichtes Sin-

nenspiel der warmen Jahreszeit« war. Bei Tische geht es dann wieder sehr ausführlich über Italien und Kirchenfeste und auch über einzelne Werke der bildenden Künste her. Der Kapuziner übt seine Beredsamkeit auch an den reichen Klöstern in Italien und an dem hohen Wohlleben in denselben. Bei Tische angelt auch die Aebtissin nach unserm Helden und beschenkt ihn am Ende. Bei einem Spaziergange nach Tische gibt Hildegard ihrem Verzückten den Arm, unten an der Treppe merkt er, daß er sein Rohr vergessen hat, eilt zurück nach dem Saal, findet die schöne Elsasserin allein »küßt ihre süßen zarten Lippen: o es war erquickendes Labsal für den Brand, den Hildegard in ihm erregte! und noch ein Kuß, wo er ihre schmachtende Unterlippe an seine feuchte Zunge schlürfte: Zähren glänzten über das Wonnelicht ihrer Augen, und die jungen Brüste wallten hoch in sein Wesen. Der zweite Kuß hielt an; er mußte fort. Den dritten gab das reizende Mädchen, als Nonne, die nicht lange spröde thun und sich verbergen darf, ihm selbst, glühte über und über und sagte dann, ach, ich Unglückliche.«

Meine ehrbaren Leser mögen mir verzeihen, daß ich ihnen dies saubre Bild, so ganz wie es da steht, vor Augen stellte: es charakterisirt zu sehr den Geist und den Geschmack des Verfassers als daß ichs übergehen konnte, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte das gemeine Kunstwerk in das ihm zukommende verächtliche Licht zu stellen. Die lockere Philosophie des V. vollendet die Sudelei ganz würdig: Lockmann, der die Treppe hinunterstolpert, unten seine Schöne für alle Jahrzeiten findet, fängt wieder an zu denken: »Du hast mit einem seligen Augenblick die Langeweile ihres Zustandes beseelt, was ist es weiter!« der Held selbst ward »wie erfrischt und gestärkt, lebendiger, fröhlicher und heitrer« In der Heldin zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder die Gleichgeborne, Gleicherzogne; sie bemerkt wohl an seinem ver-

wirrten Blick und an den röthern Lippen was vorgegangen sey, ist dadurch aber so wenig beleidigt, daß sie drauf besteht daß unser Held selbstfünfter mit in ihren Wagen einsitzen muß. Die Aebtissin empfal beim Abschiednehmen »noch einmal sich und ihre Kirche dem schönen jungen wohlgebauten Lockmann.« Auf dem Wege führt unser edles Paar gegen Bruder und Hofmeister die Vertheidigung der wunderthätigen Bilder. Das Männlein behauptet schlüßlich: »selbst die größten Philosophen sehen alles in der Natur als nothwendige Erscheinungen an und die Thoren verzweifeln endlich an ihrem eignen freien Willen;« und das Fräulein: »da so viele Mädchen an keinen Mann kommen können; warum wollte man zwanzig oder dreyßig alten Jungfern ein wenig Freiheit übel nehmen, die sie sich erlauben, eine bequeme Pflegestätte zu haben?« Selbst die Gegner werden darüber einig, daß man »als gemeinschaftliche Hülfsquellen, und nicht zu zahlreich besetzt, immer ein paar Klöster auf einige Meilen in der Runde dulden könnte.« Ein glücklicher Stoß des Wagens warf die milde Schöne, die eben behauptet hatte »daß man überall nie zu streng seyn dürfe,« fast in Lockmanns Arme; ihre Knie berührten die seinigen und ihre rechte Hand kam gerade flach mit dem zartesten Sinn des Gefühls auf seine gewölbte breite warme Brust« u. s. w.

Bei der Heimkunft rekapitulirt der gierige Held noch das Glück des Tages, wobei »die drey Küsse, recht schmackhaft, frisch und voll« nicht vergessen werden, »er fühlt sich noch mit der blühenden Weiblichkeit verschlungen und verdoppelt.« u. s. w.

Den folgenden Tag ist man mit dem Helden wieder im Schloßgarten in derselben Gesellschaft, in der wir ihn zum ersten Mahl dort erblickten und da gehts wieder eben so über Konzerte und Konzertmusik her, wie ehmals über Menschenstimmen und Singekunst. Hildegard, »die immer mehr

des

des Fürsten Gunst gewann« sprach diesmal kluger Weise weniger mit Lockmann als das erste Mahl. Statt ihrer aber gesellte sich besonders die Frau von Kupfer zu ihm, welche ihn mit ihrem Gemahl dem Oberjägermeister bekannt machte. Diesem mußte er Duetten für Waldhörner versprechen; wofür er freye Jagd und ein vortreffliches Gewehr dazu bekommen sollte.« Vermuthlich eine feine Anspielung auf das was da kommen soll: denn nach der Anlage der Charaktere müßt es schlecht ausfallen, wenn unser Held, der sich so gut »auf Husarenraub geschwind erhaschen genießen und vergessen« versteht, sich nicht überall durchschwadroniren sollte.

Den folgenden Tag gleich nach dem Frühstück war Lockmann wieder bei Hildegarden und nun kommt die Oper dran, mit allem was dazu gehört. Davon jetzt nichts. Nach einer dreißig Seiten langen Vorlesung hebt Sang und Klang an. Jomelli's Armida die schon vorher ganz widersinnig beschwatzt wurde, wird durchgesungen. So hatte unser Held seine Schöne noch gar nicht gehört. »Sie konnte die Scene auswendig und spielte sie als ob sie auf dem Theater wäre, mit einer Leichtigkeit, Feinheit, mit solcher Leidenschaft, so starkem Ausdruck, ganz die wollüstige verführerische junge reizende Zauberin in ihrem nachläßigen Morgenanzuge u. s. w. daß er gar nicht mehr wußte, wo er war, ob in Neapel bei der Gabrieli, oder in einem Zauberrevier bei der Todi u. s. w. Das Mädchen wird ganz »ausgelassen, während der Action öfnete sich bei der heftigen Bewegung das Gewand: und beide Brüste blickten hervor in herber jungfräulicher Ründlichkeit, zart und schwanenweiß.« — da es zu Tische geht faßte sie ihn heiter und huldreich am Arm; und er sagt, »mit kühnem Blick in ihre Seele: als Armida wird Ihnen keine Sängerin auf der Erde den Rang streitig machen; als solche können Sie auftreten wo Sie wollen.« Kann man sich für den Augenblick wohl wieder etwas Plumperes denken?

Nach Tische geht es wieder an eine Liste von Armiden. Von Gluck, von Sacchini, Traetta, Salieri, Haydn davon künftig.

Beim Weggehn schleicht er sich Abends in den Garten; sie kommt bald sich zu baden; »schon im Vorbeirauschen streifte sie sich das leichte Gewand ab; der Obertheil des Leibes war entblößt, sie wollte fliehen, aber verwegne Leidenschaft ergrif sie und hielt sie fest; sie trieb ihn mit beiden verschränkten Armen auf seine Brust mit aller Gewalt von sich: »Lockmann, Lockmann, Würdiger, Vortreflicher! nichts Laffenmäßiges!« — das heiß ich Sprache der Schaam, des Schreckens, oder auch nur des Zorns: denn »Ihre Augen blitzten Gewitterzorn und der Donner des furchtbarsten Eitschlagens rollte vor seinen Ohren.« Er mußte sie loslassen; doch hatt' er ihr einige Küsse auf Mund und Wangen gedrückt.« Kaum war das Gewand »noch immer offen nur wieder über die Schultern gezogen: so faßte sie seine Rechte mit ihrer Rechten, hielt sie warm und herzlich, und sprach »Freundschaft, wahre ächte Freundschaft bei dem Wechsel des Glücks, diese sollen Sie von mir haben; und Traulichkeit, wenn Sie sich ihrer werth machen, wie ich hoffe und wünsche; aber nichts weiter. Befürchten Sie jedoch nicht, daß ich einem Andern so bald zu Theil werde. Die hundische Liebe, wenn ich das edle Wort mißbrauchen darf, hat wie eine Pest die ganze neuere Welt angesteckt, hemmt die schönsten Thaten, und erdrückt den Adlerflug himmlischer Geister. Wohl mir, wenn ich den deinigen, wahrhaft schöner junger Mann, davon retten kann! Zage nicht; der Lohn für diese Anstrengung wird allen, bald schalen, wie selbst die Ninons und die neuern Gedichte und Romane zeigen, welche ich kenne, gewöhnlichen Genuß übertreffen. Eine immer reine edle Jungfrau als Freundinn am Herzen kannst du noch einen schönen Strich durch durch das Leben machen, und mit erhabnen Melodien und Harmonien die Sterblichen bezaubern.

Und damit du überzeugt seyst, daß meine Worte der Wahrheit der innern Empfindung selbst sind: so empfange von mir diesen keuschen Kuß zum Siegel.«

»So schloß sie ihn an sich, und ihre Seele hing an seinen Lippen, und ihr schöner jugendlicher Körper an dem seinigen wie zu lauter verklärtem Geist geworden.«

Doch genug und schon zu viel um unsre Leser zu überzeugen, daß Geschichtsfaden, Gang der Leidenschaft, Charakterschilderung und Sprache gleich abgeschmackt an diesem verächtlichen Buche sind. Hätte der V. die Absicht gehabt, das eitle thörichte Leben und Weben der meisten jungen Künstler und die Unsittlichkeit der jungen Damen in gewissen christkatolischen Landen sammt der besondern Liebhaberei die sie zu jungen wüsten Künstlern zu haben pflegen, zu ihrer wohlverdienten Brandmarkung zu schildern, so hätte er sich ohngefähr so nehmen müssen, wie er sich jetzt nimmt, um uns schöne Kunst und ihren Gewinn für wahre Kunstfreunde reizend darzustellen. Denn unverkennbar ist der eigentliche Zweck dieses Afterromans — das Wesen der Tonkunst und die Meisterwerke der größten Tonkünstler kritisch zu beleuchten, wie Göthe es in seinem Meister*) mit der dramatischen Kunst zur Absicht hat. Wie wenig der V. aber der Mann ist dem

Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit

zu Theil wurde, sollen unsre Leser in der ernstlichen Zergliederung des musikalischen Theils dieses seichten Werks bald noch deutlicher finden, als es ihnen hier beim eigentlich poetischen Theil schon eingeleuchtet haben muß.

*) Über dieses Meisterwerk halten wir unser Urtheil absichtlich bis zu seiner Vollendung zurück.

A. d. H.

2) Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich. Erster Band. (204 S. gr. 8.) Zweiter Band (200 S. gr. 8.) Dritter Band. (220 S. gr. 8.) Hamburg bei Bachmann und Gundermann, 1793, 1794 und 1795.

Herr von Heß, ein edler Schwede, der seit vielen Jahren sich selbst, seinen Freunden und den Wissenschaften großentheils in Hamburg lebt und der sich im zweiten und dritten Bande als den Verfasser dieser Reisebeschreibung nennt, der vielen unsrer Leser gewiß auch schon aus seiner vortreflichen topographischen Beschreibung von Hamburg bekannt ist, zeigt sich in diesem Werke, als einen denkenden Geschichtforscher und aufmerksamen, feinen Beobachter, der, was er auf seiner Reise mit scharfem Auge gesehn, mit feiner, höchst reizbarer Sinnlichkeit und mit warmem Herzen genossen und gelitten, treu und lebendig darstellt; dabei die Ausbeute seiner Nachforschungen und seine eignen ächt weltbürgerlichen Betrachtungen mit einer seltnen Freimüthigkeit, mit Kraft und Nachdruck vorträgt. Auch ist sein Ausdruck voll Wiß und Laune, die für die meisten Leser hie und da fast zu muthwillig spielen und für den, der gerne ohne Anstrengung liest und gerne forteilt, sich oft zu üppig und zu humoristisch ergießen. Dieser vielen deutschen Lesern noch zu fremde und daher auffallende Ton, vielleicht auch die hie und da etwas gezwungene Buchsprache, die an einem Ausländer, dem die deutsche Sprache nicht von Jugend an die geläufige Muttersprache war, so erklärlich ist, sind auch wohl allein schuld, daß ein so unterrichtendes und erweckendes Werk bis jezt nicht so allgemein verbreitet gewesen ist, als es doch gewiß zu seyn verdient.

Da nun aber von allen Reisebeschreibungen und Nachrichten, die wir von Deutschland kennen, keine so in den Sinn eingeht, in welchem wir unsre Landsleute so gern mit unserm gemeinschaftlichen Vaterlande bekannt machen möchten; der Verfasser auch vor allen seinen Mitbrüdern den Vorzug hat, daß er mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und Liebe bei den deutschen freien Reichsstädten weilt, ihre Geschichte, alte und gegenwärtige Verfassung mit menschenfreundlichem Eifer untersucht und beherzigt: so tragen wir kein Bedenken, dieses reichhaltige Werk, so weit es die deutschen freien Reichsstädte betrift, auszugsweise zu unserm Zwecke zu benutzen.

Wir entreißen uns mit Gewalt dem Zauber seiner Naturbeschreibungen und den treffenden lebendigen Darstellungen rührender und komischer Scenen mit Menschen aller Art, die allein schon dem Werke einen ächten Werth geben, und begnügen uns in den nächsten Stücken von dem benannten Theile dieser Reise, — die der V. im May 1789 antrat, und meistens zu Fuße machte, um die beobachteten Gegenstände in seiner Nähe zu haben, — unter den Rubriken Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, Schweinfurt u. s. f. einen möglichst kurzen aber treuen historisch-statistischen Auszug zu liefern. Nur die Hofnung, daß dieser Auszug unsre Leser zum Werke selbst hinziehen wird und muß, kann uns die unangenehme Arbeit, zu scellettiren was so reizend und üppig bekleidet ist, einigermaßen erleichtern. Des V. Gedanken die Reichsstädte überhaupt betreffend werden wir unsern Lesern so vollständig vorlegen, als es der Raum und der Vorrath von interessanten Materialien nur irgend erlauben wird. So sehr wir uns mit diesen aber auch schon im Gedränge befinden, konnten wir doch nicht umhin unsern Lesern die meisterhafte Schilderung des edlen Bischofs von Würzburg

und Bamberg, aus dem dritten Bande des Werks, noch in dieſem erſten Stücke vorzulegen. Wir fühlen die Pflicht dieſen verewigten Mann auch unſrer Seits öffentlich zu ehren und wiſſen ſie nicht beſſer zu erfüllen.

F.

IX.

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geiſt klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geſchlecht, noch Vaterland.
Die Sonne ſteig' und tauche nieder;
Sie ſah und ſieht ringsum nur Brüder:
Der Celt und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.

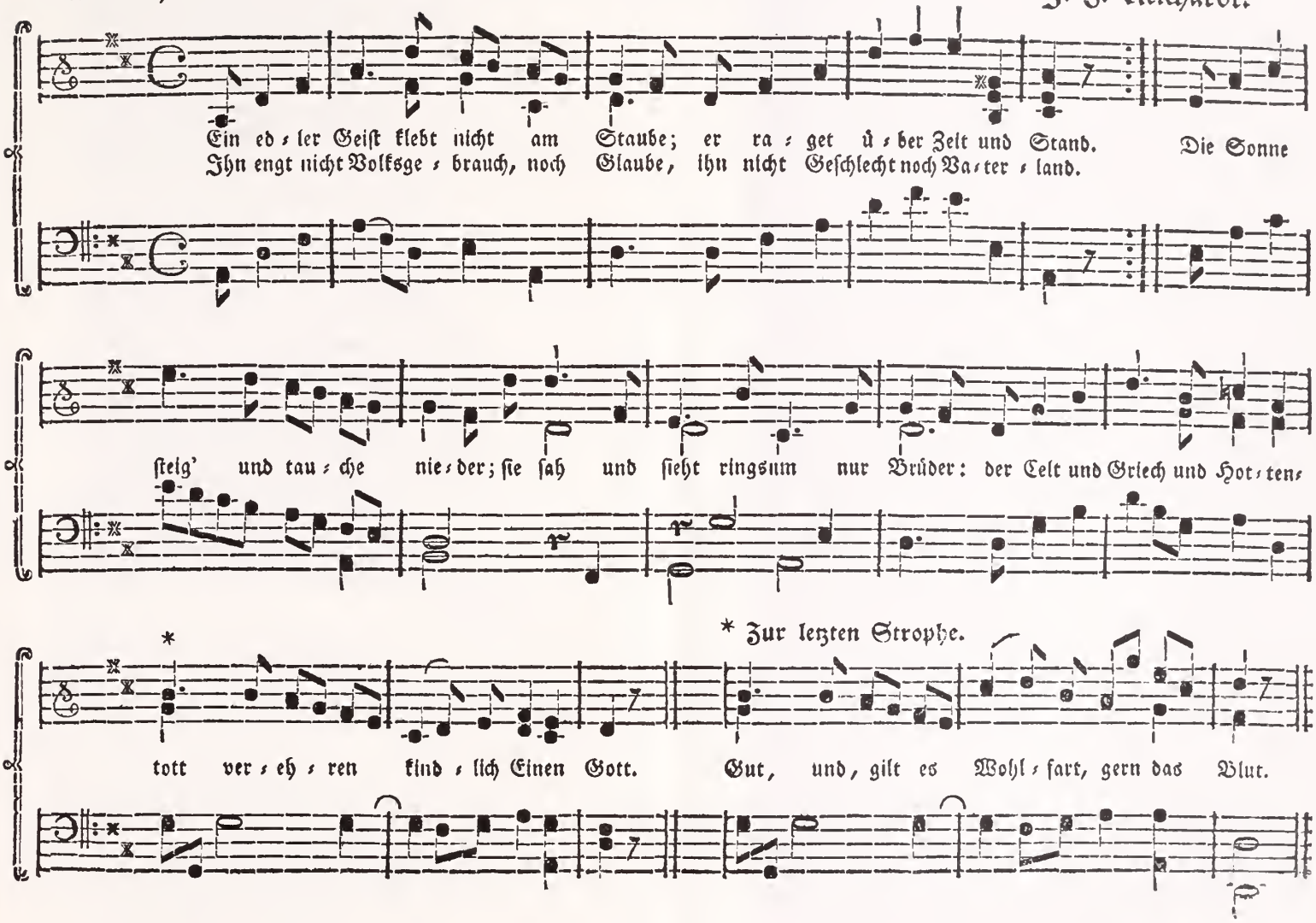
Doch ob der Geiſt den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderſchaar;
Ihn ſäumt der träge Leib, und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebaßr.
Umſonſt von ſeines Staubes Hügel
Blickt auf der Geiſt, und wägt die Flügel;
Des Fluges Sehnſucht wird ihm Stand
Sein All ein ſüßes Vaterland.

Er liebt die traute Vaterhütte
Den Ahorntiſch, des Hofes Baum,
Die Nachbarn, und des Völkleins Sitte,
Des heimiſchen Gefildes Raum;
Er liebt die treuen Schulgenoſſen,
Der Jugendſpiel' harmloſe Poſſen,
Das angeſtaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenſpruch.

Vaterlandsliebe.

Männlich.

J. F. Reichardt.



O du, in Fremdlingsflur verbannter,
Wie warst du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrst in schroffes Eisgefilde
Mit Lust aus reicher Sonnenmilde,
Und weinst, auf deiner Vater Höhn
Von fern den blauen Rauch zu sehn.

Schaft Freiheit jegliches Gewerbes
Gemeingeist und gemeines Wohl;
Baut jeder, sorglos seines Erbes,
Hier Wissenschaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht sich der Bürde;
Ertheilt Verdienst, nicht Anspruch, Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!

Glückselig, wem Natur und Tugend
Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim der Jugend
Zum Beispiel guten Bürger nennt!
Nicht eigensüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Voß.

Inhalt des ersten Stücks.

Ankündigung. . . . . Seite 1

I. Freiheit für Alle; zum neuen Jahr. 7

II. Berlin vor und nach dem Tode Friedrichs des Zweiten; in Briefen eines Reisenden.

Erster Brief. 19

Zweiter Brief. 26

III. Brave Tyrolermenschen. Ein Familiengemälde. 37

IV. Notiz von deutschen Journalen. 54

Die Horen. 55

V. Claudius und Voß. Wider und für die Preßfreiheit. 91

VI. Franz Ludwig, Bischof von Würzburg und Bamberg. Dargestellt von J. L. v. Heß. 100

VII. Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang. 108

VIII. Neue deutsche Werke. Einleitung. 126

1) Hildegard von Hohenthal. Erster Theil. 127

2) Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich. 143

IX. Vaterlandsliebe. Von Voß, in Musik gesetzt von Reichard. . . 150

Deutſchland.

O ſelig jene Schaar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem innren Ruf, der ſie zum Heile weckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten ſteckt.

Haller.

Zweites Stück.

I.

Berlin.

Vor und nach dem Tode Friedrich II.

Briefe eines Reiſenden an ſeinen Freund in M**.

Dritter Brief.

den 9ten October 1785.

Wir haben einige der hieſigen berühmten Männer kennen gelernt und ich eile Dir den erſten Eindruck den ſie auf mich gemacht haben mitzutheilen. Wie ſehr ſich auch das Urtheil über ſolche Männer bei näherer Bekanntſchaft modificiren mag und berichtigen muß ich halte gewaltig viel auf den erſten Eindruck und nie hat er mich ganz betrogen. Ich bemühe mich aber auch ihn ſo rein als mög-

lich zu haben und so aufmerksam als ichs vermag zu beobachten. Einen Mann, dessen Bekanntschaft mir wichtig genug ist, daß ich mich darum bemühe, werd' ich gewiß nicht nach einer langen Mahlzeit oder heftigen Bewegung die mich erhitzt und ermüdet hat, besuchen. Darauf halt' ich viel, daß ich ihn das erste Mal in seinem Hause, in seiner täglichen Lebensweise sehe; nehme mich auch wohl in Acht ihn auf meinen Besuch vorbereiten zu lassen, wie unzeitige Dienstfreunde so gern veranstalten mögen; hüte mich auch wohl mit Geräusch vorzufahren und im Wagen sitzend mich melden zu lassen. Selbst der Lohnbediente dient mir nur, mich nach dem Hause des Mannes zu führen und ich mache meine Anmeldung gern selbst, so einfach als möglich. Kann ichs ohne Affektation vermeiden, meinen Stand und Titel zu nennen, und läßt sichs der Bediente oder die Magd gefallen uns blos als ein paar junge Reisende zu melden, die ihren Herrn gern kennen lernen möchten, ist mirs so am liebsten. So kann ich auch am sichersten aus den ersten Äußerungen die Humanität des Mannes kennen lernen. Empfängt er mich, so angemeldet, mit Freundlichkeit und ohne Zwang und ängstliche Unruhe, so bin ich — wenn die äußern Manieren nicht hervorstechend den gewandten Weltmann verrathen — sicher, daß ich es mit

einem freundlichen gefälligen Mann zu thun habe. Auch sichert mich jene einfache Anmeldung daß mich der Mann nicht annimmt, wenn er eben in einem wichtigen Geschäft' oder in einem angenehmen einsamen Genuß begriffen ist; ich ihn also nicht leicht verstimmt zu sehen bekomme

Werd' ich nun bei einer so einfachen Anmeldung leicht angenommen, ohne lange im Vorhause oder Vorzimmer warten zu müssen und finde den Mann auf der Stelle wo ihn meine Anmeldung traf, im negligée unter seinen Büchern, oder mitten in seiner Familie, so bin ich sicher daß ich mit meinem ersten Eindrucke einen sichern Punkt für mein Urtheil gewonnen habe. Auch bin ich sicher einem solchen Manne nicht — wenigstens nicht lange lästig zu seyn. Ist er in einer literarischen Arbeit begriffen, so wird er sich durch bescheidne Fragen leicht bewegen lassen, mit mir über diese Arbeit zu sprechen, und ich werde den Gewinn haben ihn gleich von einer Sache reden zu hören, die ihm am Herzen liegt und die ihm eben mehr als jede Andre gegenwärtig ist. Da ich auch so leicht keinen Gelehrten oder Künstler besuchen werde in dessen Fache ich ein Fremdling bin; so werden wir über den Gegenstand bald in eine Unterredung kommen, die für mich nicht anders als unterrichtend und für den Mann selbst angenehm

seyn muß. Denn nichts pflegt einem Schriftsteller oder Künstler angenehmer zu seyn, als wenn er für sein neuestes Werk theilnehmende Freunde findet. Und so vergehn gewiß nicht fünf Minuten und es wird uns beiden wohl, und beide bleiben frei von dem unangenehmen Gefühl, welches so oft bei solchen Besuchen den ungeschickten Neugierigen, der nun dem gesuchten, in seiner Arbeit gestörten Manne gegenüber sitzt, und nicht weiß was er ihm sagen soll, ergreift, und welches nicht weniger drückend für den gespannten Mann ist, der sich nach seinem Schreibtische zurücksehnt. In dieser peinlichen Lage wird der Mann, um der dummen Stille ein Ende zu machen nach diesem und jenem fragen und der einsilbige Fremde wird vielleicht durch ein unbedachtes Wort harte Urtheile über diesen und jenem Ort oder Menschen veranlassen, an welchen er oft unwillkührlich die Galle auslassen wird, die er eigentlich seinem Gegenübersitzenden verdankt und am liebsten an ihm ausließe. *)

*) In einer solchen gespannten Lage sind die Urtheile lebhafter Menschen gewiß immer weit schärfer und schneidender als man sie von denselben Männern im frohen geselligen Kreise zu hören pflegt. Und da junge Reisende berühmte Männer, meistens nur in solchen gespannten Augenblicken sehen, und sich ihnen und ihren Freunden meistens auch nur durch Mittheilung solcher aufgeschnapten Urtheile, die sie wohl noch mit eignen Zusä-

Finde ich den besuchten Mann gar mitten in seiner Familie und er nimmt mich da ohne Umstände an, dann bin ich gewiß daß wir in den ersten

tzen würzen, angenehm zu machen wissen, so entstehen dadurch oft die bittersten Feindschaften unter Gelehrten. Diese müssen in Deutschand schon darum besonders häufig seyn, da bei keinem Volke die Sucht berühmte Männer von Angesicht zu Angesicht sehen zu wollen, so albern getrieben wird als bei den Deutschen, die Gelehrten und Künstler keines Landes sich auch der Beschämung so Preis geben. Einen Gelehrten als solchen geradezu zu besuchen ist in Italien, Frankreich und England fast gar nicht Sitte und die Künstler erlauben wohl daß man ihre Arbeiten, die sie in ihrer Wohnung aufgestellt haben betrachte, sie selbst bekömmt man aber selten dabei zu sehen. Ein Bedienter führt den Fremden für ein Trinkgeld in den Zimmern herum. Doch leider erinnert diese Anordnung besonders in den Hänsern englischer Künstler — die sich im Grunde mit unsern bessern Künstlern gar nicht einmal messen dürfen — an den dürftigen Zustand der meisten unter den letztern. Und wenn sich den deutschen Gelehrten mehrere angenehme Versammlungshäuser darböten, deren Sonne er wäre, um die sich alles drehte, Wärme und Licht von ihr zu empfangen, so wär es mit dem deutschen Gelehrten auch in manchen Dingen, und selbst was Licht und Wärme betrift, wohl anders bestellt. Auch Lob und Tadel würd' er dann besser ertragen und vertheilen lernen. Wie lange wird das aber noch währen eh unsre Gelehrte ihren wahren Werth erkennen und fühlen lernen; und unsre sogenannten bessern Stände das Bedürfniß der Nähe und des Umgangs solcher ächtaufgeklärten und gebildeten Gelehrten fühlen werden! Und es muß um so länger dauern da eins auf dem andern beruht und beides gleichmäßig in einander greifen muß.

A. d. H.

Minuten gute freundliche Geſellen werden. Dieſes Glück muß ich aber geſtehen, iſt mir bis jezt auf Reiſen viel ſeltner bei Gelehrten als bei Künſtlern und andern Männern bürgerlichen Gewerbes geworden. *)

Doch ich vergeſſe ganz daß ich Dir von einigen Berliniſchen Bekanntſchaften ſchreiben wollte. Man reicht ſeinen Geliebten gerne gleich die beſten Früchte des Korbes, und ſo ſprech' ich Dir auch am liebſten zuerſt von Spalding und Teller. Bei dieſen beiden braven Männern ward mirs ſo gut, ohne viele Umſtände empfangen zu werden; beide fand ich in ihrem Schlafrocke unter ihren Büchern am Schreibtiſche, und mit beiden hab' ich in wahrhaft angenehmer und lehrreicher Unterhaltung einige Stunden zugebracht.

Spalding iſt ein großer anſehnlicher Mann,

*) Das iſt ſehr begreiflich. Nicht zu gedenken, daß unter den Gelehrten eine weit größere Anzahl unverheirathet zu bleiben pflegt — woran auch Männer, die ſich abſichtlich der Ergründung und Förderung einer Wiſſenſchaft mit Eifer widmen, gar nicht übel thun mögen, zumal da es ihnen leichter wird als dem der Phantaſie und Sinnlichkeit reizende Geſchäfte treibt, und überall mehr mit und in der Welt lebt — gewährte auch die Lage der meiſten Gelehrten als Schul- und Kirchenlehrer ihnen ſelten die Vortheile, die zu einem behaglichen und fröhlichen häuslichen Leben in Städten erfordert werden.

A. d. H.

der sich auch noch trotz der siebzig Jahre die er verlebt hat, sehr gerade und frei trägt. In seinem ganzen Wesen ist eine schöne Uebereinstimmung und sein Äußers der reinste Abdruck seiner Seele. Sein Blick, seine Manier, sein Gang, die Bewegung seiner Hände und seines Kopfs, alles hat den edlen und zugleich milden und gefälligen Charakter, der seine Beredtsamkeit bezeichnet. Der Ton seiner Stimme ist äußerst angenehm und sanft-eindringend; sein Ausdruck ist natürlich, rein und edel. Seine schwedischpommersche Mundart, nach welcher er das s vor einem Consonanten nicht gleich den Obersachsen und den Einwohnern der meisten südlichen Provinzen Deutschlands wie sch, sondern wie die Niedersachsen ausspricht, und sein ü und ö hat für mich auch etwas sehr Liebliches und war mir doppelt wohlgefällig in seinem Munde, eh' ich erfuhr daß es seine vaterländische Mundart sey. Ich glaubte er habe sie aus freyer Wahl angenommen um deutsch so rein zu sprechen wie mans schreibt. Du weißt daß ich dieses besonders von Gelehrten zu hören wünschte, und daß ich es jederzeit für Leute die viel in den verschiedenen südlichen und nördlichen Ländern Deutschlands reisen oder gar abwechselnd darin leben für das einzige sichere Mittel hielt zu vermeiden, daß sie nicht am Ende einen ungeheuern Mischmasch von Provinzialdialekten annähmen.

Spalding übt in seinen Unterredungen zwei Künste, die beide den meisten Menschen und fast noch mehr den meisten Gelehrten zu fehlen scheinen. Er versteht zu fragen und versteht anzuhören. Ich habe fast nie einen Mann gesehen, der selbst so angenehm spricht und so ausgebreitete mannichfache Kenntnisse hat und dennoch mit der Ruhe und Aufmerksamkeit den andern ganz aushört. Nichts bezeichnet aber so sicher den gesetzten Mann und ernstlichen Wahrheitsforscher als diese Fähigkeit die kleinen und großen Einwürfe, die jedem denkenden Menschen und vernünftigen Zweifler fast bei jeder Rede des Andern aufsteigen, an sich halten zu können, bis der Andre sich ganz erklärt hat und seine Meinung ganz gefaßt worden ist; und nichts bezeichnet sicherer den Mann von Charakter und ächter Bescheidenheit als die Ruhe, welche den andern alles das willig vorbringen läßt, was seine Rede andeutet und verheißt, ohne mit Gier nach der eitlen Ehre des Errathens, wo der Andre eigentlich hinaus will, zu jagen, oder ihm gar das Resultat als wäre es eine uns längst bekannte Sache, als wäre es unsre eigne alte Meinung gewesen, vorweg zu nehmen. Dieses ruhige Anhören ist überdies nothwendig um die Meinung des Andern wirklich zu erfahren. Die Kunst zu fragen hat ebenfalls ihre besondern Vorschriften.

Außer den Vorsichtsregeln, welche die Billigkeit und Menschlichkeit jedem guten Menschen beim Fragen fühlbar machen, will die Klugheit, daß ich die Frage nicht also stelle, daß meine eigne Meinung schon daraus erhellt. Wenige Menschen haben den Muth ihrem Gegner, besonders wenn dieser ein angesehener und achtungswerther Mann ist, ins Gesicht zu widersprechen, und fallen, oft bloß aus Mißtrauen zu ihrem Sprachtalent, wenn auch nicht ganz doch einigermaßen der Meinung des andern anscheinend bei. Den meisten Gelehrten ist aber auch nur darum zu thun immer mehr Stimmen für ihre Meinung zu sammeln, oft begnügen sie sich gern mit der offenbar blos anscheinenden Beistimmung und schmeicheln sich in süßem Selbstbetrug.

Von dieser Schwachheit scheint mir Spalding — (und so auch Teller) — ganz frey zu seyn und ich bin nie auf den ersten Anblick von einem Menschen inniger überzeugt gewesen daß es ihm um Ergründung der Wahrheit, ernstlich zu thun sei.

Unsre Unterredung ward von neuem auf eine angenehme Weise belebt durch die Hinzukunft seines jüngern Sohnes, der mich gleich beim Eintritt ins Zimmer durch seine große physiognomische Aehnlichkeit mit dem Vater für sich einnahm. Es ist ein süßes Gefühl das Wesen eines ehrwürdigen Grei-

ſes in ſeinen Kindern verjüngt und vervielfältigt zu ſehen: nie genoß ich es angenehmer als in dieſem Augenblick; nie hab' ich in meinem Herzen einen braven Vater glücklicher geprieſen als da ich Spaldings Haus verließ. Als Philolog und Dichter war mir der junge Mann ſchon aus einigen Diſſertationen, Aufſätzen und Gedichten in der berliniſchen Monatsſchrift bekannt, und ſo ſucht ich unſer Geſpräch — welches bis dahin über einigen Materien weilte die Spalding in ſeinen vortrefflichen Vertrauten Briefen kürzlich ſo fein behandelt hat, und uns eben auf den unglücklichen Doctor Barth, den ich kürzlich in Halle geſehen, geführt hatte — ich ſuchte es nun auf Barths Verdienſte als Philolog zu lenken. Und bald ward es eines der lebhafteſten und reichhaltigſten die ich je geführt habe. Der junge Mann war noch ganz voll einer angenehmen Reiſe auf welcher er mit den edlen Brüdern Stollberg und mit Ebert und andern würdigen Männern ſehr frohe Tage gelebt hatte. In ſeinen Schilderungen, Bemerkungen und Anſpielungen, die zum Theil eine eigne witzige Anwendung hatten, zeigte er eine Unbefangenheit und Reinheit des Charakters, die mich ganz für ihn einnahm. Seine Offenheit und Freimüthigkeit, die er im Angeſichte ſeines ehrwürdigen Vaters ſo ganz frei und auf ſeine eigne ju-

gendliche Weise äußerte, wurde von dem edlen Vater so natürlich und rein aufgenommen und erwiedert, wie nur immer zwei junge Herzensfreunde Meinungen und Urtheile wechseln und theilen mögen; und so vollendeten beide den wohlthätigen Eindruck den sie auf mich gemacht auf die erfreulichste Weise. Ich wußte oft nicht ob ich mehr die gründliche Einsicht des Sohnes oder die unglaublich ausgebreitete Belesenheit des Vaters in allen Fächern, in neuen wie in alten Sprachen bewundern sollte. Doch in diesem Augenblick, da ich mir so ganz das schöne Bild der reinen Menschheit dieses liebenswürdigen Paares vergegenwärtige, ist mir jener Umstand, gegen den moralischen Eindruck den sie mir gelassen, kaum des Erwähnens werth, denn was ist alles Wissen und Verstehen gegen ächte moralische Güte! Ja wenn diese nicht durch jenes bewirkt wird, macht sie den Gelehrten nur um so verächtlicher, je größer das Maaß seiner Kenntnisse ist.

Ich freue mich, wie es mir selten wird auf die nähere Bekanntschaft dieser beiden Menschen; sie haben mir auch durch das Anerbieten uns in eine wöchentliche Gesellschaft einzuführen in welcher wir die trefflichen Männer, Dietrich, Teller, Sack, Zöllner u. a. m. finden sollen, dazu eine Aussicht mehr eröffnet.

So hat uns auch Teller durch das ähnliche Anerbieten für einen gelehrten Clubb, in welchem sich wieder andere Berlinischen Gelehrte und Künstler versammeln, die angenehmste Art von Hospitalität erwiesen.

Ich wünschte im Stande zu seyn dir diesen in seiner Art eben so vortrefflichen Mann getreu darstellen zu können, und Du würdest zwei gleich achtungswerthe Charaktere von großer Physiognomischer Verschiedenheit vor Dir haben. Teller ist ein kleiner etwas starker Mann. Sein ganzes Wesen ist Leben und Geradheit. So auch alle seine mündlichen Aeußerungen. Dabei ist er gewand und witzig in seinen Wendungen. Er spricht gern und angenehm, bis auf den obersächsischen Dialect, an den ich mich nie gewöhnen werde. Er hat eine feine satyrische Ader, die aber durch seine unverkennbare Gutmüthigkeit so gemildert wird, daß sie nie beleidigt, nur seine Unterhaltung angenehmer und lebhafter macht. Er versteht sich auch aufs fragen, fast möcht' ich sagen, er versteht sich aufs Ausfragen; er weiß seinen Fragen eine Stellung zu geben die den Antwortenden auch zu Hervorbringung solcher Dinge, die man sonst wohl bei den ersten Unterredungen zurück zu halten pflegt, sicher macht. Welches auch wohl eine natürliche Folge von der freimüthigen und dabei freundlichen

Art iſt mit der er ſelbſt entgegen kommt. Ihn ſelbſt belebt heißer Eifer für Verbreitung der Wahrheit, für Tilgung der Irrthümer aller Art, und männlicher Abſcheu gegen Lug und Trug. Immer kamen wir wieder auf Unterdrückungen und Verfolgungen in den Ländern, die wir bereits durchzogen haben, und wir hatten in Deutſchland faſt keinen unterdrückten und verfolgten Mann kennen gelernt nach deſſen Schickſal ſich der frei- und menſchlichgeſinnte Teller nicht erkundigte. Wie ihn das mir lieb und werth macht! —

Teller hat keine Kinder, ſoll aber ein gaſtfreies angenehmes Haus machen. Er hat eine große Vorliebe für ſein ſchönes Vaterland, und ſeine gelehrten Landsleute in Leipzig beſuchen ihn öfter und beleben ſein Haus. So entſchieden auch der erſte Eindruck bei mir für dieſen trefflichen Mann iſt, ſo fühl' ich doch daß ich es heute nicht vermag Dir ein treues Bild von ſeinen Weſen und Charakter zu entwerfen. Bei Menſchen von vielen geſelligen Tugenden — die man an ihm leicht erkennt — bedarf man der Beihülfe ſolcher Veranlaſſungen die man in mannichfaltigen Geſellſchaften findet, um ſie zu einer treffenden Schilderung hinlänglich beobachten zu können. Wir ſuchen ſeine Geſellſchaft gewiß nach Möglichkeit und ich komme oft auf ihn zurück.

Wenn man nur bedenkt, was allein dieſe beiden Männer ſeit zwanzig dreißig Jahren zur Verbreitung ächter Kenntniſſe, zu Förderung wahrer Aufklärung gewirkt haben, ſo muß man mit Verehrung für ſie durchdrungen werden. Und von ſolchen gelehrten, arbeitſamen und wirkſamen Männern zugleich durch die allgemeine Stimme zu vernehmen, daß ihr ganzes Leben das ſchönſte Beiſpiel eines ächt moraliſchen nachahmungswürdigen und glücklichen genußvollen Lebenswandels darbietet, das hebt meinen Geiſt und mein Herz auf eine Höhe von der ich mit Bedauern und Wehmuth in jene unglückliche deutſchen Länder zurückblicke, wo Aberglauben und Unſittlichkeit ſich noch um die Herrſchaft der Gemüther ſtreiten. — Lebe wohl und gedenke ſtets unſers herzlichen Bündniſſes.

Vierter Brief.

den 15 Oct.

Es iſt Dir ein ſehr gaſtfreies zuvorkommendes Volk hier. Außer unſerm Geſandten und den Leuten, die des Onkels Sache betreiben ſollen, haben wir faſt noch niemand beſucht, und doch haben wir ſchon ſo viel Führer und Rathgeber zur Hand, und ſelbſt ſchon Einladungen erhalten, daß, wenn es ſo fortgeht wir nur immer unſre zahlloſen Adreſ-

sen in der Brieftasche behalten können. Indeß raunte mir gestern mein Nebenmann bei Tische ins Ohr: »Das wird sich bald legen! die Leute sind hier verzweifelt neugierig und lieben die Veränderung, wie die Kinder. Dann sind sie aber zu arm um sich für viele Fremde zugleich interessiren zu können; der schon eine Weile hier ist, muß immer dem Ankommenden Platz machen.« Wir werden doch sehen! Der Mann war ein auswärtiger Professor, mich dünkt aus Braunschweig, hatte nun wohl eben seine Adressen alle abgeschmaust und fing an öfterer zu Hause zu essen — Doch wer weiß!

Eine auffallende Eigenheit ist hier auch das Durcheinanderlaufen aller Stände. Außer Paris fand ich das nirgend wie hier, und ich möchte fast sagen, es scheint hier noch allgemeiner zu seyn. Leute von den allerverschiedensten Ständen, Ämtern und Gewerben findest Du hier in Gesellschaften beisammen und es hält oft schwer sie von einander zu unterscheiden. Im Anfange gewährt das einen angenehmen Anblick, Man freut sich durch die feine Kunst des geselligen Lebens die Gleichheit für einige Stunden hergestellt zu sehen, die durch die grobe Kunst des Despotismus und des Egoismus so schrecklich im bürgerlichen Leben gestört worden ist. Im Grunde mißfällts'mir aber doch. Man hört die Leute alle von allem sprechen; aber selten

recht gescheut; von seinem Gewerbe oder Amte hab' ich wirklich noch keinen gründlich, bald möcht' ich sagen, keinen sprechen gehört. Der, dem schwächern Menschen so wohlthätige, antreibende, festende esprit de corps muß dabei ganz verloren gehen. —

Die Journal- und gelehrte Zeitungslectüre ist hier aber auch eine wahre epidemische Krankheit. Kaum waren wir abgestiegen, so wurde uns schon angetragen eine Lesegesellschaft mitzuhalten, die alle deutschen gelehrten Zeitungen hält. Ein Träger bringt sie den Leuten der Reihe nach, wie sie unterzeichnet haben, und empfängt dafür monatlich einen Thaler. Weil wir uns vorgenommen haben im Anfange nichts der Art abzuweisen, so waren wir sehr bereit dazu, und pränumerirten unsern Thaler als Fremde freiwillig. Kaum war der Kerl fort, so zeigte sich ein andrer mit einem Plane, der auch die größeren Lesejournale in sich schloß: Allgemeine deutsche Bibliothek, berlinische Monatsschrift, Merkur, Museum, u. a. m. Auch dazu standen wir an. Nun muß das unter den armen hungrigen Zeitungskupplern herumgekommen seyn: denn den fünften Tag hatten wir eine dritte Ladung mit ausländischen Zeitungen und Journalen auf dem Halse. Da' schleppen Dir nun die Kerle einen Wust zusammen, daß wir manchen Tag

kaum

kaum Zeit genug behalten, um nur die Namen der Interessenten auf den Umschlägen der geheften Zeitungen und Journale heraus zu lesen, die bis jetzt für uns das Wichtigste bei der Sache waren. Jedes Mithalters Name steht in der Ordnung, in dem ihm das Zeug gebracht wird, auf dem Umschlage des Buchs. Da stehen Dir nun Minister und Kaufleute, Generale und Prediger, Räthe und Schreiber, Künstler und Handwerker durcheinander, wie in den Schuldbüchern der Kaufleute. Mir kommen sie auch wahrlich oft vor wie insolvente Schuldner an Buchhändler und Autoren: denn man sieht fast kein anderes Buch bei den Leuten, und die Buchhändler sollen hier in der Stadt selbst fast nur an solche Lesegesellschaften verkaufen, deren es auch wieder für allerlei Lesebücher, doch nur aus der leichteren und lüftigern Classe giebt. Dennoch aber sprechen Dir die meisten Leute von den größten Werken, von denen sie vielleicht auch nicht einmal die Recension ganz gelesen haben mögen, als von ganz bekannten, ihnen geläufigen Sachen. Eine Lust ist es aber wenn man so in einem angesehenen Journal eine Recension von einem neuen Buche gelesen hat, wie man da hernach überall dasselbe Urtheil so echomäßig wiederhallen hört. Oft nicht besser begriffen und angebracht als jener lüftige französische Marquis im pariser

Concert spirituel das Urtheil des Mercure de France über den Gesang der Mara anbrachte. Nach ihrem ersten Debut, in welchem sie ihre unbegreifliche gränzenlose Fertigkeit gezeigt hatte, sagte der Beurtheiler im Mercure: elle m'etonne, mais elle ne me touche pas. (Sie setzt mich in Erstaunen, aber sie rührt mich nicht). Kaum hörte der hirnlose Nachbeter im zweiten Concert der Mara die ersten Takte des unbedeutenden Recitativs, das vor einer Arie herging, und schnell wandte er sich bedeutend zu seinem Nachbaren. und rief mit weisem Nasenrümpfen: elle m'etonne, mais elle ne me touche pas.

Eine sonderbare Mischung von Unglauben und Aberglauben ist hier unter den Leuten — Doch das ist alles noch zu früh! Auch ist es gar nicht mein Vorsatz Dir so zu schreiben. Meine Sehnsucht nach Dir, und die fatale Öde bei all dem Geräusch um mich herum, die treiben mich immer an den Schreibtisch. Da sitz' ich dann und käue und stampfe die Feder, hauche all das O und Ach, das nach ihr sich hindrängt, schwer in die Luft, bis dann ein Buch auf dem Tische, ein Schrey auf der Straße, ein Thürklopfer all die helldunkeln Bilder, die bittersüßen Träume verscheucht, und mich so ganz was anders Dir schreiben läßt, als ich erst wollte. Lieber, wärst Du doch mit

uns! — Doch ich mag das nicht weiter nähren, es macht mich zum unnützen Menschen. Lebe wohl und schreibe bald und oft.

II.

Brave Tyrolermenschen.

Ein Familiengemälde.

Fortsetzung.

Der lang ersehnte Brief war erst wenige Tage in den Händen des glücklichen Vaters als der brave Franz auf einem erbeuteten Polacken in den Hof gesprengt kam. Er fand seine Lieben alle rund um den Tisch beim Abendbrode; sein Brief lag zwischen dem alten Vater und der schönen Pepi auf dem Tische. Sie und ihr Vater waren herumgekommen ihn noch einmal zu lesen. Pepi hatte ihn laut vorlesen müssen und glühte noch eben vor Freuden als unser braver Franz in die Stube trat und sich dem alten Vater in die Arme stürzte. Dann umarmten ihn alle die Reihe herum recht herzlich, auch Pepi, die erst hinterdrein jungfräuliche Schaam befiel.

Noch am selben Abend ward das schöne Bündniß geschlossen und die Liebenden glaubten so fest

an die ſtets wiederkehrende Blüthen- und ſichere Fruchtzeit, daß ſie den Wunſch vieler eitlen Verliebten, die erſte ſchöne Blüthenzeit möglichſt zu verlängern, nicht hatten.

So bald der neue Hausſtand, zu dem ſchon manches in der Stille vorbereitet worden war, in Ordnung kommen konnte, war auch die Hochzeit die ſie wie all ihre ſchönen Familienfeſte im trauten Kreiſe der Hausgenoſſen und der treueſten Nachbarn ohne Geräuſch feierten und ſo ganz genoſſen. Den Tag nach der Hochzeit ward allen Bekannten aus dem Dorfe Zirl ein ländlicher Schmaus und luſtiger Tanz auf dem großen Lindenplatze vor dem Hauſe gegeben und es ward des lieblichſten rothen Tyrolers dabei nicht geſchont. Der alte Peter Baumbach und ſeine gute Liſe beſchloſſen ſelbſt den Ball, unter allgemeinem Jubel, mit dem luſtigen Großvatertanz.

Kein Jahr war vergangen, ſo gebahr die brave Pepi einen Sohn, der, wie faſt alle erſtgebornen Söhne pflegen, der Mutter an Schönheit glich; dem Vater glich er an Stärke und Munterkeit. Nie hatte man ein ſchöneres luſtigeres Kind geſehn. Kaum ein halbes Jahr alt fing er an auf der wollenen Decke in des Großvaters Kammer herum zu kriechen; kaum ein Jahr und er watſchelte ſchon den jungen Enten auf dem grünen Hofe

nach. Zähne bekam er so leicht und so früh, daß die zärtliche Mutter, die ihn gerne länger gestillt hätte, ihn vor dem neunten Monat schon entwöhnen mußte. Alle liebten ihn, alle beschäftigten sich gerne mit ihm und so lernte er auch bald sprechen. Folgsam war er wie alle starke gesunde Kinder es sind, die unter dem treuen liebenden Auge vernünftiger Eltern bleiben, und nicht durch ungeschickten Wiederstand gereizt werden. Eine gute einverstandne Schwester, stand der besorgten Mutter treulich bei und so erreichte er fast sein drittes Jahr — da die Mutter ein schönes Mädchen gebahr — ohne daß ihn eine fremde Hand berührt, irgend eine ungeschickte Behandlung geirrt hatte.

Am liebsten war er immer mit dem Vater, ohnerachtet dieser auf unbedingtem Gehorsam hielt nach dem festgefaßten Grundsatze: — Einer, und zwar der festeste Charakter im Hause, müsse volle Autorität über die Kinder haben. Aber wie wenig er diese auch mißbrauchte! oder nur anwandte! Nur da, wo des Kindes Sicherheit und Zufriedenheit daran hing, wurde unbedingt geheißen. Dann fand aber auch kein Widerspruch, kein Säumen, kein Räsonniren statt. Bei dem völlig konsequenten Benehmen des Vaters und der treuen Zustimmung der Mutter, die ihn nicht aus den Augen ließen, mußte sichs bald finden, ohne daß je eine

körperliche Züchtigung nothwendig gewesen wäre, die der brave Vater durchaus als sclavisch verabscheute.

Nun kam er dem Vater kaum mehr von der Seite. Bei der Gartenarbeit auf den Wiesen und Feldern, die rund um den schönen Hof herum lagen, im nahen Holze, überall war er um den Vater. Bald wurde er an Stärke und Geschick ein Wunderkind, wie er es bis dahin an Schönheit gewesen: denn seit die Sonne und Luft ihn bräunten, sprachen die Weiber und Mädchen weniger von seiner Schönheit.

Seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde wuchs täglich, um so mehr, je weniger ihm geheißen wurde, sieh da hin, sieh dort hin, behalt mir dies, behalt mir das! Er war kaum sechs Jahr alt, als er alle Gräser, Pflanzen und Bäume der ganzen Gegend kannte und bei Namen zu nennen wußte. Von allem was seinen Fähigkeiten angemessen war, bekam er richtige Begriffe, und keine Art von Lug und Trug umnebelte seinen guten Kopf. Was über seine Fähigkeiten war, wurde stets mit den Worten, das kannst du noch nicht begreifen, abgewiesen.

Im Laufen, Springen und Klettern war er bald der Meister und Anführer andrer Knaben seines Alters. Der Vater förderte dergleichen Kna-

benſpiele mit Nachbars Kindern, ſo oft er nur irgend konnte mit ſeiner Beſchäftigung in der Nähe bleiben, dann war ſein Auge immer dabei, wenn gleich die Knaben es nicht bemerkten. Auch nahm er wohl bisweilen ſelbſt Antheil an ihren Spielen. Der Knabe badete auch an heißen Tagen mit den Vater im Fluſſe und lernte leicht ſchwimmen.

Im Garten hatte der liebe Junge ſein eignes Feld, das er mit kleinen, ſeinen Kräften angemeſſnen Gartenwerkzeugen bearbeitete. Anfänglich wurde es mit allerlei Feld- Gartenblumen und alen Pflanzen, die er nur habhaft werden konnte, durch einander und dicht beſteckt. Auch wurden von Gartenkreſſe die Namen des Vaters, der Muter und der Muhme unzählige Mahl geſäet, und nit grünen Kränzen eingefaßt; eben ſo oft aber auch wieder, der beſſeren Ordnung im Ganzen wegen, umgehackt und umgegraben. Doch bald zeigte ſich bei dieſer ſeiner Lieblingsarbeit ein entſhiedner Hang zur Ordnung. Er war noch nicht acht Jahre alt, als ſein Gartenfeld vollkommen nach der Schnur abgetheilt und mit allem guten Geſäme und allen guten Pflanzen, die er erhalten konnte, auf das beſte bepflanzt war. Und mit welcher Luſt und Liebe pflegte er jede Blume, jede angenehme Frucht! Trug dann alles mit lautem Jubel der Mutter, der Großmutter und der lieben

ben Schweſter Sophie hin! Doch wählte er ſorgfältig immer das Schönſte und Beſte für die Mutter aus, die er immer mehr und über alles liebte.

Leſen lernte er nicht eher, als bis ihm von ſelbſt die Luſt dazu kam Da lehrte es ihn die liebende Mutter aber auch ſo leicht, daß ſie ſelbſt darüber erſtaunte. Und zwar nach der ganz gewöhnlichen Buchſtabiermethode; Rechnen lehrte ihn der Vater eben ſo leicht,

Dem braven vernünftigen Vater ward bang, als der kleine Menſch im neunten Jahre leſen konnte und nach Büchern zu verlangen anfing. Er kannte kein einziges Buch, was er dem unverdorbnen Knaben hätte in die Hände geben mögen. Die fromme Großmutter meinte zwar, das Gebetbüchlein und die Heiligenlegende wären je doch recht hübſch groß gedruckt, die könnten ſeiner zarten Augen wohl eben nicht ſchaden. Der brave Großvater ſchütteltte den Kopf dazu, die Mutter ſah verlegen den Vater an und dieſer ſchwieg mit ihnen: denn der Knabe war gegenwärtig. Auch ſchonten ſie die fromme Großmutter gerne: wenn gleich ſie ſelbſt anders geſinnt waren.

Der Vater ſann nun ernſtlicher auf eine anhaltende Beſchäftigung für den Knaben, die doch auch ſichern Einfluß auf ſein künftiges Leben als Landwirth hatte. Erſt meinte er ihm Anleitung

zu geben, eine Saamenschule anzulegen, und ihm dann die Besorgung ganz zu überlassen. Er erinnerte sich aber bald der Mühe und Sorgfalt, die ihm dieses Geschäft im achtzehnten Jahre gekostet und sah wohl ein, daß es für einen zehnjährigen Knaben zu einförmig wäre, auch zu viel Geschick, Aufmerksamkeit und dauernde Vorsorge erfordere, um den guten Erfolg mit Sicherheit zu erwarten; und dieser mußte nicht leicht fehlen können, wenn mit dem wachsenden Geschick des Knaben, auch Lust und Liebe zum Dinge wachsen sollte; woran dem Vater alles lag. Auch sind die Erfolge bei einer neuangelegten Baumschule zu klein und zu langsam um das rege Verlangen eines Kindes zu befriedigen. Und was am meisten dagegen war, sie beschäftigte den Knaben nicht im Winter. Dies war aber eben das nächste Bedürfniß.

Bald kam der gute Vater auf einen Gedanken der alles zu erfüllen schien. Er hatte den Sommer über größere Ställe für sein Vieh, das sich alljährlich vermehrte, neu gebaut, und zwar nach Art der Gebirgsländer ganz von Holz. Dabei war der kleine Mensch gar lustig geschäftig gewesen und ein alter tüchtiger Zimmermann hatte sich gerne mit ihm abgegeben. Der Kleine lag den Vater oft damit an: »Vater bau mir auch ein klein Haus!« Dies kam dem guten Vater lebhaft zu

Sinnen, als er eines Morgens das überbliebne Bauholz muſterte und bei Seite ſchafte. Er ließ den braven Zimmermeiſter Lorenz in der Feierſtunde rufen und überlegte mit ihm, ob aus dem kleinen Holzvorrath wohl ein Weſen, ſo und ſo aufzurichten wäre. Meiſter Lorenz ſtimmte zu und verſprach eine kleine Zeichnung. Sie wurden eins, daß den Winter über, wenn die Witterung ſeine größere Arbeit ſtörte, und in den Feierſtunden, auch wohl manchmal an Feiertagen, in dem großen Holzſchuppen, das gute Kinderwerk bearbeitet werden ſollte. Wilhelm ſollte ihm immer zur Hand ſeyn und nach Möglichkeit dran arbeiten, um eine geſchickte Hand und dabei, ſo viel es ſich thun ließe, Begriff von der Zimmerei zu erhalten. Was das Gebäude aber eigentlich werden ſolle, müſſe Wilhelm nicht eher erfahren, als bis es aufgerichtet da ſtände.

Den nächſten Sonntag kam Meiſter Lorenz zum Abendbrodt, brachte die mit rother und ſchwarzer Dinte zierlich ausgeführte Zeichnung mit, und gab ſie Wilhelm. »Wie gefällt Dir das Häuschen? ſagte er, wenn Du mir das Ding gut nachzeichneſt ſo lehr' ichs Dich auch bauen; Vater gibt uns dann Holz dazu und wir bauen es zuſammen.«

Wilhelm wußte nicht was er ſagen ſollte, ſah

bald die Zeichnung, bald den Vater, bald den Meister an. Endlich sagte er:

Vater ist das wohl wahr? —

Ja ich hab nichts dagegen. —

Willst Du mirs wohl zeigen, Vater, wie ich das nachzeichnen muß? —

Recht gerne! —

Meister Lorenz hältst Du denn auch Wort wenn ichs recht mache? —

Ja wohl! ein braver Kerl hält immer Wort.

Eh sie sichs versahen, war Wilhelm vom Tische verschwunden. Er spitzte schon den doppelten Bleistift mit Rothstein auf einer Seite, den ihm der Vater wohl ehe geschenkt hatte, um ihm Lust zum Zeichnen zu machen. Das hatte aber, wie jede sitzende Beschäftigung noch nicht recht gehen wollen, so oft er es auch mit dem besten Willen anfing.

Der Monat war noch nicht vergangen und unser kleine Mann hatte eine Zeichnung zu Stande gebracht, in welcher eben kein Verhältniß merklich verfehlt war. Die Linien fielen ganz rein und gerade aus. Damit lief er zum Meister Lorenz, forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten, und der schlug ein.

Das Holz zu dem geheimnißvollen Gebäude ward den Winter über bearbeitet und Wilhelm

wurde ein kleiner geſchickter Zimmermann bei der Arbeit. Seine Kraft und Dauer ſetzten den alten braven Meiſter Lorenz eben ſo oft in Erſtaunen, als ſeine Aufmerkſamkeit und Anſtelligkeit.

In den erſten ſchönen Frühlingstagen ward eine freie Ecke auf dem großen Hofplatze, an welche Wilhelms Gartenplatz ſtieß, völlig geräumt und dann auch bald das ganze Weſen aufgeſtellt. Nur den kleinen Taubenſchlag in der Mitte des Gebäudes und den Hünerſtall an der einen Seite mit ſeiner kleinen Stiege vor der Klappthüre, erkannte Wilhelm für das was es ſeyn ſollte.

Wie erſtaunte er aber, als er am morgen ſeines zehnten Geburtstages, der zur Beſitznehmung beſtimmt war eine ganze kleine ländliche Ökonomie drinnen erblickte. Gleich nach dem Frühſtücke, zu welchem die Mutter köſtliche Kuchen gebacken und die Morgenmilch mit Eier und Zucker aufgekocht hatte, führte der Vater den kleinen Wilhelm unter Geleitung des Meiſter Lorenz hin; alle andern folgten und drängten ſich möglichſt vor um die Freude des lieben Jungen ganz zu genießen. Kaum beim neuen Gebäude angelangt, zog der Vater an einer Schnur, die doppelte Klappe des Taubenſchlags fiel, und kecke Feldtauben, auch ſchöne bunte Haustauben umflogen ſie rundum und immer näher, daß ihre Flügel die Haare der fröh-

lichen Menge berührten. Sie waren seit einigen Wochen daran gewöhnt, ihr Futter, wenn Wilhelm mit dem Vater über Feld war, so zu erhalten.

Der Vater eröffnete dann eine Seitenthüre und zeigte dem kleinen frohen Besitznehmer eine Kammer mit allerlei Vorräthe von Gerste, Wicken und Erbsen in zierlichen Kasten neben einander. Mit beiden Händen streute der Glückliche aus allen Kasten der frohen Menge, die ihn umwimmelte, und als er ihr mit vollen Händen übermäßig vorwarf, öffnete der Vater eine kleine Thüre unter dem Taubenschlage. Da sprangen und flatterterten mit frohem Ungestüm junge schöne Hüner von allen Farben hinaus, mit ihnen ein großer buntgefiederter Hahn und mischten sich unter die lustig pickenden, gurrenden Tauben. Auch junge Truthüner traten aus einer neugeöffneten Thüre zierlich trippelnd hervor.

Streu nur immer mehr, mein lieber Junge, rief der innigerfreute Vater; bis Du selbst junge Tauben und Eier wieder zu Futter machen kannst sollts wohl hinreichen. Hol' ihnen auch Näpfe voll Wasser. Da über den Futterkasten hängen sie. Die Tauben fliegen schon nach dem Brunnenkasten

Nie gab es einen glücklicher Beschäftigten. Als er vor Freude und Eile ganz außer Athem war, sagte der Vater zu ihm: traust Du's Dir

wohl zu, lieber Junge, die ganze liebe Zucht alle Morgen und Abend gut zu versorgen? daß sie nicht Hunger und Durst leiden? daß ihre Ställe immer rein sind?

O ja, ja, und weit mehr noch.

Mehr noch? sagte der Vater und öffnete die größere Thüre zur Seite. Wie versteinert stand unser kleine Mann da, als er die schöngefleckte glatte Kuh mit ihrem netten muntern Kalbe sah. Auch die übernimmst Du noch?

Er stand einen Augenblick stumm da; sah den Vater forschend an und sagte dann mit halber Stimme: Vater kann ichs? —

Ja wer weiß, sagte der Vater, den die Freude über die bescheidene Frage des kecken Jungen fast übernahm: Wenn Du nur recht ordentlich dafür sorgen willst, daß Du immer zu rechter Zeit allen Abfall aus dem Krautgarten herschafst; Rüben und Kohl fleißig abblätterst, und wenn das nicht hinreicht zu dem Klee, den Du mit mir gesäet hast, auch mit dieser neuen Handsichel das Gras aus den Seitengängen und Abhängen im Baumgarten für sie schneidest und das alles mit dieser neuen Gartenkarre herbeischafst, auch immer zu rechter Zeit in ihren Eimer Wasser trägst, im Winter rothe und gelbe Rüben immer zu rechter Zeit klein machst. —

Rein halten kann ihm ja wohl der Michel, die Kuh und den Stall, sagte der Großvater.

Und ich übernehme das Melken, sagte die Muhme, wenn das Kalb nicht mehr säugt; und dann lehr' ich Dich und Sophie Buttern und Käse machen, auf allerlei Weise, nach Schweizerart, auch auf mancherlei Art die Milch zum Essen bereiten, wie mirs der alte Schweizer gelehrt hat, der hier immer nach Salz kommt.

Damit können wir dann Sonntags kochen und traktiren, sagte Sophie und dann kommt Mutter und Großmutter auch wohl mit bei uns zu Gaste.

Ja wohl, riefen Beide, denen es wohl that sich mit einigen Worten Luft zu machen: denn bisher hatten alle mit nassen Augen in der Freude des kleinen glücklichen Menschen versunken, dagestanden.

Der kleine Glückliche begriff's noch kaum als der Vater die letzte Thüre öffnete, die einem kleinen völlig eingerichteten Pferdestall sehen ließ. Hier kommt über's Jahr Dein kleines Pferd zu stehen, wenn Du bis dahin alles was Du heute erhältst gut versorgst und benutzest; gehts dann noch nicht, so bleibt der Stall noch ein Jahr leer,

O, es soll schon gehen, Vater! hab' ich doch schon vorigen Sommer Klee und Gras geschnitten; und hab ich nicht den Winter über fleißig klein

Holz vorgekarrt und auf Deine Stube getragen Mutter? Ja es soll schon gehen Vater, lieber Vater! Und nun drückte er sich mit innigster Zärtlichkeit an das Knie des Vaters und verbarg so eine Weile sein liebes glühendes Gesicht. Mit Mühe hob ihn der Vatrr in die Höhe und der liebe Junge, dem solche Liebkosungen eben nicht zur Gewohnheit geworden waren, konnte den Vater nicht satt küssen.

Dann gings mit der neuen Gartenkarre, die größer als seine bisherige war und mit der neuen blanken Sichel in den Garten übers Gras und Klee her.

III.

Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang.

Erster Theil.

Einleitung, Encyklopädie, Metapolitik, Staatsrecht, und von Regierungsformen.

Drittes Gespräch.

(Fortsetzung.)

A. Ihnen will also der schlözersche Unterschied zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat nicht recht einleuchten? Ist denn nicht ein wesentlicher Unterschied zwischen einer bürgerlichen Gesellschaft, in welcher eine Herrschaft (imperium) vorhanden ist, und zwischen einer solchen, wo es daran mangelt.

B. Nehmen Sie einen Unterschied zwischen Bürgern und Bundesgenossen an?

A. Wer sollte das nicht? Die Bundesgenossen sind als solche nur gegen äußere, die Mitbürger aber auch gegen innere Feinde vereinigt.

B. Der Unterschied zwischen einem bloßen Bündniß und einer bürgerlichen Gesellschaft, be-

ſteht alſo in dem Zwangsrechte, welches die bürgerliche Geſellſchaft gegen ihre eigenen Mitglieder ausübt. Jede bürgerliche Geſellſchaft ſetzt daher eine Oberherrſchaft voraus; denn, wie Schlözer ſelbſt *) anführt, ſind Krone, Scepter und Thron eſſentialiter in Schaafhauſen wie in Stambul. Die Oberherrſchaft iſt da, wenn ſich auch das ganze Volk den Gebrauch der oberſten Gewalt vorbehalten hat. Wo alſo nun bürgerliche Geſellſchaft iſt, da iſt ein Staat; aber ein bloßes Bündniß iſt da, wo es an einem Zwangsrechte der ganzen Geſellſchaft gegen die einzelnen Mitglieder mangelt.

A. Zwangsrecht; merken Sie ſich dieß Wort. Ein Recht kann man, wie Sie geſtern ſelbſt behauptet, haben, ohne daß man eben im Stande iſt, es auszuüben. Was hilft der bürgerlichen Geſellſchaft das Zwangsrecht, wenn zu Ausübung deſſelben die Einwilligung Aller, und alſo auch deſſen, welcher gezwungen werden ſoll, erforderlich iſt? Erſt alsdann, wenn eine Stimmenmehrheit eingeführt, und alſo eine Oberherrſchaft vorhanden iſt, läßt ſich die Ausübung des Zwangsrechts der Geſellſchaft gegen die Einzelnen denken. So lange nun dieſe Stimmenmehrheit noch nicht eingeführt und noch kein anderer Herrſcher beſtellt iſt,

*) Staatsrecht §. 2.

läßt sich zwar eine bürgerliche Gesellschaft, aber kein Staat denken.

B. Wenn ich wollte, könnte ich Ihnen den Sieg doch noch ein wenig erschweren. Ich könnte einwenden, daß die Unterwerfung unter den Willen der Gesellschaft, der Gesellschaft doch wenigstens so viel Recht mittheilen würde, daß sie, wenn alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft einig wären, das Recht hätte, gegen die einzelnen Widerspenstigen Zwang zu brauchen. Ich könnte gegen Schlözern *) bemerken, daß auch Rousseau den gemeinen Willen der Gesellschaft (volonté générale) von dem Willen Aller (volonté de tous) unterscheidet. **) Aber ich gestehe willig ein, daß, ohne Bestimmung einer gewissen Stimmenmehrheit, es sehr oft zweifelhaft bleiben würde, ob die Mehrere, welche zusammenhalten, als Mitverbrecher, welche von der übrigen Gesellschaft gerichtet werden können, oder als eine besondre Parthei unter den Mitbürgern betrachtet werden müßten. Ich glaube daher auch, daß der von Schlözern gemachte Unterschied zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat alle Aufmerksamkeit verdiene. Man muß aber wohl bedenken, daß er willkürlich bestimmt werden, und daß man daher der bürgerlichen Ge-

*) In der Metapolitik §. 22.

**) Rousseau du Contract social. Ch. 3.

ſellſchaft im Schlözerſchen Sinne die Rechte nicht abſprechen könne, welche man dem Staat überhaupt, ohne Rückſicht auf dieſen willkürlich gemachten Unterſchied einzuräumen pflegt. Ich kann daher auch nicht glauben, daß im Völkerrechte zwiſchen Staaten und bloßen bürgerlichen Geſellſchaften ein Unterſchied zu machen ſey.

A. Das dächt' ich doch; denn in einer bürgerlichen Geſellſchaft im engern Sinne fehlt es an Ordnung und Nachdruck, und die Nachbarn können ſich dabei unmöglich wohlbefinden.

B. Sie nehmen alſo an, einer bürgerlichen Geſellſchaft ohne Herrſcher werde es an Energie fehlen. Deſto beſſer; es iſt alſo ein ſchwacher Nachbar, und wer will nicht lieber einen ſchwachen als einen ſtarken Nachbar haben? Die Staatsklugheit wird freilich auf dieſen Unterſchied Rückſicht nehmen müſſen: allein ein Vertrag, wenn er einmal mit einer ſolchen Geſellſchaft geſchloſſen iſt, wird nicht weniger heilig ſeyn, als die Verträge der Staaten mit einander.

A. Die Meinung des Volks iſt veränderlich

B. Die Meinung der Miniſter nicht minder, und iſt etwa das Miniſterium unveränderlich? Sind alle Staatsverfaſſungen gut? Wird man berechtiget ſeyn, darum ſein Wort

zu brechen, weil der Staat, mit welchen man zu thun, eine schlechte Verfassung hat?

A. Ich bin schon zufrieden, wenn Sie mir nur zugeben, daß es der Staatsklugheit nicht gemäß sey, sich mit einer anarchischen bürgerlichen Gesellschaft einzulassen. Aber Sie schienen mir sonst noch etwas gegen die Schlözersche Eintheilung zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat auf dem Herzen zu haben.

B. Ich glaube überhaupt, daß es andre Eintheilungen der Gesellschaften gibt, welche mehr ausgehoben zu werden verdienten, als die eben gedachte Schlözersche. Ich unterscheide nämlich Gesellschaft überhaupt, Bündniß Mehrerer zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, bürgerliche Gesellschaft, als unter welcher ich auch den Staat im Schlözerschen Sinne begreife, und vormundschaftliche Regierung. Unter der letztern verstehe ich einen solchen Staat, welcher nicht bloß die gemeinschaftliche Sicherheit, sondern auch den Wohlstand der Einzelnen zum Gegenstande hat. Denn, wie Schlözer an mehreren Orten bemerkt, kann in der Regel ein Jeder für sein eigenes Wohl am besten sorgen, und man thut unrecht, wenn man ihm ein Gut aufdringt, welches er nicht haben will. Aber es gibt unter den Bürgern so viele, welche des starken Bartes ungeachtet, noch unmündig sind.

Ja, oft ſind ganze Völker noch unmündig, und bedürfen alſo eines Vormundes. Bei ſolchen Völkern übernimmt der Herrſcher zugleich die Pflichten eines Vormundes und daraus laſſen ſich diejenigen Rechte der Herrſcher erklären, welche aus der Natur des Staats allein nicht gefolgert werden können.

A. Was Sie zum Merkmale der vormundſchaftlichen Regierung machen, hat Schlözer zum Kennzeichen des Staats im Gegenſatz der bürgerlichen Geſellſchaft angenommen.

B. Darin iſt es eben, worin ich mit ihm nicht ganz übereinſtimme. Vortrefflich ſagt er zwar *): Gemeines Wohl (salus publica) heißt nicht der Vortheil der Mehrern, ſondern iſt das Aggregat der Vortheile aller und jeder Individuen. Jeder agirt entweder mit Andern, um ſelbſt dabei ſogleich zu profitiren, oder er thut etwas für den andern, aber nur vorſchußweiſe und in Erwartung ähnlicher Gegendienſte. Aber ich halte es nicht nur für gefährlich, wenn man dem Herrſcher die Macht läßt, mich zu nöthigen, daß ich mir ein Gut verſchaffe, welches ich nicht genießen will, oder das ich Andern einen Vorſchuß leiſte, an deſſen Erſtattung die Andern nicht denken

*) Metapolitik §. 18.

werden, sondern es ist auch äußerst gewagt, wenn man besser, als der Andere wissen will, was ihm zuträglich sey. Überhaupt lassen sich hierbei folgende zwei Fälle unterscheiden: entweder das Volk ist aufgeklärt oder nicht. Im erstern Falle bedarf es der Leitung nicht, im zweiten wüßte ich nicht, wo die Herrscher selbst die zur Leitung Anderer erforderliche Aufklärung sollten hergenommen haben, denn, wohl zu bemerken, mit der Aufklärung einiger Wenigen ist es nicht gethan, weil der Herrscher zu vieler Mittelspersonen bedarf, die er nur aus dem Volke selbst nehmen kann.

A. Es gibt ein drittes, lieber Freund, und dieses dritte finden Sie überall. Nur der besser erzogene Theil der Nation ist aufgeklärt; dieser muß die Übrigen leiten,

B. Aber womit? Mit der Hand oder mit dem Stricke?

A. Was wollen Sie damit sagen?

B. Ich meine es so. Das Licht der Weisheit und der Aufklärung drängt sich nicht, wie angezündetes Schießpulver durch Explosionen auf. Es schlägt uns nicht die Thüren und Fenster ein, um Wirkung bei uns zu thun. Es ist genug, daß es uns eine wohlthätige Wirkung empfinden läßt, um ihm alle Eingänge zu öffnen; auch bedarf es nur eines Ritzes, um in die verschlossensten Gemä-

cher ohne Gewalt einzuschleichen. Aber wenn sie den Knaben durch Schläge nöthigen wollen, nach dem Lichte zu sehn, so verschließt er die Augen nur um so hartnäckiger. Ist nur der zehnte Theil der Nation aufgeklärt so werden die übrigen neun Zehntheile ohne Zwang dem Lichte folgen, welches ihm seine Führer vortragen.

A. Ja, wenn das Volk nicht Irrwische für Fackeln, und Meteore für Sterne hielte, und wenn nicht gar zu oft die heilsame Wirkung des Lichts durch die zerstörende Gewalt des Feuers der Leidenschaften vernichtet würde! Wollen Sie den Kaufmann, der sich auf Unkosten des ganzen Staats bereichern will, durch bloße Ermahnungen abhalten, eine dem Staate nachtheilige Spekulation zu verfolgen?

B. Wo die Pflicht der Selbsterhaltung gebeut, bedarf der Zwang keiner weitern Rechtfertigung. Aber wenn der Staat, um seine Bürger reicher zu machen, gewisse Unternehmungen befiehlt und andre verbietet, wenn er gewisse Meinungen mit Gewalt ausbreiten oder unterdrücken will, so weiß ich dieß aus der bloßen Natur der Staatsgewalt nicht zu rechtfertigen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sich ein sehr aufgeklärtes Volk denken lasse, welches seinen Herrschern dergleichen Schritte nicht erlaubt. Daher kann ich nicht mit Schlözern

annehmen, daß die positive Beförderung des gemeinen Wohls ein Merkmal sei, wodurch sich der Staat von der bloßen bürgerlichen Gesellschaft unterscheidet. Verfassungsmäßiger Zwang kann auch allein zur allgemeinen Sicherheit angewendet werden, und die Wiege der meisten Staaten war die Eigenmacht des Herrn oder Hausvaters, welche sich erst in der Folge in einen ordentlichen Staat entwickelte. Da nun der Herrscher gewohnt war, das Wohl der Diener nur, in so fern es zu dem seinigen führte, zu beachten, und auch wohl die erwachsenen Kinder noch als unmündig zu behandeln, so läßt sich der Zwang leicht erklären, welcher angeblich zur Beförderung des positiven Wohls der Einzelnen angewendet wurde. Was meinen Sie wohl, wird nicht die Nation, je mehr sie mündig wird, auch um so mehr darauf Bedacht nehmen, daß ihr Herrscher ihre Freiheit nicht ohne Noth oder wohl gar aus vermeinter guter Absicht zu ihrem Nachtheil einschränke.

A. Ich sehe wohl, wo Sie hinaus wollen. Sie wollen nähmlich zu verstehn geben, daß der Staat bei seiner ersten Entstehung dem Regenten eben deßwegen eine uneingeschränkte Gewalt einräumen werde, weil das Volk die damit verbundenen Mißbräuche noch nicht kennt. Ich gebe auch gerne zu, daß dieses gedrungen durch die übeln

Folgen der Anarchie seinem Herrscher gleich anfangs ohne alles Bedenken alle die Macht einräumen werde, welche erforderlich ist, wenn das, was nur gesellschaftliche Kräfte zu leisten vermögen, bewirkt werden soll. Je unmündiger das Volk selbst ist, desto weniger wird es im Stande seyn, den Unterschied zwischen einem Regenten und einem Vormunde zu empfinden, ja, es wird sogar gerne sehn, daß der Herrscher sich als einen Vormund des Volks betrachte, weil er eben dadurch die Verbindlichkeit anerkennt, nicht zu seinem eigenen, sondern zu des Volkes Besten zu wirken. Aber eine Höflichkeit erfordert die andre. Ich hoffe, Sie werden nun auch eben so bereitwillig eingestehn, daß eine, auf eine rechtliche Weise durch die Einwilligung Aller entstandene bürgerliche Gesellschaft, überhaupt sich nur ungern einer Herrschaft unterwerfen, und also auch sehr abgeneigt seyn werde, dem Herrscher ein größres Recht einzuräumen, als zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit erforderlich ist. Von Zwang zu Beförderung des positiven Wohls wird also anfänglich nicht die Rede seyn: aber glauben Sie wohl, daß die äußere und innere Sicherheit des Staats ohne Macht, Macht ohne Reichthum, Reichthum ohne kluge Leitung der Staatskräfte bestehn könne? Wird also nicht das Volk oder die Regierung, oder der Herrscher, welcher an des Vol-

kes Statt handelt, am Ende gewahr werden, daß die Regierung auch zur Beförderung des positiven Wohls der Mitglieder wirksam seyn müsse? Hat also Schlözer nicht recht, wenn er die Beförderung des positiven gemeinen Wohls als die späte Frucht des Nachdenkens über die Natur der bürgerlichen Gesellschaft, betrachtet?

B. Ich halte es für sehr unhöflich, nachzugeben ehe man überzeugt ist; denn es setzt Schwäche bei dem Andern und schonende Nachsicht auf Seiten des Nachgebenden voraus. Also nicht aus Höflichkeit, sondern weil Ihre Gründe es erfordern, räume ich ein, daß der bloße Zweck der Sicherheit bei der jetzigen Lage unserer Europäischen Staaten auch die Beförderung des positiven Wohls und also das Streben nach Reichthum nothwendig mache. Aber auf diese Art kämen wir ja zu widersprechenden Resultaten. Sehn Sie nun, was wir beide für wunderliche Leute sind! Wir räumen einander wechselseitig das ein, was unsre eigne Behauptung, welche doch der Andre für recht erkennt, völlig aufzuheben scheint.

A. Wir wollen sehn, ob wir diesen Widerspruch nicht heben können. Wir können nähmlich den rechtlichen und den historischen Gang, welchen die Sache nehmen muß, unterscheiden. Sehn wir auf das, was zu geschehn pflegt, so wird die Sache

meistentheils so zugehn, wie Schlözer es voraussetzt. Ist nähmlich eine wahre bürgerliche Gesellschaft vorhanden, so wird diese, ungeduldig jedes Zwangs, ihrem Herrscher nur so viel Gewalt einräumen, als zur Erhaltung ihrer äußerlichen und innerlichen Sicherheit schlechterdings nothwendig ist. Erst in der Folge, wenn sie des Zwanges mehr gewohnt ist, und wann sie Staaten neben sich sieht, deren Übermacht durch Reichthum, und deren Reichthum durch Zwang befördert worden, wird sie anfangen ihre Nachbarn, auch in solchen Anstalten nachzuahmen, gesetzt auch daß sie die Sicherheit allein als den letzten Zweck aller dieser Anstalten betrachtete: Es ist nicht gar lange her, daß man in manchen Ländern Polizei und Finanzerei als Übel betrachtete, denen sie mit Gottes Hülfe bisher noch entgangen wären. Um nicht zu weit hinter seinen Nachbar zurück zu bleiben, mußte man sie auch in solchen Zwangsanstalten nachahmen.

B. Nennen Sie dies den historischen oder den rechtlichen Gang der Sache?

A. Ich nenne ihn den historischen Gang der Sache, nicht, weil ich ihn eben als widerrechtlich betrachtete, sondern weil er sich allein aus zufälligen Umständen erklären läßt. Der rechtliche Gang, welcher sich aus der Natur der Sache ergibt, ist,

meines Erachtens, folgender: Dem Herrscher wird die Ausübung der ganzen gesellschaftlichen Gewalt übertragen. Einschränkungen, welche nicht gemacht worden, können nicht vermuthet werden. Dem rechtlichen Gang der Sache ist es also gemäß, daß der Herrscher anfangs eine uneingeschränkte Gewalt ausübt, welche erst in der Folge, wegen der erfahrnen Mißbräuche, eingeschränkt wird.

B. Die dem Herrscher übertragene Gewalt kann wohl nur in so fern auf die Vergrößerung des Wohlstandes und der Macht angewendet werden, in so fern dieser Wohlstand zur äußerlichen und innerlichen Sicherheit nothwendig ist. Wenn freilich dieser Schritt einmal gethan ist, so wird es schwer seyn, zu unterscheiden, ob der Wohlstand um seiner selbst willen, oder nur als Mittel zur Sicherheit beabsichtiget werde. In der Folge wird also nur der Mißbrauch des Rechts für den positiven Wohlstand der Bürger zu sorgen, auf Einschränkungen führen; denn die Erfahrung wird zeigen, der Einzelne finde, einige wenige Fälle abgerechnet, leichter wodurch er sich bereichern könne, als der Staat, welcher für ihn sorgen will, und ich hoffe, man wird endlich überall dahin kommen, daß man den Zwang nur zu Beschützung der allgemeinen Freiheit anwenden, den Wohlstand aber durch Anstalten, woran ein Jeder nach Belieben

Antheil nehmen kann, und durch Ermunterung dazu, befördern wird.

A. In Deutschland dürfte wenigstens dieser fromme Wunsch nicht sobald realisirt werden; denn es ist aus zu vielen kleinen Staaten zusammengesetzt. Schränkt der Nachbar die Aus- und Einfuhr ein, so wird man wider Willen zu gleichen Einschränkungen genöthigt.

B. Eben aus diesem Umstande möchte ich beinahe das Gegentheil folgern. Die großen deutschen Staaten, besonders die abgerundeten, wie Östreich, haben nicht nöthig, sich um die Maaßregeln ihrer Nachbaren zu bekümmern, und die kleinern, welche meistentheils die Hülfe ihrer Nachbarn brauchen, haben ein entgegengesetztes Interesse, nämlich das, daß ihnen das Nöthige von allen Seiten frei könne zugeführt werden. Man sollte daher die deutsche Verfassung zu einem Reichsgesetze benutzen, wodurch alles Verboth der Aus- und Einfuhre zwischen den deutschen Staaten aufgehoben, und eine wahre Reichsbürgerschaft festgesetzt würde.

A. Ein frommer Wunsch, welcher ewig ein solcher bleiben wird, weil sich unsre deutschen Reichsstände schwerlich zu einer Einschränkung ihrer freien Gesetzgebung verstehen möchten!

B. Sie glauben also, daß unsre deutsche Reichs-

verbindung zu weiter nichts helfe, als damit die stiftsbürtigen Herrn noch ferner in dem Rechte geschützt werden, die besten in- und ausländischen Weine auf das Wohl des deutschen Vaterlandes auszutrinken?

Viertes Gespräch.

A. Nichts hat mir in der ganzen Schlözerschen Staatsverfassungslehre mehr gefallen, als das, was er über die Erb- Wahl- und freiwilligen Stände sagt. Es ist ein vortrefflicher Gedanke, diejenigen welche sich zu Gegenvorstellungen gegen die Regierung vereinigen und die Schriftsteller, welche über Regierungsangelegen schreiben, als freiwillige Stände zu betrachten.

B. Ey, ey, so hoch sind unsre Schriftstellerchen seit langer Zeit nicht geehrt worden! Statt des Beiworts freiwillig würde ich lieber unberufen setzen.

A. Wo es auf das gemeine Wohl ankommt, hat jeder einen Beruf, mitzusprechen.

B. Ja, vermöge eines Patents, welches der Hunger ausgefertiget und die Naseweisheit besiegelt hat!

A. Versündigen Sie sich nicht an den Lehrern der Nation, die, wie Moser und Schlözer —

B. mit einander handgemein werden.

A. Es iſt doch in der That unbegreiflich, wie ein Moſer, den ich ſonſt innig hochgeſchäzt habe, ſich ſo weit habe vergeſſen können, daß er ſeinen Gefährten auf dem Wege der Publicität als einen Unruhſtifter in übeln Ruf zu bringen ſucht, und das bloß deswegen, weil er die Rechte und Pflichten der Unterthanen, auf den bürgerlichen Vertrag gründet, und das längſt vermoderte göttliche Patent, wodurch Nero und Philipp von Spanien das Recht erhielten, zu fordern, daß man ihrem Schwerte geduldig den Hals darreichen ſollte, nicht weiter will gelten laſſen.

B. Religio, quantum potuit suadere malorum. Laſſen Sie dem übrigens verehrungswürdigen Manne dieſe Schwachheit.

A. Das iſt es eben, was ich von Ihnen fordre. Sie ſollen nämlich deßwegen, weil einige Schriftſteller keinen rechtmäßigen Beruf aufzuweiſen und andere neben ihren großen Eigenſchaften auch Schwachheiten haben, die Schriftſteller überhaupt nicht verächtlich behandeln.

B. Aber glauben Sie denn im Ernſt, daß die Schriftſteller die Regierung von ſchlechten Maaßregeln abhalten können?

A. Und warum zweifeln Sie daran?

B. Weil das müßige Volk der Schriftſteller

nicht

nicht eben sehr geschickt ist, nützlichen Rath zu ertheilen; denn sie kennen weder den Gang der Geschäfte noch das Bedürfniß des Staats.

A. Wird wohl eine Kenntniß des styli Curiae erfordert, um allgemein Betrachtungen über den Zweck und das Wesen des Staats anzustellen?

B. Meinetwegen mögen sie über den Staat im Allgemeinen philosophiren so viel sie wollen: aber werden sie dadurch auch geschickt, diese allgemeine Regeln auf besondre Fälle anzuwenden, um die von der Regierung ergriffenen Maaßregeln zu beurtheilen?

A. Nicht immer. Aber sollte nicht zuweilen die Regierung gegen jene Grundsätze so offenbar verstoßen haben, daß man nur die Augen aufthun darf, um die Abweichung von der Regel wahrzunehmen?

B. Für eine so blinde Regierung kann kein Schriftsteller Brillen schleifen.

A. Sagen Sie das nicht. Wie viele gibt es nicht, welche das Staatsruder ergreifen, ohne jemals über jene allgemeine Grundsätze nachgedacht zu haben. Aber, unter uns gesagt, meine Hoffnung, daß der, welcher den Fehler gemacht hat, ihn von selbst wieder gut machen werde, ist äuserst geringe. Mehr rechne ich auf die Collegen, Feinde, Neider, dessen, der den Fehler gemacht

hat, und vorzüglich auf die, welche gerne seine Stelle haben möchten. Überdieß läßt sich auch selten der Meinung des Publici lange widerstehn. Man muß also den Fehler verbessern, oder denen die es besser verstehen, weichen.

B. Wie, wenn aber nicht gegen die Grundsätze sondern nur gegen deren Anwendung verstoßen worden ist, wird alsdann wohl der Schriftsteller eingreifende Bemerkungen machen können?

A. Nehmen Sie denn an, daß alle Schriftsteller Leute ohne Erfahrung sind? Gibt es nicht Geschäftsleute, die ihre Nebenstunden der Belehrung des Publici widmen?

B. Nun, wenn ich Ihnen auch diese Art freiwilliger Stände hingehn lasse, so wünschte ich doch nicht, daß es dem deutschen Volke einfiele, sich in Art des Englischen zu versammeln, um der Regierung Vorstellungen zu übergeben. Sie haben ja wohl in Zeitungen gelesen, daß man auch dort diesen Unfug nicht länger dulden will.

A. Wo gewisse Sachen noch nicht eingeführt sind, kann der erste Versuch leicht Unordnungen veranlassen, Ich würde daher in Deuschland eben nicht zu Volksversammlungen nach Art der Englischen rathen. Wer einer gewissen Freiheit noch nicht gewohnt ist, ist nur gar zu geneigt, sie zu mißbrauchen. Es fehlt uns aber auch in Deutsch-

land nicht an ordentlich eingerichteten Zusammenkünften der Staatsbürger in Collegien und Zünften und ich sehe nicht ein, was diese hindern könnte, durch ihre Vorsteher und Repräsentanten Gegenvorstellungen zu übergeben. Dieses Recht, zu bitten, ist im Preußischen Gesetzbuche ausdrücklich geheiliget worden. *)

*) Preuß. Gesetzbuch Th. 2. Titel 20. §. 156.: Dagegen steht einem jeden frei, seine Zweifel, Einwendungen, und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und Anordnungen im Staate, so wie überhaupt seine Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen sowohl dem Oberhaupte des Staats, als den Vorgesetzten des Departements, anzuzeigen; und letztere sind dergleichen Anzeigen mit erforderlicher Aufmerksamkeit zu prüfen verpflichtet.

IV.

Goslar.

Goslar eine kaiſerlich freie Reichsſtadt, auf dem Unterharze am Rammelsberge, ward von Heinrich dem Finkler im Anfange des zehnten Jahrhunderts erbaut. — Kaiſer Konrad II. verſah die Stadt gegen die vielen Raubſchlöſſer, mit welchen der Harz angebauet war, mit einer Mauer, welcher Heinrich IV. 128 Thürme zufügte und wovon mehrere noch unverſehrt vorhanden ſind. Dies war um ſo nöthiger, da das Gebirg von Straßenräubern wimmelte. Dieſes Handwerks beſonders berühmt waren die Grafen von Wernigerode, Stollberg, Mansfeld, Blankenburg ꝛc. ꝛc. ꝛc. Einem der Letzteren, Namens Siegfried von Blankenburg, bekam es indeſſen ſehr übel. Die Goslarer erwiſchten den Herrn Grafen im Jahr 1280, als er das Jahr vorher den Bürgern ihre Schweine und Kühe von den Weiden getrieben, und eben im Begriff war Nachleſe zu halten. Sie legten ihm zur Buße auf, für ſeine Koſten einen Thurm — vermuthlich den in welchen ſie ihn eingeſperrt hatten — neuzuerbauen. Dies ſoll der noch jetzt vorhandene Weberthurm ſeyn, an dem die Inſchrift zu leſen:

»Hätteſt Du nicht genommen Kühe und Schweine,
«So warſt Du nicht kommen herreine.«

Als der Graf von Blankenburg, bei halbvollendetem Bau die Stadt über die Vollendung desſelben chikaniren wollte, ließen ſich die Bürger dadurch nicht irren; er mußte ſich vielmehr bequemen noch einen Thurm zu erbauen, und dies iſt der ſogenannte Teufelsthurm. So verdankt Goslar zwei ſeiner Thürme der Raubluſt ſeines adelichen Nachbarn, deſſen Vorfahren ihre Väter ſo oft mit ihrem Gut und Haabe ſättigen mußten. (S. 26 — 29) *).

Der V. thut nun einen Sprung in das Gebiet der hiſtoriſchen Moral, um die denkenden Leſer auf den Grund der Urſachen zu führen, warum die vortreffliche deutſche Nation, immerfort auf einem unbehaglichen Mittelplatze zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft herum humpelnd, ihre ſchönen Anlagen in jenen grauen Tagen der Nachwelt nicht hat entwickeln können, und ihre Nationalgeſchichte ein wahres Unding geblieben iſt. Die Spuren hievon finden ſich in der ſonderbaren alten Verfaſſung, wo es, zwiſchen den kleinen und großen Staaten Deutſchlands die von kleinen und großen monarchiſchen Herrſchern regiert wurden, abgeſonderte Städte gab, die durch ſich und mitwirkende günſtige Mittel frei geworden waren, und ſich

*) Man ſehe die weitere Ausführung des Angeführten in den Durchflügen des Hrn. v. Heß. Band 1.

durch ihre Industrie höher aufzubringen wußten, als die sie umgränzenden Fürsten und Fürstlinge. Hätte dieser Keim weiter gewurzelt, hätte der träge Raubsinn gepanzerter Tagelöhner nicht jene Mittel verachtet, sein Brodt im Schweiße des Angesichts zu essen: so würde sicher das seit uralten Zeiten für frei ausgeschriene, noch immer in Sklaverei größtentheils schmachtende Deutschland zuerst frei geworden seyn, und andern Ländern das Muster einer Regierungsform gegeben haben, die ihre Bürger nicht mit eisernem Scepter drückt, indem sie sie an Sitten und Gesetze bindet.«

»Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, sämtliche Reichsstädte verdanken den Genuß der Freiheit ihrem Fleiße, ihrer Arbeitsamkeit, und der hieraus entspringenden Wohlhabenheit. Aber eben diese Wohlhabenheit ward für sie eine reichhaltige Quelle mancher harten Drangsale, und der Grund der Verarmung so vieler unter ihnen; sie lockte die Habsucht der Fürsten, die es bequemer fanden da zu erndten, wo sie nicht gesäet und sich von dem zu mästen, was eine fremde Hand gezogen hatte. Ließ sich ein Fürstlein mit einem Herrchen seines Gelichters in Fehde ein, und diese lief übel für ihn ab, so mußte die nächste Reichsstadt seine davon getragene Schlappe wieder ausgleichen, kam er als Überwinder zurück, so drang er sich gegen

Wunsch und Willen zu ihrem Schutzherrn auf. Nicht der Beschützung, sondern des Schutzgeldes wegen, versteht sich. Oft vereinigte zwei hadernde oder zum Kampf geharnischte Helden der from- Entschluß, vor die nächste Reichsstadt zu ziehen und sie zu brandschatzen; welcher löbliche Vorsatz denn gewöhnlich bis zur Plünderung ausgeführt ward. War der Fürst, Graf oder Edle, den die Raubgierde anwandelte, zur Ausführung seines Vorsatzes zu ohnmächtig, so brachte er es durch allerlei Vorspiegelungen bei Kaiser und Reich dahin, daß die Stadt, durch welche er sich erholen wollte, in die Acht erklärt wurde. Wollte eine so geächtete Stadt nicht verhungern (denn während der Bannzeit durfte Niemand ihr etwas zum Verkauf bringen, ohne sich der Acht theilhaftig zu machen) so mußte sie sich an den gnädigen Herrn wenden, der die Acht für sie besorgt hatte, und so viel von seiner Gnade erhandeln, daß er für sie bei Kaiser und Reich die Aufhebung der Acht erbat. Glückte dies nicht, so ward der gnädige Herr der Soldling eines mächtigern und glücklichern Räubers, und dann wehe der armen, vergeblich geächteten Stadt! Selten aber verfehlten die Fürsten durch jenes Mittel ihren Zweck, ja sie erreichten ihn doppelt. Denn ungerechnet, daß diese Art Brandschatzung keine Kosten erheischte, erhan-

delten die Fürſten während der Zeit, daß eine Stadt in der Acht war, ihre Bedürfniſſe für Spottgeld, da der Landmann gewohnt, ſeine Erzeugniſſe dem Städter zuzuführen, ſie jetzt, da die Wege zur Stadt verflucht waren, in des gnädigen Herrn Hoflager bringen mußte, der dafür gewöhnlich nichts gab, ja oft noch Weggeld dazu forderte.«

»Auch dieſe Art Ungemach iſt über Goslar ergangen. 1541 am heiligen Dreikönigstage ward in der Stadt über die Stadt ſelbſt die Acht verleſen. Dies geſchah auf Anklage des Herzogs von Braunſchweig, der ſich darüber beſchwerte, daß ſich die Stadt unterfangen habe, den Görge- und Rammelsberg zu benutzen, die doch beide nicht zu ihrem Gebiete gehörten, indem ſie über zwei Meilen von der Stadt entlegen wären, da, wie weltbekannt, das Stadtgebiet doch nicht über eine Meile von ihren Mauern reichte. — Ohnerachtet der kaiſerliche Herold ſich an Stell und Ort davon überzeugte daß man vom Rammelsberge, an den der Görgeberg grenzt, die Stadtthürme abreichen könnte, ſo ward dennoch das bereits über die Stadt ergangene harte Urtheil 40000 Goldgülden Buße und zwölf Stück ſchweres Geſchütz zu geben, ſolches auch auf Koſten der Stadt nach Brüſſel zu liefern, dahin gemildert, daß die 40000 Goldgülden zwar bezahlt die 12 Stücke ſchweren Geſchützes

zwar geliefert, aber auf Kosten der Stadt nur bis Zelle gefahren werden sollten. — (S. 30 — 33.)

Wenn man einst Germaniens alte biedere Sitte vergeblich aus dem Schutte des zerstiebenden falschen Pomps wird hervorsuchen wollen: so werden ihre unverkennbare Spuren nur allein, in den Reichsstädten unverloschen zu finden seyn. Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Freiheitsliebe, Geradheit, Mildthätigkeit, Gastfreundschaft, hausen beim Reichsstädter, sind aus Deutschlands weiten Gegenden in die stillen, friedlichen Mauern der anspruchlosen freien Städte geflüchtet — (S. 34.)

»Als die Städte durch Industrie Wohlhabenheit, durch Wohlhabenheit Freiheit errangen, der eiserne Fleiß schon begann, sich den Weg zum Überfluß und Wohlleben zu bahnen, wachten die Fürsten unermüdet dafür, daß diese nicht wurzeln konnten.« (S. 35.)

»Die Unterthanen der Fürsten welche ihre Herren nicht auf ihren arabischen Streifzügen begleiteten, flohen zum Städter, dem sie um wohlfeilern Lohn arbeiteten, da sie ihre vergangene Lebenszeit unter Peitschenhieben ungelohnt hatten verfröhnen müssen.« So bevölkerte die Raubgierde der Fürsten die Städte, indem sie ihre Gauen und Dörfer verödete. So mehrte sich die Genügsamkeit, der Fleiß und die Industrie des Reichsstädters.« — (S. 36.)

»Die Welt verdankt einen großen Theil nothwendiger und nützlicher Künste dem erfindsamen deutschen Reichsstädter. Papier, Brillen, Uhren, Gewehrschlösser, Windbüchsen, Perücken ersann der Reichsstädter. Die Buchdruckerkunst ward zu Mainz erfunden. Die ersten deutschen Holzschnitte kamen zu Nürnberg, die ersten Spielkarten in Ulm zum Vorschein. Noch heut, selbst in den kleinsten Reichsstädtchen, steht irgend ein Gewerbe in Blüthe, und die Fürstler gewinnen ihnen den Rang nicht ab. So brennt Nordhausen Brandtwein für achtzig Meilen im Umkreise; die flanellenen Röcke aller obersächsischen Bäuerinnen werden zu Mühlhausen gefärbt und gedruckt; Nördlingen webt Leinewandt für einen großen Theil von Oberdeutschland; ganz Dünkelsbühl strickt Strümpfe. Das kleine Gnipen bleicht schöner und weißer als Hollands berühmteste Leinenbleichen; seine 466 Bürger sind die Bleicher der Franken und Schwaben. Wem sind Nürnbergs vielartige Fabrikate, Augsburgs feine Zitze unbekannt? Wo werden so lose, schmelzende, vergeistigte Hostien, so bunte Tarockkarten gemacht als in Ulm? ꝛc.

»Wein- Garten- und Feldbau stehen bei dem Reichsstädtern auf der höchsten Staffel der Cultur. Schweinfurth, Windsheim, das anspruchlose Bopfingen, wo troz dem Spotte der Romanenschreiber,

nach Verhältniß, nicht so viele Jochen als zu Wien und Berlin, geboren werden, sind oft nach entstandnem Mißwachs die Speisekammer ihrer ausgehungerten Nachbarn geworden. Der größern Handelsstädte zu geschweigen, wo der Speculationsgeist sich mit Fleiß und Industrie paaren, und so die Welt mit sich in Concurrenz bringen konnte. Diese zeugen zugleich, daß es dem Reichsstädter nicht an Fähigkeiten zu großen Dingen gebricht, die nur durch den Zusammenfluß von Widrigkeiten, worunter die Mißgunst ihrer Nachbarn keine unbedeutende Rolle spielt, so sparlich aufkeimen und so selten zur Thätigkeit gedeihen.« — (S. 38.)

»Die Chroniken, die Traditionen, die Volkssagen und Wiegenlieder der Reichsstädter sind die Belege und Register der ungeheuren Sühnopfer, welche ihre Vorfahren auf dem Altar der nimmersatten Habsucht darbringen mußten, um das kostbarste Gut, Freiheit, auf ihre Enkel zu vererben. — Daher der hohe Freiheitssinn der Reichsstädter, daher die oft ins kleinliche fallende Eifersüchtelei; die seltsame Schutzgebung, die hartnäckige Beibehaltung vieler uns lächerlich scheinenden Gebräuche und Gewohnheiten, deren Entstehung überhaupt sich in die erste Vorsorge zur Gründung und Bewahrung der Freiheit verliert und keine andere Zwecke kannte, als dem Verlust eines Guts aus-

zubeugen, deſſen Beſitz durch die Entſagung ſo mancher Bequemlichkeit erkauft werden muß, und deſſen Mangel dem, der es beſeſſen hat, durch keine Darbietungen erſetzt werden kann.«

»Alle geſellige Tugenden ſind verſchwiſterte Glieder einer Familie, die Kinder einer gemeinſchaftlichen Mutter. Induſtrie und Freiheitsliebe, die ihre Wohnſitze in den Reichsſtädten aufgeſchlagen, zogen, Wohlthätigkeit, Gaſtfreundſchaft, Geradheit, Offenheit und Redlichkeit, dieſe Hauptzüge des deutſchen Charakters, in ihr Gefolg. Die winzigſte freie Reichsſtadt that es an milden Stiftungen der Reſidenz des erſten deutſchen Fürſten zuvor. Ihre zahlreichen Armenhäuſer, Gotteswohnungen, Peſthöfe und Gaſthäuſer waren die Obdächer für die an den Bettelſtab gebrachten Landeskinder der Fürſten, die Zufluchtsörter des geplünderten, die ſicheren Ruheplätze des ermüdeten Wanderers, der hier Erquickung, Hülfe und Beiſtand fand. Sitten und Politur des Auslandes, die, mit dem Rauhen, zugleich das Biedre und Gerade im Charakter der Deutſchen, abgefeinert, verfeilt hatten, glätteten nur an der Oberfläche des Reichsſtädters. Ueberfluß und Luxus nahmen höchſtens einige Umwandelungen mit den Rockſchößen, Hüten, Perücken und Schnallen der Männer, einige Abänderungen mit den Miedern, Kotzen,

Säcken, Kontuschen und Hauben der Weiber vor. Religion und Moralität, Gesetze und Handlungen wurden nicht zu Wetterfahnen, mit denen jedes Modelüftchen spielte. Der Reichsstädter beharrte um so vester in seiner angestammten Rechtlichkeit, da er unter dem Drucke derjenigen seufzte denen Redlichkeit fremd geworden war. Er liebte die Tugend ihrer selbst willen, und weil sie seinen Feinden mangelte. Er hielt um so treuer, um so inniger an seinen angeerbten deutschen Sitten, je mehr er solche von seinen Bedrückern verachtet, seine Geißler davon entblößt sah. Wenn der Reichsstädter, dem die studierte Feinheit fehlt, in des Fremden Augen, in dessen Sprache Gradheit Steifigkeit, Falschheit Geschmeidigkeit bedeutet, als grob erscheint, so besitzt er auch dafür noch seine ganze unverdorbne Kraft, welche ein Volk bedarf, um zu einer edleren Verfeinerung, zu einem allgemeineren Seelenadel zu gelangen. Der Reichsstädter, gewohnt, seinen graden Weg zu wandeln, kennt die Übergänge der verfeinerten Welt nicht. Er sagt das was er denkt, nicht was er sagen muß, weil er nicht denkt. Er handelt nicht zum Schein sondern mit rührendem Ernst, wenns ihm Ernst zum handeln wird. In seinem Gott grüß euch, liegt seine herzliche Meinung und hinge es von ihm ab, Gott müßte sich unbedingt der Ob-

hut desjenigen annehmen, dem er sein Gott behüt euch zuruft. Sein bloßer Handschlag ist ihm heiliger, als die mit Unterschrift und Wappensiegel versehene Urkunde ihrem Aussteller. Sein Wort bricht er nie, traut aber Niemand auf dessen Ehrenwort. Er hegt eine unwiderstehliche Geringschätzung gegen Titel und Würden, fürchtet nichts so sehr, als Vermischung mit dem Ausländischen, ist mißtrauisch gegen alles, was fremd ist. Er flieht jeden Eintausch und vermeidet dadurch die Ablegung von dem, was ihm eigen ist. So sich gleichbleibend, hört er nicht auf, das zu seyn, was er ist, und strebt nicht darnach, das zu werden, was andere sind. (41.)

Goslar genießt außer der reichsstädtschen Freiheit noch die sehr theuer erkaufte Ehre, den Herzog von Braunschweig zu ihrem Schutzherrn zu haben. — (S. 42 — 45.)

Goslar, das einst blühende, von Kaisern und Fürsten geehrte Goslar, von wo aus Otto I. Deutschland regierte, wo Heinrich IV. seine Weihnacht durch weinreiche Bankette und Turniere hochkaiserlich feierte; wo in den Jahren 1114 und 1154 die in jenen Zeiten noch viel unruhigern und freiern Reichstage Deutschlands gehalten wurden, ist öde, arm und Menschenleer, von allem entblößt, woraus seine einstmalige Wohlhabenheit entstand

seiner Bergwerke, Wälder und Fluren beraubt; und der guten Stadt bleibt kein andrer Weg zum Gewinn, als aus der durchfließenden Gose ein Bier zu brauen, das die Bergleute bei ihrer Cyklopenarbeit labt. Diese wegen ihrer Süßigkeit, Weichheit und auflösenden Eigenschaft in ganz Mittelsachsen berühmte, und an so vielen Stellen nachgebraute Gose, und die Mutterpfennige, welche Göttingens Musensöhne, die den Harz in den Schulferien durchwandern, hier zurücklassen, sind die einzigen Reichthumsquellen der Stadt. Aber auch jener Biererwerb hört auf ergiebig zu seyn. Denn seit 1763 sind in Klausthal Bierbrauereien angelegt und die Gose ist mit einer starken Abgabe beschwert worden. — Vor 1763 braute die Stadt wöchentlich viermal, zur Zeit $3\frac{1}{2}$ Winspel Waizen, jetzt wöchentlich Einmal und nur 2 Winspel.« — (S. 47.)

Auf ihrem alten meilenweiten Territorium darf die Stadt zwar säen, erndten und ihr Vieh weiden, doch nur da und so lange, als der Herzog von Braunschweig der jetzige Grundherr den Boden nicht benutzen will. Beim geringsten Wink des Herzogs müssen die Bürger sich wiederum den Nichtgebrauch gefallen lassen. Ein Druck, den diese gute Stadt mit mehrern ihres gleichen gemein hat, weil die Reichsstädte, seitdem sie keine Lanz-

Knechte mehr beſolden und Fehde mit Fehde vergelten können, den Genuß faſt aller ihrer ſtreitigen Gerechtſamen mit Achzelzucken den Fürſten überlaſſen müſſen. Denn die Prozeſſe zu Wezlar koſten Geld, ziehen ſich von einer Generation in die andere, und das Finale der Entſcheidung iſt gemeiniglich: das Reich hoffe, Se. Durchlaucht werden nicht unbillig gegen die gute Kaiſerſtadt handeln u. dgl. m.«

»Die Stadt zählt 1200 Wohnhäuſer und nicht viel über 5000 Einwohner, ſo daß auf ein Haus nicht drei Menſchen fallen. Ein großer Brand, durch welchen 1780 237 Hauptgebäude und 4 — 500 Nebenhäuſer abbrannten und wovon etwa 100 mögen wieder erbaut ſeyn, hat den Preis der Häuſer nicht geſteigert, der hier niedriger als im kleinſten niederſächſiſchen Dorfe iſt. Ein großes Wohnhaus, mit der Braugerechtſame, wird für 400 Thl. ohne Braugerechtſame für 150 Thlr. verkauft. Ein Haus mit 6 — 8 Zimmern giebt 20 Thlr. jährlich Miethe. Ein Gebäude aber, das in den Wohlſtandszeiten der Stadt zu 4000 Thlr. taxirt ward, und jetzt 400 Thlr. gilt, muß der damaligen Taxation, nicht ſeinem gegenwärtigen Werth gemäß, Schoß zahlen.«

Es könnte wohl kein ſicherers Mittel erfunden werden, die allmählig immer mehr ausſterbende

Stadt

Stadt dergestalt zu entvölkern, bis niemand mehr übrig bleibt, der Schoß auszahlen oder einnehmen kann. Es scheint zum wenigsten schon jetzt, daß für die Anzahl der Schafe der Scherer zu viel sind. Denn das Stadtregiment führen zwei Corpora, der allgemeine und der enge Rath. Jener besteht aus zwei Bürgermeistern, einem Syndicus, einem allgemeinen Worthalter und 24 Rathsherrn. Im engen Rath sitzen die beiden Bürgermeister, der Syndicus, der Worthalter und die Hälfte der Sechsmänner als Assessoren. — S. 49. Das Niedergericht besteht aus dem Stadtvogt und dem Stadtschreiber, der zugleich Policeimeister ist. — Noch vor 20 Jahren torquirte man fleißig, seit der Zeit mangelt die Gelegenheit; abgeschaft ist die Tortur nicht. S. 50. 51.

Vor einigen Jahren war der Zwist zwischen dem Rath und den Gilden dahin gediehen, daß letztere eine Deputation mit ihren Beschwerden nach Wien sandten: sie mußte sich aber unverrichteter Sache wieder fortmachen; denn der Kaiser drohte ihnen mit dem Zuchthause. — Der einzige Trost, der den Bürgern seit jener Abschreckung bleibt, in welchem sie ihre Zeit hinhoffen, ist, daß der allgemeine Worthalter Siemers Syndicus wird, wenn der jetzige Syndicus abgeht. In dieses Worthalters Lob stimmt die ganze Stadt; die Bürger

lieben und schätzen ihn, um seiner Thätigkeit und um seines Patriotismus willen. — Der jetzige Syndicus, dem man Selbstsucht und Eigennutz schuld giebt, regiert jetzt die Stadt, da er der einzige Universitäts-Gelehrte im ganzen Senate ist. Sein Dienst ist der ergiebigste, er hat 600 Thlr. Gehalt, kann es aber wohl bis auf 2000 jährlich bringen. — S. 52. 53.

Alle Rathsstellen werden in gewisser Rücksicht verkauft. Bei einer Vacanz laufen die Kandidaten bei den Wählenden umher und überbieten sich einander. Eine Rathsherrnwürde, auf diese Weise erhandelt, kommt auf circa 200 Thlr. zu stehen, sie bringt jährlich 80, ein Bürgermeisterthum 300 Thlr. ein. Alle übrigen Bedienungen werden dem öffentlichen Fond zum Besten verkauft. Der jetzige Ziegenhirt hat für sein Amt 43 Thlr. gegeben. Die Stadtkammer ist so arm, daß der Magistrat selbst, in einer Lottonachricht vom 11ten April 1789 erklärt: »er sehe sich genöthigt, die Lotterie zu errichten, weil die Stadt außer Stand wäre, ihre Prediger und Schulbediente zu besolden.« S. 54.

Von allen Bergen des Harzes soll der bei Goslar befindliche Rammelsberg zuerst bearbeitet worden seyn. Die Stadt hat noch einigen Antheil an diesem Rammelsberge, in welchem ihr vier Gruben und ein Kupferrauchloch gehören. Man meint, der

Berg könne noch 4 — 500 Jahre gebaut werden. So lange hat noch kein Bergwerk vorgehalten, denn jetzt sollen es schon mehr als 800 Jahre seyn, daß dieses angebaut wird.

Am Rammelsberge hat Herr Lentin, *) ein junger Mann, der sich einige Jahre in England, in den Bergwerken von Anglesey, aufgehalten, einen Röstofen angebracht, worin die Erze des Harzes geröstet werden. — S. 64. 65.

Die Bergleute am Unterharze erwerben wöchentlich 25 — 30 Mariengroschen (18 — 20 gute Groschen) und können Holz hauen, so viel sie brauchen. Sie sind keinesweges ungesund, es gibt ihrer Achtzigjährige, die noch in den Schacht fahren. Ganze Familien wohnen in Höhlen, welche die Natur gleichsam zu Menschenwohnungen in den Felsen ausgehauen hat. — S. 66.

Die Luft in der Gegend von Goslar ist wegen des steten Zuges den die Berge gewähren, rein und gesund. Die Nebel sammlen sich am Brocken, hängen sich an den Schopf des nahen Gebürgs und decken den heitern Horizont der Stadt nie. Die Kälte ist nicht so scharf und fortdauernd, als auf dem Harze, wo das Kaminfeuer in keiner Jahrszeit erlöschen darf. Um so drückender ist die

*) Ein braver Sohn des vortrefflichen Arztes und Biedermannes in Lüneburg. A. d. H.

Sonnenhitze, wenn die Sonnenſtrahlen ſich an dem ſchroffen Felſen brechen, von deſſen ſchlichten Wänden in doppelter Kraft zurückprallen, und die ganze, aus leicht entzündbarer Materie beſtehende, Maſſe des weiten Gebürgs in Gährung bringen. — S. 68.

Das Waſſer, welches die Unterharzer trinken, iſt hell und klar, wie es vom Felſen rinnt, für einen Fremden aber hart und nach Tannen ſchmekkend. —

Die Einwohner von Goslar bringen bei ziemlich dauerhafter Geſundheit ihr Leben gewöhnlich hoch. Die Stadtärzte haben das ausſchließende Monopol zu praktiſiren. — Vor einigen Jahren ſchlich ſich ein fremder Quakſalber ein, der in der Stadt viel Unfug trieb. Die Aerzte begannen einen förmlichen Prozeß gegen ihren Nebenbuhler, der ſich nach mehrjähriger Dauer ihnen zu Gunſten endigte. Der Mann mußte die Stadt und ihr Gebiet räumen. Seit dieſer Zeit iſt das Thorexamen ſchärfer geworden und wer ſich als Arzt angiebt, oder dieſer contrebanden Kunſt verdächtig macht, muß ſein Wort geben, nicht in der Stadt zu praktiſiren, oder ſie in acht Tagen verlaſſen.

Die Menſchengattung dieſer Gegend iſt ein Mittelſchlag von Thal- und Bergbewohnern; nicht ſo ſtark nervigt, als dieſe, noch ſo fleiſchig wie je-

ne; von mittlerer Größe, doch eher gut als schlecht gebaut. — S. 70.

Die Goslarer sind ein sanfter, gutmüthiger, redlicher Menschenschlag. Aufrichtig und frei, sobald sie ihren Mann kennen, zurückhaltend, geheimnißvoll und kleinlich höflich, gegen Unbekannte und Fremde. Ihr gesellschaftlicher Umgang strotzt von Ziererein, ceremonieuser Steifheit und lächerlicher Titlerei. »Herr Gevatter Senator Sepair,« »Frau Bas Senatorin Achtmännin« sind alltägliche Benennungen unter Menschen, die von der Schule her zusammen vertraut waren. Die Ehrerbietung, welche diese Magistratsmänner von dem Bürger fordern, und die dieser aus Nachgiebigkeit oder Kriecherei ihnen wirklich erweist, ist so unanständig als herabwürdigend für den freien Bürger. Ehrbarkeit, Schamhaftigkeit, Züchtigkeit und andere Tugenden dieser Klasse, die sich bei den Griechen einst sogar mit den Grazien einmüthig vertrugen, im nördlichen Deutschland aber, das sich überall durch mehr Steifheit von seinen Nachbaren auszeichnet, dem Äußern für nicht dazu gewöhnte Augen ein etwas gewundenes Ansehen geben, stehen hier noch öffentlich im guten Werthe. — S. 72.

Modesucht und Nachäffung treiben ihren Unfug in Goslar, wie in jedem Winkel des deutschen Reichs. Dürftigkeit, die hier überall durchblickt,

bringt, mit der Moderniſirung gepaart, einen jämmerlichen Contraſt hervor. S. 73.

In Goslar iſt die Religion den Bewohnern noch ſo heilig, als ſie einem jeden troſtbedürfenden Volke nothwendig ſeyn muß. Der Gottesdienſt und die Religionsgebräuche ſtehen hier noch in eben der Achtung, und geben hier eben die Maaßſtäbe für den ſittlichen Charakter der Bürger und Bürgerinnen, wie faſt allenthalben in kleinen Städten, wo das Kirchengehen ein Mittel gegen die Langeweile und eine ergiebige Quelle für Klätſchereien, Neugierde und Eitelkeit iſt. — S. 74.

V.

Litterarische Briefe.

Ein Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen.

Halle, den 18. Nov. 1795.

H. H. H.

Dürfte ich glauben, daß ich Ew. W. nicht in wichtigen Geschäften unterbräche, und daß Sie mein langes Stillschweigen vergessen oder wenigstens nicht weiter nach den Ursachen davon fragen wollten; so möchte ich Ihnen gern iezt umständlich über den Plan und fernern Gang meiner Homerischen Arbeiten schreiben, deren ersten Band der Verleger Ihnen dieß Frühjahr zugeschickt hat.

Sie kennen die Weise dieser Herren aus Erfahrung. Man kann es ihnen nicht ausreden, daß jedes ihrer papiernen Kinder in den nahmhaftesten Zeitungen seine Taufe erhalten, und — mit oder ohne Exorcismus — zur schriftstellerischen Christenheit gebracht werden müsse. Es scheint, sie fürchten, wenn die Ceremonie unterbleibt, was in so beschäftigten Zeiten leicht möglich ist, es möchte über kurz oder lang ein Mitleidiger oder ein Schadenfroher kommen, und dem Kindlein aus dem er-

sten besten Wasser die Noth- oder Winkeltaufe angedeihen lassen. Des Verfassers Interesse ist freilich ein anderes. Ihm wird allemal die Meinung dreier Einsichtsvollen und frei Urtheilenden weit willkommener sein, als ein Dutzend Zeitungsstimmen auch von Einsichtsvollen abgelegt. Denn diese gedruckten Stimmen sind heut zu Tage über gar zu Vieles in Streit mit den gesprochenen, und stehen wirklich unter so vielen großen und kleinen Einflüssen, daß es selbst dem Besten oft Mühe kosten mag, der Ueberzeugung seines Herzens reinen Ausdruck zu schaffen.

Bei Ihren gelehrten Anzeigen indessen, und bei noch zwei andern Blättern, deren Vorsteher in diesem Fache ich kannte, sah ich keinen Grund, die Absicht des Verlegers zu hindern. Aber ich hatte mehrere Gründe, nichts dazu beizutragen, was von meiner Seite einer Bestechung des öffentlichen Urtheils ähnlich sähe. Und ich meine, diese Denkart kann einem Manne, der das mühseelige Geschäft des Bücher-Anzeigens hat, nicht anders als angenehm sein, wenn er nur die Hälfte von Hallers Regeln beobachten will. Der Schriftsteller hingegen kann nicht besser zeigen, daß er Belehrung und Gerechtigkeit, nicht Erwiederung von Höflichkeiten, nicht *sich selbst* oder seine Vorrede, sondern *sein Buch* beurtheilt wünscht. Wie

oft mögen die neuen Bücher und die Ansprüche der begleitenden Briefe in einem Contraste stehen, der dem Recensenten, der schon eine eigne Meinung über den Gegenstand hat, die Beurtheilung verleiden, und den der erst eine Meinung schöpfen will, völlig verwirren muß!

Doch ich will Ihnen lieber geradezu den Hauptgrund gestehen, der mir hier das Stillschweigen Anfangs zur Pflicht machte.

Sie waren im J. 79 der erste Gelehrte, dem ich meine abweichenden Gedanken über den Homer vorlegte. Ich that es in einem Aufsatze, den ich Ihnen um die Zeit meines Weggehens von Göttingen gab, um durch etwas das Zutrauen zu verdienen, womit Sie mir eben damals ohne mein Ansuchen, und ohne mich näher als durch meine Freunde zu kennen, die Aussicht zum ersten Amte zeigten. Ohne Zweifel erinnern Sie sich der Sache noch einigermaßen. Es war der einzige Aufsatz, den Sie in Göttingen von mir erhielten, und das darüber erfolgte Gespräch das einzige, das ich über einen litterarischen Gegenstand mit Ihnen zu pflegen die Ehre hatte. Mir sind diese Erinnerungen so neu, wie weniges aus jener Zeit: sie hängen mit Schicksalen meines Lebens zusammen, die mich näher angehen als Homer und alle seine Scholiasten. Ich bewah-

re auch jenen Aufsatz noch, selbst mit den vornehmsten Einwendungen, die ich mir aus Ihrem Munde. bezeichnete.

Niemals habe ich seitdem, ob ich gleich der Gelegenheit nicht auswich, einen beharrlichern Widersacher gefunden, oder vielmehr einen, der mich peremtorischer abwies. Diese Abweisung machte jedoch, nach der ersten Verschmerzung, keinen andern Eindruck auf mich, als den sie machen konnte. und zu machen vielleicht bestimmt war. Ich wurde vorsichtiger im Behaupten und aufmerksamer auf die versteckten Schwierigkeiten der Sache; ich arbeitete und grübelte fort, so gut ich vermochte. Die kleine Ausbeute der nächsten Jahre behielt ich für mich: ohnehin war ein Gespräch oder ein Brief kein schicklicher Platz, die Fäden der verwickelten Untersuchung aufzuziehen. Damals aber, wo ich so als Neuling, (und nur ein Neuling, der noch nicht einmal den Aristot. de poetica gebührlich gelesen hatte, konnte auf Zweifel und Schwierigkeiten gerathen, die dem ältern Gelehrten ein Lächeln abnöthigen durften,) als ich noch als Neuling an diesen Gegenständen nagte, waren meine Zweifel wenig gegen das, was sie in der Folge wurden. Ich dünkte mir anfänglich nur zu bemerken, daß das Bücherschreiben in Griechenland nicht vor dem 7. Säk. v. Chr. aufgekommen wäre, und

daß der begeisterte Rather Wood sich nur um anderthalb Säkula verrathen haben möchte: ich dünkte mir über das, worin das Geschäft und die eigentliche Kunst der Rhapsoden bestanden, richtigere Vorstellungen zu machen, als worauf der Begriff des Deklamirens und das ἐπτὰ ἔπη, composita, facta carmina, führte: ich fieng an, beide Punkte, das späte Aufkommen des Bücherschreibens und die Rhapsodik sogar für die Philosophie der Geschichte griechischer Menschheit wichtig zu achten: ich ahndete hie und da verloschene, verwitterte Spuren einer später aufgetragenen Verkittung der Rhapsodieen; aber hiermit konnte ich lange nicht zurecht kommen. Überhaupt war alles, was in meinen damaligen Papieren steht, roher Entwurf und Grundlinien der spätern Untersuchung. Hernach brachte mich die öfter wiederholte Lesung des Homer den geahndeten Schwierigkeiten und deren Entwikkelungen näher, indem sie mich zugleich von den hergebrachten Vorstellungen mehr entfernte. Ich sah nun bei einem angestrengten ununterbrochenen Studium der Ilias im neunzehnten und den vier folgenden Büchern nicht weniger Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge, fremden Tones und Charakters in Denkweise und Sprache, als in dem letzten Buche, das

ſchon Andere, vorzüglich aus äſthetiſchen Urſachen, verdächtig gemacht hatten. Weiterhin merkte ich, daß ſich meine anfänglichen Gefühle in Worte faſſen, daß die Ungleichheit zwiſchen den vordern und hintern Büchern in beiden Werken ſich auf beſtimmte Begriffe reduciren ließ; fand einige mir unleugbar ſcheinende Reſte von Kitt, der großen Rhapſodien zur Verbindung diente, und dies ſchon vom Achten Buche der Ilias an; endlich fand ich die Odyſſee, in vielerlei Sachen, in Manieren und Vorſtellungsarten, gerade ſo abweichend von der Ilias, als die letztern Bücher der Ilias von den erſtern. So gelangte ich nach und nach zu dem Reſultate, daß auch die Odyſſee, ungeachtet ihrer ſchwerer aufzulöſenden heutigen Form, aus urſprünglich nicht genau verbundenen Theilen zuſammengeſetzt, und entweder gar nicht, oder zum kleinſten Theile, von dem Grundverfaſſer der Ilias verfertigt wäre.

Was ich hievon, und in welchen Jahren jedes, vor Herauskunft der Villoiſonſchen Scholien gefunden habe, könnte ich Ihnen allenfalls diplomatiſch nachweiſen. Ich will eines einzigen Umſtandes gedenken. In ganz aus einander liegenden Jahren, ſo oft ich im Leſen auf die Stelle Odyſſ. 4, 620 kam, bei der niemals jemand den geringſten Argwohn bezeugt hat, habe ich jedes-

mal ungefähr dieselben Gedanken über die wunderliche, auffallend harte Commissur niedergeschrieben. Erst beim Ordnen der Papiere zum Schreiben der Prolegomena flogen die gleichlautenden Zettel zusammen, die ihr verschiedenes Alter, deutlicher als die homerischen Gesänge, durch Dinte, Papier und Schriftzüge verrathen. Das Nämliche ist mir in Ansehung verschiedener andern Stellen in den letztern Büchern beider Gedichte begegnet, worüber ich es vorizt bei einer kurzen Anzeige bewenden ließ. Natürlich mußten mir dergleichen besondere Zufälligkeiten Muth geben und ein Zeichen seyn, daß ich mich nicht in Einbildungen und leeren Gefühlen herumgetrieben hätte. Denn ich trieb in den Zwischenzeiten ganz andere Lektüren und Arbeiten, und eilte mit dieser Homerischen gar nicht vor das Publikum. Leider ist aber bei Schwärmern und Stillen im Lande eine solche Rückkehr auf alte Empfindungen gewöhnlicher als in der Kritik. Deswegen, und weil ich Ziererei von Herzen hasse, unterschied ich selten in der Schrift meine eigenen Wahrnehmungen von dem, was ich aus den Venetianischen Scholien lernte. Auch schien dieß weder für meine Leser, noch für die seltenen Kenner der Scholien, von irgend einigem Nutzen. Die letztern wissen ohnedem wo über das Unhomerische der hintersten Gesänge des Homer,

über die Commiſſuren der Odyſſee — nichts vorkömmt; und die wirklich darin vorkommenden Winke ſind ſchlechterdings für jeden verloren, der nicht der Sache ſchon durch andere Wege auf die Spur gekommen iſt.

Hieraus werden Sie abnehmen, wie äußerſt befremdend mir der neuliche Schritt im 9. St. der Horen ſeyn mußte. Der Verfaſſer ordnet da mit leichter Hand alles durch und in einander, um die wichtigſten der neuen Unterſuchungs-Punkte aus den Scholien herzuleiten. Sicherlich hat er dieſe Scholien erſt ſeit Oſtern näher kennen gelernt. In Recenſionen haben wir doch die große Erſcheinung, außer für Berichtigung des Textes, nicht ſo gar hoch angeſchlagen. — Drückender war mir der Anblick, dieſe Materie wiederum verwirrt, durch Verſchmelzung von Altem und Neuem verſeichtet; den Theil meiner Unterſuchungen, den ich ganz ausgeführt hatte, um mit Eins das Muthmaaßen und Wünſchen zum Schweigen zu bringen, dieſen Theil wie etwas gleichſam ſich von ſelbſt Verſtehendes außer Weges geworfen; dabei mein Buch als eine nutzbare Polterkammer von Varianten-Kram mit einem ehrſamen † bezeichnet; und die kritiſchen Beweiſe für die innere Verſchiedenheit beider Homeriſchen Werke (das tam multis partibus dissimilia p. VI.) Leuten, die gern

am Tage träumen möchten, als Materie zu einem angenehmen kleinen Werke bestimmt zu sehen. Hier blieb mir blos die Wahl, mich meiner kritischen Sedulität in der Stille zu schämen, oder mit dem Verfasser auf gleiches Element zu treten, und das so behandelte Stück meiner Schrift seinem Aufsatze an die Seite zu stellen.

Mit Verdruß sieht man in Gesellschaften zuweilen die Indiscretion, die das eben ausgesprochene Wort hurtig aufnimmt und wie einen eigenen alten Gedanken weiter spinnt. Aber einem das Wort im Munde herumdrehen, es auf und ab hudeln, und, mit einem Seiten-Compliment für eine angedeutete Armseligkeit, den Ersten den Besten zum Fortreden aufzufodern; und das in dem Tone, mit dem verbissenen Spott über hyperkritische Fragen s. w. Gewiß, Sie sind billig genug zuzugeben, daß das auch für den Kaltblütigen zu viel war. Nach griechischer Moral wäre ein Jambikum eine angemessene Rüge gewesen. Mich, der ich keine Jambika mache, erinnerte ein Freund an die Verse im Prolog zu Pope's Satiren:

Damn with faint praise, assent with civil leer,
And without Sneering teach the rest to sneer;
Willing to wound, and yet afraid to strike,
Just hint a fault,. and hesitate dislike.

Man nennt iezt allgemein als Verfasser des

Auff. einen unſerer berühmteſten Schriftſteller, einen Mann von großen Verdienſten anderer Art. Dieſe Verdienſte werde ich immer ſchätzen, ſo fern ich ſie beurtheilen kann; ich werde ſie, ich werde Andere ſeiner Schriften hochachten, bewundern: ſo etwas iſt jeder Redliche ſich ſelbſt ſchuldig: doch jenen Auff. kann ich nicht achten, würde ihn nicht achten, wenn ich auch dabei nicht betroffen wäre; ich würde dann meine Geſinnung darüber, wenn gleich nicht öffentlich, deſto unverholener ausgedrückt haben.

Aber warum verſteckte ich die ſchwierigſten Fragen unter Dinge die lediglich auf Herſtellung des Textes berechnet ſcheinen? Warum gab ich nicht einmal eine Inhalts-Anzeige vorne, oder hinten ein Regiſter Rerum memorabilium, damit das Publikum wüßte, was das Buch enthielte. So fragen Sie vielleicht; ſchon Andere fragten eben ſo. — Mit dem Publikum habe ich nichts zu thun. Das iſt mir zu vornehm, zu geräumig, zu groß; ich kann nicht daran hinauf denken; nur der Höhnerei möchte ich nicht gern ausgeſetzt ſeyn. Stets war es mein Wunſch, blos von gelehrten ruhigen Forſchern begleitet zu werden; von Männern, die die Geſchichte der älteſten Poeſie und Menſchen-Cultur intereſſirt, die den Reiz von Zweifeln kennen, welche kein locus probans löſet, die ſich endlich

lich auf eine Behandlungsart historischer Gegenstände verstehen, bei welcher nicht rechts und links muthgemaaßt und mit Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit Hokuspocus getrieben wird, um eine Hypothes zu einem Faktum und ein Faktum zu einer Hypothes zu stempeln.

Noch habe ich unter meinen Bekannten wenige solche Begleiter gehabt: etliche sehr brave Männer erwarte ich noch. Jezt ist der eine krank, der andere hat ein Weib genommen, dem dritten ist der Handel zu kraus, ein Vierter will sich den Genuß des herrlichen Ganzen durch kein Démembrement stören. Ebenso verschieden sind, wie ich höre, die Urtheile Mancher in der Ferne, die ich am leichtesten zu vereinigen hoffte. Zwei oder drei nur scheinen mir vollkommen beigetreten zu seyn. Einige andere, unter denen ein paar scharfsinnige Köpfe sind, die vor 8 — 9 Jahren Ihre Zuhörer waren, billigen die Dialektik meines Versuchs, aber ohne die Hauptsache im geringsten wahrscheinlich zu finden: die meisten meinen, wann die Bücherschreibung von den Griechen aufgenommen wäre, sei ziemlich zur historischen Demonstration gebracht; allein vor den lezten Resultaten bleiben sie stehen, und wollen keinen Schritt weiter: einige entdecken auch, was begreiflich war, um alle Verschanzungen von Prämissen herum, einen nicht unbequemen

Weg zu dem alten Glauben. Ja einer, und juſt der gelehrteſte, der behutſamſte und biederſte Kritiker, warum ſollte ich ihn nicht nennen? Ruhnkenius ſchreibt mir vor kurzem in ſeinem zweiten Briefe: Iterum et accuratius nunc pervolventi mihi — accidit idem, quod illi apud Ciceronem —: Dum lego, assentior; cum posui librum, omnis illa assensio elabitur. Sed saepius repetitae lectionis Tibi mox rationem reddam etc.

Sehen Sie, mein H. Hofr. ſo habe ich aus allen den einſylbigen Stimmen, die mir bisher zukamen, wenig gelernt, was uns auf dem Wege vor- oder rückwärts bringen könnte. Rückwärts kriegt mich nun zwar nicht ſo leicht einer. Dazu habe ich mir die Sache zu oft unter den Händen kalt werden laſſen, und der vorige Sommer hat das Seinige gethan, den zurückgelegten Weg wieder fremd für mich zu machen. Aber weiter vorwärts zu gehen, und die Reſultate in der üblichen Form aufzuſtellen, iſt guter Rath theuer, ſchon an ſich; zumal nun, und iezt überhaupt.

In dem Bisherigen habe ich am meiſten die Stärke der äußern Gründe verſucht. Dies ſchien, als populär, für die Leſer und den erſten Schritt am zuträglichſten, ohne der Sache nachtheilig zu ſeyn. Jedoch um alle die äußern Gründe läßt ſich ziemlich herumkommen, ſobald die innern die

Prüfung nicht aushalten. Und was S. 137. leise berührt ist, findet bei sehr Wenigen Gehör. Es sind also die Fragen übrig: was für Verschiedenheiten liegen in den vereinten Gesängen der Ilias unter einander; und ebenso in der Odyssee? Welches sind die innern Spuren, die den Schluß erzwingen, beide Werke waren Anfangs nicht auf den Plan großer Werke angelegt; so wenig als eine Trilogie von Schauspielen zu Einer Tragödie? Was ist es ferner, warum wir nicht länger annehmen können, daß beide Werke von Einem Verfasser seien?

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß dieß Fragen sind, die auch ganz unabhängig von Rhapsoden-Sitte und Geschichte der Bücherschreibung müssen entschieden werden. Sie sind völlig von eben der Art wie die: ob ein Platonischer Dialog, ob eine Rede des Demosthenes oder Lysias ächt d. h. desjenigen sei, dem sie von alten Zeiten her beigelegt zugeschrieben werden. Kurz, wir müssen suchen ebendasselbe am Homer zu thun, was Dionys von Halikarnaß an den Rednern that.

Dieserlei Untersuchungen ist der gegenwärtige Zeitlauf nicht sehr günstig. Hin und wieder geht man ordentlich geflissentlich darauf aus, in Geschichte und Allem, was dazu gehört (ich denke,

ſelbſt die Grammatik der alten Sprachen gehört dazu) die Grenzen des Falſchen, des Wahrſcheinlichen und des Wahren oder Ausgemachten zu verrücken und zu verdunkeln. Wie es ſcheint, wird iezt die Philologie eine ſophiſtiſche Wiſſenſchaft, ſie, die ſonſt andern, wenn alle Stricke riſſen, aus der Sophiſtik heraushalf. Bald wird man wo möglich — und nirgends iſt es leichter — den Leuten drauſſen die Kritik, die hiſtoriſche wie die grammatiſche und rhetoriſche, als ein Gewebe von eitel Spizfindigkeiten, als eine gelehrte Chiromantie verrathen; und, um ſich nicht den Mitarbeitenden bloszuſtellen, ſcheint man lieber die ganze Art von Arbeit, die ganze Kunſt Preis zu geben. Darauf hatten Viele gelauert.

Doch ich vergeſſe beinahe den Wunſch, der mich iezt gerade zu einem ſo langen Briefe anreizte.

Die Unterſuchung über den Homer iſt nun einmal in einer ſchiefen verzerrten Geſtalt in die Leſewelt gebracht worden. Ich weiß noch nicht, wann ich an den Auszug kommen kann. Unterdeſſen dürfte leicht die Weltkunde, ich meine die, die gern auf den Klozianiſmus ſchilt, um etwas viel ſchlimmeres zu thun, als der unkluge Kloz thun konnte, an einer Schrift, der mühſamſten die ich je unternahm, ihre Kurzweile treiben. Möch-

ten Sie daher doch, wenn Sie etwa eine Anzeige des Buches machen, die Sache in ihren Haupt-Momenten und mit den Haupt-Gründen ganz einfach und bestimmt darlegen! Möchten Sie mich und Andere zugleich des Vergnügens theilhaft machen, aus Ihren Bemerkungen, sie mögen für oder wider seyn, viel, recht viel zu lernen! Die Beschäftigung mit der Erklärung Homers, von der Sie mir unlängst schrieben, muß Ihren Beobachtungsgeist oft auf meine ehemaligen Zweifel geführt, und solche verzeihlicher als damals gemacht haben. Vielleicht haben Sie nach der Zeit selbst eine genauere eigentliche Recherche darüber angestellt. Wiewohl, Ihre neuern Schriften lassen mich fast vermuthen, daß Sie mehrere Gründe für die herrschende Vorstellungsart gefunden haben. Und dies macht mich in der That noch lehrbegieriger. Ich bin so offen, Ihnen dieß zu sagen. Ich setze noch hinzu, daß ich auf dergleichen Stellen Ihrer Schriften mehrmals Rücksicht genommen, und sie ein paarmal wol mit Ihren eigenen Worten in meine Meinung zu ziehen gesucht habe. Nur die Citate sind vermieden.

Es mag einerlei Zudringlichkeit scheinen, Ihre itzige Prüfung durch das Vorurtheil Ihres eigenen Ansehens zu erschweren, und Ihre Beistimmung durch Briefe zu gewinnen. Indessen jenes

Fehlers mache ich mich, aus Liebe zur Unterſuchung, gern ſchuldig. Sein Sie heilig verſichert, daß ich nie mit Jemanden, der die Sache unter den Augen hat, ſtreiten werde. Blos mit Gründen möchte ich es, in eben dem Tone, den ich in den Prolegg. mit allen Homeriſchen Litteratoren angeſtimmt habe; über den ſich ſicher keiner beſchweren wird. Gründe gegen Gründe, ohne alle Autoritäten und Namen, geben einen Kampf, der unſerer beſten Anſtrengung werth iſt, und der durch die Abweſenheit von Zuſchauern deſto intereſſanter wird, ganz wie das trauliche Geſpräch unter Freunden.

Am Ende iſt freilich an der Art ſolcher Unterſuchungen und an der Übung unſerer Kräfte mehr gelegen, als an dem kurzen Reſultate. Allein hier iſt doch das Reſultat von größerm Einfluß, als der erſte Blick gibt. Bis auf die der gebildeten Proſe zur Seite tretende Dichtkunſt hängt, däucht mir, in der griechiſchen Litteratur Vieles von der gründlichen Beantwortung jener Probleme ab; ſelbſt die richtige Beurtheilung der Anlage der früheſten Proſa-Werke hängt davon ab, z. E. im Herodot Ich will nicht erwähnen, (es wäre γλαῦξ' εἰς Ἀθήνας,) wie anziehend es iſt, in dem Zeitalter der aufdämmernden ſchönen griechiſchen Cultur nach den Grundſtücken eines Denk-

mals zu graben, über die bereits zu Dionys und Horaz Zeiten Gras gewachsen war, wie nur immer über das septum undique vepribus et dumetis sepulcrum, das der homo Arpinas den sorglosen Syrakusiern zeigte.

Noch wünschte ich, gelegentlich einem und dem andern Misverständnisse vorgebeugt zu sehen, die ich bei einigen der vorzüglichsten Leser des Buches bemerkt habe. Man hat hie und da hinein gelesen, ich suchte zur Composition der Homerischen Gesänge einen einzelnen Mann, einen der uns Ilias und Odyssee gleichsam geschaffen hätte; ich schiene den Lykurg, der Solon u. w. dazu ausgreifen zu wollen. Dieß verstehe ich nicht so recht; weiß wenigstens nicht, wodurch ich zu der Meinung Anlaß könnte gegeben haben. Gleichwohl soll es als Irthum in der oben gedachten Schrift mit schonender Freundlichkeit angezeigt scheinen.

Wenige Leser des Homer scheinen ganz gefühlt zu haben, wie gleich und ununterbrochen der Faden der Begebenheiten und Handlungen in beiden Werken hält. Sonst wäre Niemand darüber in Zweifel, daß die Anordnung der Gesänge, zwei bis drei ausgenommen, einleuchtende Spuren einer absichtlichen Fortsetzung, durch die ursprünglichen Sänger selbst, an sich trage. Ebendieß ha-

be ich an mehrern Orten gesagt: Die letzte entscheidende Frage war blos dahin gestellt: Ist Homer (der erste Sänger), oder sind die Rhapsoden durch ihre ἐαφή, oder die Sammler und Diaskeuasten, oder die nachherigen Berichtiger und Kritiker die vornehmsten Urheber der iezt vor uns stehenden kunstmäßigen epischen Compositionen? Welchen unter jenen haben wir das Meiste dieser Kunst zu danken?

Mein Brief ist ein kleines Buch geworden. Dennoch habe ich noch Vieles auf dem Herzen. Aber bin ich nur erst gewiß, daß meine Verspätung Ihnen nicht mißfällig ist, so läßt sich Alles noch einbringen. Zum Glück wird Ihnen das Antworten, wenn Sie es nöthig halten, eine geringe Arbeit gegen die Lesung dieses flüchtigen Schreibens machen. Eine sehr kurze Antwort würde mir genügen. Da mir die Materie geläufig ist, so ist es mir möglich, auch das halbe Wort zu verstehen.

Ich beharre u. s. w.

Fr. A. Wolf.

VI.

Notiz von Deutschen Journalen.

Die Horen,

VII. — XII. Stück.

(Fortsetzung.)

Inhalt des siebenten Stücks. I. Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet. II. Dante's Hölle. Fortsetzung. III. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Fortsetzung. IV. Die Dichtkunst. V. Der Dorfkirchhof. VI. Lethe. VII. Saladin und der Sklave. Musik zu: Weihe der Schönheit und Sängerlohn und die Dichtkunst.

Der erste Aufsatz entwickelt mit vielem Scharfsinn die Idee der Gerechtigkeit und giebt den Gesichtspunkt an, aus welchem die platonische Republik in so ferne sie ein Ideal der Gesetzgebung aufstellen soll zu beurtheilen sei. Der gedankenreiche und genau zergliedernde Aufsatz leidet nicht wohl einen Auszug; eine merkwürdige Stelle in welcher der Verfasser den Unterschied zwischen dem Gange der Untersuchungen, die Kant bei moralischen Gegenständen einschlägt und dem, welche Plato befolgt — der sich aus seiner kritischen Untersuchung ergiebt — auch auf eine für jeden Leser deutliche und interessante Weise ins Licht stellt, wollen wir hier doch anführen.

»Auf dem Weg der Deutlichkeit führen uns Plato und alle ältere Philosophen nur zur Klugheit und zum Begriff der Gerechtigkeit; die Moralität lehren sie nur, durch ihr moralisches Gefühl geleitet, und der Idee der Gerechtigkeit nähern sie sich nur, in so ferne sie nicht das Glück einzelner Menschen, sondern einer gesellschaftlichen Verbindung von Menschen zu begründen suchen. In diesem Siege der moralischen Natur des Menschen

über seine theoretischen Kenntnisse, liegt aber auch der Reiz, den die Schriften der alten Classiker vor Kant voraus haben. So wie die Mittagssonne zu unsern Geschäften am besten leuchtet, und uns auf allen Wegen die größte Sicherheit gewährt, aber selbst kein angenehmer Gegenstand für unser Auge ist; die Morgenröthe aber uns das entzückendste Vergnügen gewährt ohne so viel Nutzen zu stiften; eben so ist auch Kants Philosophie eine sichere Leiterin in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, ermüdet aber, an sich betrachtet, unsern Geist sehr bald, dahingegen die Philosophie der alten Classiker bei diesen wichtigen Gegenständen uns bloß einen dunkeln Schimmer, dafür aber um so mehr Unterhaltung für unsern Geist und die süße Hoffnung der gänzlichen Erleuchtung verschaft. Kants Philosophie muß so lange verkannt, ja sogar verschmähet werden, bis der Wahn verschwindet, daß die Philosophie selbst eine Beschäftigung für uns, und nicht bloße Gesetzgebung für unsre Handlungen seyn müsse.

Unter den Gedichten (IV — VII) ragt die Dichtkunst sehr hervor. Ein paar der schönsten Strophen wenden wir nächstens zum Motto an: Doch setzen wir gerne die letzte Ermahnung an die Dichter hier her:

O Dichter lehrt die Menge,
Verachtend Groll und Hohn,
Durch süßen Ammenton
Begeisterter Gesänge!
Bald flieht von Herz und Ohr
Des Ungefühles Nebel;
Der hoh' und niedre Pöbel
Vernimmt, und staunt empor.

Diesem schönen Liede und den beiden Liedern aus dem fünften Stück der Horen, Weihe der Schönheit und Sängerlohn, sind hier Compositionen von Reichardt beigefügt. Dichter und Componist gehen darinnen freundlich Hand in Hand.

Sängerlohn ist in der eignen Manier des Componisten, in welcher er vor mehreren Jahren seine kleine Sammlung: frohe Lieder für deutsche Männer herausgab, und nach welcher die ganze Melodie aus einem Unisono besteht, der keine weitere harmonische Begleitung zuläßt; sie steht hier auch im Baßschlüssel. Damals wurde dem Componisten nicht ohne Grund der Einwurf gemacht, daß diese Manier schwerlich eine große Mannichfaltigkeit in den Melodien gestatten würde und man fand in der kleinen Sammlung schon den Beweis für dieses Urtheil. Diese Melodie würde auch neben jenen weniger auf den Einwurf geführt haben; indeß hat sich der Componist auch einen Umfang von zwei Oktaven erlaubt die eben nicht viele Baßstimmen haben.

Traurig ist es daß der deutsche Sänger der Wahrheit seinem Chor in den Mund legen darf:

Das waren Griechen!
Wir Deutschen siechen
Am Neid! am Neid!
Gehaßt wird neue Trefflichkeit!

Inhalt des achten Stücks. I. Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde. II. Ugolino und Ruggieri. Fortsetzung von Dantes Hölle. III. Ueber die Idee der Alten vom Schicksal. IV. Ueber griechische nnd gothische Baukunst.

Wer erkennt nicht in dem ersten Aufsatze den Mann der neuesten Offenbarungen? und bedauert nicht so viel Wahrheit in einzelnen Gedanken in ein so widerliches mystisches Gewebe verflochten zu finden? so viel schöne kräftige Sprache dem Dienste der sonderbarsten geistigen Buhlerei nach allen Seiten hin gewidmet zu sehen? — Der Eindruck der dem Anzeiger von diesem Aufsatze wurde, war ganz der, den er von dem sonderbaren Adersbacher Gebürg' in Böhmen empfing, wo hohe Fel-

sen von Sandstein in verworrenen Gruppen und einzelnen Felsstücken, großentheils als umgekehrte Kegel auf den Spitzen stehen und ehrwürdige Massen bald die Gestalt eines Mönchs bald eines alten Weibes annehmen. Ein lieblicher klarer Bach durchschlängelt diese genialisch verrückte Natur, ihm zu folgen muß man aber oft in dem Bache selbst waten. Überwindet man indeß die Wasserscheue, so gelangt man auf einen lieblich umschloßnen Rasenplatz, hold umwachsen von Bäumen und Sträuchern. Wie es ihm da an heißen Mittage, nach einem Gange durch all die Verworrenheiten wohl ward, so auch hier, nachdem er, von des armen, armseligen Ludwigs entblößtem Haupte aus und dem Glanze, der sich auf seiner Stirne unerwartet sehen ließ, nachdem die goldne Königskrone weggenommen war, durch dessen prophetische Repräsentanten Lear und Ödipus, durch Kleukers Glaubenstheorie und klugen Tolleranz und Intoleranz durch die »Quelle der Duldung Ruhe und des Muths« unsers eben so feinen als guten Verfassers durchgewatet war und an die köstliche Stelle gelangte, wo der V. sagt: »Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Um- und Einbildungen für das wesentliche Wahre, und das wesentliche Gute selbst zu halten, weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da seyn werden; je aufhören werden Geist zu seyn, nie lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: diese Weisheit und diesen Verstand — O daß wir einmal alle davon erfüllt seyn möchten! Aufmerksam auf den Geist jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich, die Zeiten regiert.«

Wie aber jener schöner Platz keinen eignen erwünschten Ausgang aufs freie Feld hatte, sondern nach lieblich genossener Stunde der verworrene Weg wieder zurückgenommen werden mußte, so auch hier. — Der V. schließt: »Kein Mensch hat Gott je gesehen; weder Ihn selbst noch Seine Handlungen. Unsre Bekanntschaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äußerliches mit Wahrheit dargestellt werden. Dennoch kann sie gelehrt werden; der besseren Seele, durch die Bessere; nicht der Thierischen; nicht wie die mechanischen Künste dem, der auch ohne allen Geist der Erfindung ist, und nur Erwerb zur Absicht hat; sondern, wie die freie Kunst, dem allein, der Genie hat — dem Geisterseher.«

Es hält schwer sich einen solchen Mann als einen aufrichtigen Eiferer für positive geoffenbarte Religion zu denken; wenn man nicht in ihm selbst Genie zum Religionsstifter annehmen mag. Indeß hat der Reiz den die Schwierigkeit eines solchen Kunststücks hat, schon manchen trefflichen Menschen vom festen Boden aufs schwankende Seil gebracht.

Mit deutschen Mannes Scharfsinn wird im dritten Aufsatze der glücklich phantasirenden griechischen Menschenjugend eine Deutung nach Kantschen Begriffen untergelegt, welche die Fein-Ahndenden wohl ahnden konnten, — denn was ahndet das hohe Jugendleben des Griechen nicht! — gewiß aber von ihren dichterischsten Weisen und tiefsinnigsten Dichtern nicht deutlich gedacht wurde.

Der Vierte mit Einsicht und Witz geschriebene Aufsatz trägt die auffallende Hypothese vor, daß Gesetzgebung und Baukunst bei den Völkern immer Hand in Hand gehe und führt diese so weit aus, daß in den drei verschiedenen Säulenordnungen (die es eigentlich nach Sturm nur giebt) die drei Stände Bürger, Edler und Souverain gefunden werden. Gar nicht im ironischen Ton sondern ganz ernsthaft sagt der V. von den drei

Ständen: »der Bürger trägt, anspruchlos, um Stütze des Ganzen zu seyn, mit natürlicher Einfalt, dem einzigen Charakter, der seinem Stand geziemt; die männliche und weibliche Toscanische Ordnung. Der Edle (nicht einmal Adliche, sondern wirklich Edle) trägt auch seine Last: aber er sieht auch dabei auf seine eigne Verherrlichung. Die Dienste, die er dem Ganzen leistet, sollen in die Augen springen, und er trägt mit Anstand: die männliche und weibliche Jonische Ordnung. Endlich dient der Abglanz des Souverains ihm jene Ueberlegenheit über schwache Geister zu geben, die dessen schlichten Nutzen nicht einzusehen vermögen; er muß höher an Körper seyn, wenn er von ihnen für höher am Verstande gehalten werden soll, muß ihnen ein Spiel, eine Augenweide zur Schau stellen. Der Pöbel gafft und staunt hierüber, indeß der Einsichtsvollere in dem Souverain, nur in so fern er Staatsbürger ist, seine Größe bewundert: die männliche und weibliche Corinthische Ordnung.«

In Sturms Werken, die zu Anfange dieses Jahrhunderts erschienen, wäre diese Hypothese weniger auffallend gewesen, als in den Horen die dieses Jahrhundert rühmlich beschließen sollen. Herder, auf dessen im allgemeinen sehr wahren Ausspruch: »wie die Menschen denken und leben so bauen und wohnen sie,« diese Hypothese erbauet worden ist, ahndete gewiß nicht die speciele Deutung seiner Worte als er sie niederschrieb.

Von den vielen sehr richtigen Bemerkungen und Erläuterungen die dieser Aufsatz übrigens enthält, wollen wir nur folgende hersetzen:

»Es läßt sich zeigen, daß die Schönheit des Gebäudes, so wie aller Kunstwerke überhaupt, nur auf der Einheit des Begriffs beruhe, und die übrigen Dinge nur die Übersicht dieser Einheit erleichtern nicht sie selbst vergrößern.«

»Man nennt den im strengsten Sinne des Wortes einen Handwerker, dessen Erzeugnisse nur

zum Gebrauche eines bestimmten Individuums verfertigt werden, und die auch nur für dasselbe vollkommen passen. Schuster, Schneider sind im strengsten Verstande Handwerker: sie arbeiten für einen bestimmten Fuß, einen bestimmten Körper und ihre Arbeit paßt niemand anders genau, als dem Subjekt für das sie gemacht worden. Hingegen sind die Erzeugnisse des eigentlichen Künstlers für gar niemand bestimmt gemacht, müssen aber allen passen, die davon den Gebrauch machen, den man von Kunstsachen machen kann. Wer sie sieht, muß von ihrer Schönheit eingenommen werden, muß die Behaglichkeit dadurch empfinden, die der Anblick des Schönen gewährt, und muß es fühlen, daß des Künstlers Hand das für den äußern Sinn schuf, wovon der innere Sinn des Kenners schon längst belebt und erfüllt war.«

»Je mehr Menschen an dem Werke zu tadeln finden, je weniger man mit jedem besondern Theile zufrieden seyn kann, und je enger der Künstler sich auf eine besondere Classe von Menschen beschränkt, für die er arbeiten, denen er gefallen will, desto mehr sinkt derselbe zum Handwerker herab;« Gegenstände der Kunst können handwerksmäßig betrieben werden, wenn sie nur zu irgend einem bestimmten Gebrauche tauglich sind, aber übrigens keinem Menschen passen. Beispiele hier zu liefern die Schilder an den Gasthäusern u. s. w.

Dieser hohe Anspruch an den Künstler, daß sein Werk allen gefallen soll, ist freilich nur eine Idee. In diesen Verstande wird es nie einen Künstler gegeben haben, noch geben können: an Appelles Meisterstück fand ein Schuster etwas auszusetzen. Aber sie dient uns eben deshalb, wie jede Idee, als regulatives Princip. Der Künstler soll streben allen zu gefallen, gelänge ihm auch dies nie.«

Sehr lesenswerth ist die ganze weitere Ausführung dieser Betrachtungen.

Inhalt des neunten Stücks. I. Das

Reich der Schatten. II. Beiträge zur Geschichte der neuen bildenden Kunst. III. Auf die Geburt des Apollo. Nach den Griechischen. IV. Schwarzburg. V. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. VI. Homer ein Günstling der Zeit. VII. Natur und Schule. VIII. Das verschleierte Bild zu Sais. IX. Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. X. Der philosophische Egoist. XI. Die Antike an einen Wanderer aus Norden. XII. Deutsche Treue. XIII. Weisheit und Klugheit. XIV. An einen Weltverbesserer. XV. Das Höchste. XVI. Ilias. XVII. Unsterblichkeit.

Der Zweite Aufsatz ist sicher von derselben Meisterhand die uns im zweiten Stücke der Horen die Ideen lieferte und unser damaliges Urtheil auch hier. Junge Künstler müssen sich diese Aufsätze abschreiben und in ihrem Taschenbuche tragen; wenn sie nicht nach Rom selbst gehen können an der Seite des gelehrten ächten Kunstkenners ein seliges Kunstleben zu genießen,

In dem sechsten Aufsatze werden folgende Materien abgehandelt, 1) Ist die Ilias und Odissee von demselben Dichter? 2) Der große Umfang der Dinge in Homers Gedichten. 3) Homer als Sänger betrachtet. 4) Villoison's Homer. Studium Homers in Italien. 5) Von der Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder angewandt auf ihre schöne homerische Fortschreitung. 6) Vom Fortgange der griechischen Kunst aus Einem Styl in den Andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet. 7) Von Verknüpfung der Gesänge im Homer. 8) Werth und Wirkung der homerischen Schule auf Griechenland. 9) Vom homerischen Gedankenkreise, 10) Verdienst Lykurgus, Solons und der Pisistratiden um Homer.

Wer

Wer Wolfs neueste Ausgabe des Homer kennt und die Einleitungen dazu mit Aufmerksamkeit und Streben nach deutlicher Erkenntniß gelesen hat, wird in diesem Aufsatze eben nichts neues finden und ihn wird vielleicht nur der vierte Abschnitt interessiren, wo der V. von seinem Studium Homers in Italien spricht und durch einige treffliche Bemerkungen zeigt, daß er die dortigen herrlichen Kunstwerke mit innigem Gefühl genossen und mit Geist studiert und benutzt hat. Wolf hat sich selbst in einer besondern Anzeige gegen diesen Aufsatz fast zu stark und mißtrauisch auf das granum salis des Publikums erklärt. Der V. aber scheint sich die ihm dort gemachten Vorwürfe nur durch eine zwiefache, frühere und spätere Bearbeitung seines Gegenstandes und die verabsäumte Überarbeitung zu einer wohlharmonirenden Einheit zugezogen zu haben. Und hielte der Aufsatz nicht den Ton, als ob der V. nach und nach über den Homer dasjenige selbst entdeckt hätte, worin ihm Blackwell und Wood kein Genüge leisteten, so müßte jedem Unbefangenen Wolfs öffentliche Anklage sonderbar und völlig ungerecht vorkommen. Jener V. durfte ja nur sagen, daß er nichts weiter gewollt, als die Resultate der neuesten Forschungen mit eignen Gedanken durchflochten in ein größeres Publikum zu bringen; jedem dem daran gelegen sei die Resultate rein und mit ihren Gründen vor Augen zu haben, dem bliebe ja Wolfs Werk. Dem gelehrten Forscher wäre alsdann nur zu bemerken geblieben: daß über einen Gegenstand dieser Art wohl mit weit größerem Aufwand von Beweisen aus dem Alterthume gesprochen werden sollte, als es einer deutschen Zeitschrift geziemt; und daß, wenn der Gegenstand einmal populär behandelt wurde auf Wolfs vielumfassende Abhandlungen für die Sache selbst und nicht bloß in Einer, nnd zwar einer sehr wenig bedeutenden Rücksicht verwiesen werden mußte.

Der Aufsatz hat übrigens durch diese in

die Augen fallende zweideutige Bearbeitung ein schiefes, unklares Wesen bekommen, und es ist gar nicht leicht seine Tendenz zu errathen. Bis gegen die Mitte scheint es, als heiße Homer dem V. ein Günstling der Zeit so fern er, nach Wolfs Forschungen, als aus verschiedenen, sogar ganze Menschenalter, jüngern Gesängen mehr entstanden als zu künstlichen Epopäen angelegt erscheint. Unverkennbar sind darin mehrere höchst auffallende Zusammentreffungen mit jenem lateinischen Meisterwerke; besonders gleich §. 1. die so ganz unvorbereitete Behauptung daß die Odyssee einen andern Verfasser habe als die Iliade, wovon in den Prolegg. kürzer und in der Vorrede zum zweiten Bande von S. 14 — 18. in einem zwar bescheidenen aber doch bestimmten Tone gehandelt wird: vergl. Prolegg. S. 158. Eben so giebt das was S. 69 u. f. vorkommt fast nur einen Auszug aus Prolegg. §. XII-XXII. vergl. XXV. u. f. w.

Gleichwohl dreht sich nachher das Räsonnement wenn wir des Verf. Worte recht verstehen, dahin, daß wahrscheinlich werden soll: Homer habe ältere Sagen benutzt und selbst den Gesängen seiner Vorgänger Umriß und Form gegeben; die Einheit seiner Haupthandlung sei sogar Hülfe für sein Gedächtniß gewesen; die Textur der Gesänge sei aus Einem Knoten und Einem Geist und Ton und bleibe unverkennbar. Hier scheint der V also der gewöhnlichen Meinung beizupflichten. Wie sich das aber mit andern Vorstellungen in demselben Aufsatze reime, vermögen wir nicht einzusehen.

Doch wir vergessen über die Wichtigkeit des Gegenstandes die Eingeschränktheit unsers Raums. Mit allen, denen die Ehre der deutschen Litteratur am Herzen liegt, hoffen wir daß dieser Aufsatz und Wolfs Erklärung weiter keine litterarische Fehde zur Folge haben wird und wünschten lieber beide ächte Verehrer Homers in dem Capitolinischen-

und Vaticanischen Museum Hand in Hand unter den Heroen der Vorzeiten herumwandeln als in Intelligenzblättern gegen einander angehen zu sehen.

Aus dem neunten Aufsatze — welcher die wissentschaftliche, populäre und schöne Diction und ihre rechtmäßige Anwendung mit gründlicher Einsicht, Geschmack und Gefühl abhandelt — können wir uns nicht enthalten unsern Lesern einige treffliche Stellen vorzulegen.

Nachdem der V. gezeigt hat daß es etwas unmögliches verlangen hieße, wenn ein Werk, daß den Denker anstrengt, zugleich dem bloßen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte; sagt er:

»Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigern Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bei dieser Lektüre, immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die bloße Übung des Verstandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestoßen werdrn. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäßigkeit der

Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende soll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preiß der Anstrengung ist.«

Wer nur einigermaßen die für den ächt deutschen Geist verderblichen Folgen der Gallo-anglomanie beachtet hat, mit welcher einige Genie's unter den Pedanten in den letzten zwanzig Jahren Philantropie trieben; der wird dieser scharfsinnigen Bemerkung gewiß beipflichten.

Eben so richtig scheint uns auch folgende zu seyn. »Es ist bedenklich dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen; ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht.«

Vortrefflich schließt der Aufsatz mit folgenden Bemerkungen.

»Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also bloß seinen Schönheitssinn übte, der begnüge sich auch da, wo schlechterdings Studium

nöthig ist, mit der superfiziellen Betrachtung und will auch da bloß verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.«

»Dieses scheint mir auch der untrüglichste Probierstein zu seyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Großen und Schönen; das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und den Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen und auszugießen in Gestalten oder Tönen was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopfarbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Übersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt. Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Einbildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künst-

ler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und frägt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmackes und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohl bekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maaßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem, als bei der Betrachtung.«

Unter den Gedichten, welche die übrigen Nummern dieses Stückes erfüllen interessirt das I. durch sein malerisches Helldunkel und IV. durch einige vortreffliche Naturschilderungen. Vorzüglich schön ist folgendes Nachtgemälde:

Der Schimmer ſtirbt, die Sterne blicken nieder,
Der Nachtwind weht mit thauigtem Gefieder,
Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhayn:
Verworren quellen nun aus leichten Schatten
Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
Sich lieblicher im bleichen Mondenſchein.

der tiefgefühlten Wahrheit wegen ſetzen wir auch noch gern folgende Strophen aus dem ſchönen Gedicht her:

O du Natur! Wie ſtrebt in deinem Reiche,
Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
Und aus der Freiheit Götterſchale rinnen,
Glückſeligkeit und Ruhe mild hervor!

Und der Menſch von außen und von innen,
Beſtürmt, geengt, wünſcht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem ſtillen Kreiſe zieht,
Und giebt des Herzens ſüße Trunkenheiten,
Des Selbſtgefühls, der Freiheit Seligkeiten,
Für ein erkünſtelt Glück, das bald ihn flieht!

Unter den letzten ſieben Gedichten die die Hand des Meiſters und mehr noch den Geiſt des Meiſters verrathen, hat uns folgendes vorzüglich gefallen.

Willſt du Freund die erhabenſten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzſichtige ſieht nur das Ufer, von welchem Du ſcheideſt,
Jenes nicht, wo dereinſt landet Dein muthiger Flug.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

Es ist in dem ersten Stück dieser Zeitschrift versprochen worden, den Inhalt eines jeden Monats der wichtigsten deutschen Journale jedesmal kurz anzuzeigen, und zu würdigen. Es versteht sich von selbst, daß die Herausgeber eines solchen Versprechens durch dessen zweckmäßige Erfüllung die gegenwärtige Zeitschrift nothwendig ein besondres Interesse erhalten muß, nicht uneingedenk seyn werden. Da aber die meisten deutschen Journale so eingerichtet sind, daß erst am Ende, und oft erst lange nach Ablauf eines Monats das diesem Monat correspondirende Stück derselben erscheint (so daß z. B. jetzt, im Anfang des Februars, von dem deutschen Merkur, der Berliner Monatsschrift, den Posseltschen Annalen, den Horen und sehr vielen andern das Januar-Stück noch nicht existirt) so bleibt die Eröfnung dieser wichtigen Rubrik dem nächstfolgenden Heft unsrer Zeitschrift vorbehalten. Wenn der Anfang einmal gemacht seyn wird, soll sie sich in diesem Punkte stets der größten Regelmäßigkeit und Vollständigkeit befleißigen.

VII.

Göthe.

Ein Fragment, v. A. W. Schlegel.

Der Charakter der aesthetischen Bildung unsres Zeitalters und unsrer Nazion verräth sich selbst durch ein merkwürdiges und großes Symptom. Göthens Poesie ist die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit. — Die sinnliche Stärke, welche ein Zeitalter, ein Volk mit sich fortreißt, war der kleinste Vorzug, mit dem schon der Jüngling auftrat Der philosophische Gehalt, die charakteristische Wahrheit seiner spätern Werke durfte mit dem unerschöpflichen Reichthum des Shakespear verglichen werden. Ja wenn der Faust vollendet wäre, so würde er wahrscheinlich den Hamlet, das Meisterstück des Engländes, mit welchem er gleichen Zweck zu haben scheint, weit übertreffen. Was dort nur Schicksal, Begebenheit — Schwäche ist, das ist hier Gemüth, Handlung — Kraft. Hamlets Stimmung und Richtung nemlich ist ein Resultat seiner äußern Lage; Fausts ähnliche Richtung ursprünglicher Charakter. — Die Vielseitigkeit des darstellenden Vermögens dieses Dichters ist so grenzenlos, daß man ihn Proteus

unter den Künſtlern nennen und dieſem Meergotte gleich ſtellen könnte, von dem es heißt:

»Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne,«
»Floß dann als Waſſer dahin und rauſcht' als Baum in den Wolken;«

Man kann daher den myſtiſchen Ausdruck der richtigen Wahrnehmung allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewiſſe poetiſche Allmacht beilegen, welcher nichts unmöglich ſei; und ſich in ſcharfſinnigen Abhandlungen über ſeine Einzigkeit erſchöpfen.

Mir ſcheint es, daß dieſer raffinirte Myſticismus den richtigen Geſichtspunkt verfehle, daß man Göthen ſehr Unrecht thue, wenn man ihn auf dieſe Weiſe in einen deutſchen Shakeſpear metamorphoſirt. In der charakteriſtiſchen Poeſie würde der manierirte Engländer vielleicht doch den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutſchen iſt aber das Objektive. Das Schöne iſt der wahre Maasſtab, ſeine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. — Was kann reizender ſein als die leichte Fröhligkeit, die ruhige Heiterkeit ſeiner Stimmung? Die reine Beſtimmtheit, die zarte Weichheit ſeiner Umriſſe? Hier iſt nicht blos Kraft, ſondern auch Ebenmaas, und Gleichgewicht! Die Grazien ſelbſt ver-

riethen ihrem Liebling das Geheimniß einer schönen Stellung. Durch einen wohlthätigen Wechsel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendste Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Massen ordnet sich die freie Fülle von selbst zu einer leichten Einheit.

Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen, zwischen dem Manierirten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken seine eigne Individualität noch zu laut wird, daß er in vielen andern sich nach Laune metamorphosirt und fremde Manier annimmt. Dies sind gleichsam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteristischen und Individuellen. Und doch weiß er, so weit dies möglich ist, selbst in die Manier eine Art von Objectivität zu bringen. So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgültig wird, als gienge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam müßig; sie sind ein reines Produkt des Darstellungstriebes allein. Fast könnte es scheinen, als sei die Objectivität seiner Kunst nicht angebohrne

Gabe allein, sondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit seiner Werke hingegen eine unwillkührliche Zugabe seiner ursprünglichen Natur. Er ist im Fröhlichen wie im Rührenden immer reizend, so oft er will schön, seltner erhaben. Seine rührende Kraft streift hie und da aus ungestümer Heftigkeit ans Bittre oder Empörende, oder aus mildernder Schwächung ans Matte. Gewöhnlich aber ist hinreissende Kraft mit weiser Schonung aufs glücklichste vereinigt. — Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Darstellung wie die ruhige und heitre Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt, und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreissende Anmuth. *)

*) Dieses schöne Fragment mag unsern Lesern einen kleinen Vorschmack von einer vortrefflichen kritischen Schrift geben, welche von dem obengenannten Verfasser zu Ostern bei Michaelis in Neustrehlitz erscheint. In dem künftigen Stück hoffen wir unsern Lesern mehr davon zu sagen. So auch von einigen andern trefflichen Werken die nächstens erscheinen werden, von einem wichtigen juristischen Werke von

Klein, einer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Sprengel, von einem großen Werke, Über die Geschichte der europäischen Staaten von Woltmann, von einer ächt deutschen Liedersammlung welche unser Reichard unter dem Titel, Lieder geselliger Freude, zu Ostern bei Gerhard Fleischer in Leipzig herausgiebt und von einer sehr schönen Ausgabe, welche eben dieser Verleger von den sämtlichen Werken des liebenswürdigen Dichters Florian mit Didotschen Lettern bei Unger französisch drucken läßt. u. v. a. m.

A. d. H.

VIII.

Neue deutsche Werke.

Zum ewigen Frieden. Ein Philosophischer Entwurf von Immanuel Kant. Königsberg bei Friedrich Nicoloius 1795. (Kl. 8. 104. S. 8 Gr.)

Diese wegen ihres tiefsinnigen Inhalts und wegen ihrer lebendigen und kraftvollen Schreibart gleich merkwürdige Schrift unsers großen Lehrers und Meisters, ist ganz dazu gemacht, die Besorgnisse und Zweifel zu heben, welche einige der letztern Aufsätze des großen Mannes in Ansehung seiner Denkungsart über einige der interessantsten Punkte der praktischen Philosophie erregt hatten. Hier erklärt er sich mit einer Bestimmtheit, mit einer Freimüthigkeit, mit einer Stärke, die keinem Zweifel mehr Raum läßt: hier zeigt sich sein tiefer Geist in das reizende Gewand der wärmsten, der jugendlichsten Philantropie gekleidet. Aus seinem hohen Standpunkte, der die Menschheit und alles was menschlich ist, beherrscht, wirft der Lichtverbreiter seine Strahlen bis in die entferntesten Regionen, um desto sichrer die nähern zu beleuchten, und kehrt sich nicht daran, wenn diese Strahlen hier ein Werk der Finsterniß erhellen, oder dort ein Blendlicht verdunkeln — — Ein förmlicher Auszug aus diesem wichtigem Buche wäre bei dem geringen Umfange desselben überflüßig: und, da es kurz nach seiner Erscheinung ins Französische übersetzt, und auch in Frankreich mit Bewunderung aufgenommen worden ist, so wird es sich höchst wahrscheinlich bald in den Händen der gebildeten Menschen aller Europäischen Länder befinden. Wir halten es nur hauptsächlich deshalb für nöthig, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies vortreffliche Produkt zu richten, weil von einer Seite die (hier

unnütze) Furcht vor einer zu tiefen und dunkeln Spekulation, von der andern Seite die irrige Meinung, es enthalte nur das, was St. Pierre und Rousseau schon gesagt hatten, manchen davon zurückschrecken könnte, der es sonst mit großem Gewinn lesen und fassen würde.

Folgendes mag zu einer gedrängten Uebersicht des Inhalts dienen. Erster Abschnitt. Die Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden. 1. »Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.« 2. »Es soll kein für sich bestehender Staat von einem andern durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können.« 3. »Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.« 4. »Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Händel gemacht werden.« 5. »Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen.« 6. »Es soll sich kein Staat im Kriege solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen, als da sind, Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staat u. s. f.

Zweiter Abschnitt. Definitiv-Artikel zum ewigen Frieden. 1. »Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch seyn.« — Diese wichtige Formel wird folgendergestalt näher bestimmt: Wenn man bloß auf den Unterschied der Personen, die einen Staat regieren Rücksicht nimmt, so ergiebt sich die Form der Beherrschung (forma imperii) die schlechterdings nur eine dreifache seyn kann, Alleinherrschaft (Autokratie) Herrschaft Mehrerer (Aristokratie) Herrschaft Aller (Demokratie). Ganz ein andres aber ist die Eintheilung der Staatsverfassungen in Rücksicht auf die Art der Regierung (forma regiminis) diese ist allemal

mal (wie auch die Form der Beherrschung beschaffen sey) entweder republikanisch oder despotisch. Der Republikanism ist das Staats-Princip der Absonderung der ausübenden Gewalt von der gesetzgebenden. Der Despotism das der eigenmächtigen Vollziehung von Gesetzen, welche der Regent selbst gegeben hat. Demokratie kann nicht nur eben so gut Despotismus seyn, als Monarchie: sondern, was noch mehr ist: eigentliche Demokratie ist nothwendig Despotismus. Der wesentliche Charakter der Republik ist die Repräsentation des Volks in seiner gesetzgebenden Qualität: alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform u. s. w. 2. »Das Völker-Recht muß auf einen Föderalism freier Staaten gegründet seyn.« Der Friedens-Bund (foedus pacificum) der diese Maxime fordert, ist von einem Friedens-Vertrage (pacto pacis) darin unterschieden, daß dieser bloß einen Krieg jener aber alle Kriege auf immer zu endigen sucht. »Für Staaten im Verhältnisse unter einander kann es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande, der lauter Krieg enthält, zu kommen, als daß sie, eben so wie einzelne Menschen ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangs-Gesetzen bequemen, und so einen Völker-Staat bilden.« 3. »Das Weltbürger-Recht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt seyn.« Es ist hier nicht von derjenigen Hospitalität, welche die Menschlichkeit und das allgemeine Wohlwollen empfiehlt, sondern von der die Rede, auf welche jeder Erdbewohner ein Recht hat; »das Recht« nehmlich »seiner Ankunft auf einem fremden Boden wegen nicht feindselig behandelt zu werden.« In welchem Grade die diesem Recht correspondirende Pflicht, besonders von den handeltreibenden Nationen in allen ihren Außer-Europäischen Etablissements übertreten worden ist,

und welche Folgen dies für die Vermehrung und Verewigung der Kriege gehabt hat, weiß Jeder, der die neuere Geschichte kennt

Auf diesen zweiten Abschnitt folgt ein Zusatz unter dem Titel: Von der Garantie des ewigen Friedens. In diesem Capitel wird gezeigt, was die Natur, oder die Welt-Regierung (unabhängig von den ins menschliche Herz gelegten sittlichen Triebfedern zum Frieden) für die Entstehung und Aufrechthaltung eines gesetzlichen Zustandes in allen menschlichen Verhältnissen gethan hat, indem sie durch dringende Bedürfnisse aller Art, und selbst durch das Elend welches der Krieg der im Naturstande unvermeidlich ist herbeiführt, zuerst die einzelnen Menschen in eine Staatsverbindung drängte, dann die verschiednen Staaten mit der Idee eines Völker-Rechts immer vertrauter macht, und endlich durch den Handelsgeist alle Nationen nach und nach in eine weltbürgerliche Vereinigung zieht.

Der Anhang besteht aus folgenden zwei Abschnitten. I. Über die Mißhelligkeit zwischen der Moral und Politik in Absicht auf den ewigen Frieden. Es kann und darf eigentlich gar keinen Streit zwischen der Politik und der Moral geben: denn die Moral redet allenthalben zuerst, und weicht nicht ein Haar breit aus ihrem unverletzlichem Gebiet. »Zur Auflösung des Problems der Staats-Klugheit,« heißt es in dieser vortrefflichen Abhandlung, »wird viel Kenntniß der Natur erfordert, um ihren Mechanism zu dem vorgesetzten Zweck zu benutzen, und doch ist alle diese ungewiß in Ansehung ihres Resultats den ewigen Frieden betreffend; — — — dagegen drängt sich die Auflösung des Problems der Staats-Weisheit so zu sagen, von selbst auf, ist Jedermann einleuchtend, macht alle Künstelei zu Schanden, und führt dabei gerade zum Zweck, doch mit der Erinnerung der Klugheit, ihn nicht übereilter Weise mit Gewalt herbei zu ziehen,

sondern sich ihm nach Beschaffenheit der Umstände unabläßig zu nähern. Da heißt es dann: Trachtet allererst nach dem Reiche der reinen praktischen Vernunft, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch Euer Zweck (die Wohlthat des ewigen Friedens) von selbst zufallen u. s. f.« II. Von der Einhelligkeit der Politik mit der Moral nach dem transscendentalen Begriffe des öffentlichen Rechts. — Jeder Rechts-Anspruch hat die Fähigkeit der Publizität, und wenn man von allem Inhalt desselben gänzlich abstrahirt, muß doch immer noch die Form der Publizität daran übrig bleiben. Man kann daher folgenden Satz als den Probirstein des öffentlichen Rechts ansehen: »Jede auf das Recht andrer Menschen bezogne Handlung deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, ist unrecht.« Dies Prinzip ist indessen nur ein negatives: denn nicht alle Maximen, welche Publizität vertragen, sind darum auch gerecht; (so wie z. B. der welcher große Macht besitzt, oft auch offenbar ungerechte Maximen kund thun darf). Ein affirmatives Prinzip des öffentlichen Rechts würde folgende Formel seyn: »Alle Maximen, die der Publizität bedürfen (um ihren Zweck nicht zu verfehlen) stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen.«

So ist der Haupt-Gang der Ideen in dieser überaus merkwürdigen Schrift beschaffen. Alles was die Ausführung leistet, hier auch nur kurz zu berühren wäre unmöglich. Der Vortrag des großen Mannes in welchem ein Original-Genie vom ersten Range sich mit einem bewundernswürdigen Reichthum von Kenntnissen und Gedächtniß-Schätzen aller Art gattet, ist eine unversiegbare Quelle der köstlichsten und mannichfaltigsten Belehrung. Die wichtigen Neben-Ideen, die fruchtbaren Berichtigungen so mancher wesentlichen Punkte des Staats-Rechts, die feinen, launigten, oft in Swiftischen Geiste erzeugten Bemerkungen und Züch-

tigungen, welche uns allenthalben, sowohl im Text als den Noten begegnen — alles trägt das Gepräge des außerordentlichen Kopfes, dessen Name dereinst eine von den Bezeichnungs-Formeln des achtzehnten Jahrhunderts hergeben wird! Möge er noch lange zum Trost und zum Heil seiner Zeitgenossen in seiner glorreichen Laufbahn fortgehen! Möge sein ehrenvolles Alter in ungestörten Frieden den einzigen seiner würdigen Lohn genießen auf den er sich durch seine unsterblichen Verdienste um das menschliche Geschlecht schon längst die entschiedensten Ansprüche erwarb!

IX.

Tonkunst.

La Clemenza di Tito. Opera seria del Sign. W. A. Mozart aggiustata per il Piano Forte di A. E. Müller. In Hamburgo presso Günther et Böhme.

Wenn der Künstler, dem die Kunst am Herzen liegt, das Werk eines Meisters in die Hand nimmt, dessen Name die größte Erwartung erregt, so kann es unmöglich zu seiner Befriedigung hinlänglich seyn, daß ein solches Werk einzelne Theile enthält, die ihres Meisters würdig sind, oder solche, die in einem andern Styl und Charakter als dem Ganzen des Werks zukömmt, angenehm bearbeitet sind. Dieses mag hinreichen ein gemischtes leichtsinniges Publikum das nur auf einige Stunden angenehm unterhalten seyn will und das selbst keinen festen reinen Geschmack hat und den großen Unterschied der verschiedenen genres nicht kennt, vorübergehend zu belustigen. Diesem ist auch Neuheit und Abwechselung alles, und ein großes Werk, daß eine angestrengte dauernde Aufmerksamkeit erfordert und beschäftigt, setzt ein solches Publikum nur in die Verlegenheit entweder etwas scheinen zu müssen, was seine Sache nicht ist, oder sich bloß zu geben und seinen Leichtsinn und ungebildeten Geschmack an den Tag zu legen. Auch ist ein solches Publikum schon zufrieden wenn es nur gewisse Lieblingsformen in dem neuen Werk wiederfindet, und weit gefehlt Originalität und selbstgedachte Bearbeitung in dem Werke ihres Landsmannes zu suchen, ist sehr oft — besonders beim deutschen Publikum — der kleine Umstand, daß der Künstler ausländische beliebte Formen glücklich nachgeahmt hat, allein schon hinlänglich ihm den Beifall seiner Zuhörer zu sichern.

So aber nicht der wahre Künstler, dem die Kunst über alles gilt und der weder ausländische

noch inländische Götzen kennt und gelten läßt: Wenn der in den Werken eines Mannes von Mozarts Genie sklavische Nachahmung italienischer conventioneller Formen findet (wie hier fast durch die ganze Oper und höchst anstößig besonders in dem Rondo: Deh per questo istante solo) nachläßige, oft widersinnige Behandlung der Worte (wie S. 7. 10. 12. 17. 100. u. a. w.) Einseitigkeit des Ausdrucks, fast überall nur Heftigkeit in den starken Leidenschaften, ohne weitre Rücksicht auf das Wesen ihrer innern Natur, Vermischung der entgegengesetztesten Charaktere und Style; nachläßige und leichte Behandlung der Harmonie (wie die häufigen Nachahmungen im Unisono und die Bearbeitung der Chöre durchaus, die eigentlich nur vierstimmige Leiter sind); aufgenommene bizarre Sängermanieren und Verrückungen (wie S. 13. auf aletta) — dann kann ihm Eine meisterhafte Scene (wie die am Ende des ersten Akts es wirklich ist) nicht blind und gefühllos für die Mängel und Schwächen des übrigen Werks machen; vielmehr wird ihm alles Heterogene, Kleinliche und unzeitig Komische, was neben jener großen Scene steht, doppelt anstößig und widrig (Man sehe das Duettino S. 16. wenn es auch gleich das Glück der Damen nach der Mode machen sollte, das Terzetto S. 67, die kleine Baßarie S. 81, die keine Baßarie ist, das Tempo di Minuetto u. s. w.

Wie schön auch einzelne Sätze und Stellen in dieser Oper befunden werden mögen, so ist doch dieses Werk unsers mit Recht verehrten Landsmannes ein neuer Beweis, daß er ein weit größerer Instrumentalcomponist als Singecomponist, ja meistens auch in seinen Compositionen für den Gesang nur Instrumentalkomponist war, und sehr oft die Worte nur angenehmen und glücklichen Instrumentalsätzen unterlegte.

Auch ist diese Oper, als große Oper betrachtet, an Werth gar nicht mit den Operetten desselben Meisters zu vergleichen; Dom Juan, Figaro

und selbst die leicht hingeworfne Musik zur Zauberflöte sind in ihrer Art weit mehr werth. Außer der jedes edle deutsche Künstlerherz beleidigenden buchstäblichen Nachahmung der alltäglichsten italienischen Schreibart, bis auf die zum Ekel wiederholten Schlußformen, die nur zu rufen scheinen: Hände zusammen, ist in dieser Oper — wenn man die vortreffliche Symphonie und die letzte Scene des ersten Akts ausnimmt — selbst in der Instrumentalparthie wenig Erfindung und großer Effekt, ja sogar hie und da auch in dieser Parthie, in welcher Mozart sonst so reich und die Italiener so arm zu seyn pflegen, blinde Nachahmung der Italiener wie S. 93 u. s. w.

Was auch nun aber heißer Kunsteifer hier gerad' und frei ausgesprochen hat, so ist darum dieses Werk, besonders für das Publikum, das es auf dem Theater gesehen hat und manche angenehme Rückerinerung dabei haben wird, der öffentlichen Bekanntmachung doch gewiß würdiger als viele andre Werke gleichberühmter ausländischer Meister und Hr. Müller verdient Dank für den sehr guten Clavierauszug, der den Meister im Clavier verräth und der vielleicht nur hie und da zu voll ist, wodurch oft auch Verdoppelungen gehäuft worden sind, die in einem großen Orchester bei weiser Vertheilung unter vielen Instrumenten von ganz verschiedenem Charakter effektuirend sein können, ohne eben das Ohr zu beleidigen, auf einem und demselben Instrumente aber, nah bei einander liegend, für das Ohr hart und widrig sind.

In den etwas ungleichen, hie und da undeutlichen Stich haben sich auch einige unangenehme Druckfehler eingeschlichen wie S. 93, statt h mit dem Vorschlag cis, steht a mit dem Vorschlag h in der Singstimme, und in den Worten steht statt duolo, dolor, das um so schlimmer ist, da es von deutschen Zungen gewiß oft so gesungen werden wird, weil es den Anschein Rechtens hat, da doch die Länge und Kürze in den beiden Worten

sich völlig umgekehrt verhält. Kleinere Druckfehler von fehlenden Pausen, Viertelnoten statt Achtelnoten u. d. gl. nicht zu gedenken.

Daß man die Recitative, bis auf zwei mit Orchesterbegleitung bearbeitete Recitative weggelassen hat, läßt vermuthen, daß dieser für einen ächten deutschen Singecomponisten so wichtige Theil einer großen Oper auch wohl nur nach der gewöhnlichen nachläßigen Weise der Italiener behandelt worden ist. Billig aber hätte es der Titel doch besagen sollen, daß der Clavierauszug nur die Gesänge aus der Oper enthält.

Das Unterlegen des deutschen Textes hat sich der Uebersetzer sehr leicht gemacht, indem er nicht einmal das italienische Sylbenmaaß genau beibehalten und dadurch den Verfertiger des Clavierauszuges genöthigt hat, hie und da Auftakte und Notenverdoppelungen hinzuzufügen, wodurch der musikalische Periodenbau manchmal verunstaltet worden ist.

Journal des deutschen National-Gesanges. Enthält Lieder im Volkstone fürs Clavier von verschiedenen guten Componisten. Erster Jahrgang I — IV. Heft. Braunschweig, in dem musikalischen Magazin auf der Höhe.

»Der Zweck dieses Journals ist der: eine sorgfältige Auswahl von solchen Liedern zu treffen, die für Jeden passend sind; angenehm für das schöne Geschlecht und unterhaltend in gesellschaftlichen Cirkeln. Ein Journal, worin jedes gute passende Lied aufgenommen wird, kann hierin mehr als manche andre Sammlung leisten und wir hoffen unsern resp. Interessenten mit einem jeden Hefte größere Genugthuung geben zu können u. s. w.«

Ton und Inhalt dieser Ankündigung, die der Sammlung vorangeht, ist eben nicht empfehlend: was für jeden paßt, paßt selten für einen ganz,

und wenn diese Sammlung nur solche Lieder aufnehmen will, so kann sie leicht viel aufzunehmen haben, ohne doch viel Interessantes zu erhalten. Doch es ist vielleicht so nicht gemeint.

Was enthält denn dies Journal des deutschen National-Gesanges? Allgemein beliebte, überall gesungne deutsche Volkslieder? Nein! oder doch die Liedercompositionen der besten deutschen Liedercomponisten, die den meisten Eingang gefunden? überall wo nicht vom Volke selbst, doch von den Stimmen der guten Gesellschaft allgemein gesungen werden? Auch nicht! Nun dann doch solche, die es mehr als beide vorhergenannten Arten verdienen im Munde der deutschen Nation zu seyn? — Es sind Lieder von Bornhardt und Wilken, von Bornhardt und Pölitz, von Bornhardt und Beutler, von Bornhardt und Lanz, von Bornhardt und Delver, von Bornhadt und Brauns — der Verleger nennt diesen Herrn Bornhardt und seine Freunde, verschiedene gute Componisten.

X.

Das Hamburger Theater

im Jahr 1795.

Man hat oft gesagt der Director einer Schauspielergesellschaft müsse nicht selbst Schauspieler für sein Theater seyn und keine Frau oder Geliebte unter den Schauspielerinnen haben; ist er selbst fähig wichtige Rollen zu spielen, so wird er schwerlich andre große Schauspieler neben sich dulden; ist er aber ein schlechter Künstler so wird kein großer Schauspieler unter ihm stehen und die ersten Rollen mit ihm theilen wollen, Eben so mit seiner Frau oder Geliebten.

Ohne eben behaupten zu wollen daß dieses gerade der Fall beim Hamburger Theater ist, muß man doch gestehen, daß der Freund jener Meinung auch hier die Bestätigung derselben findet. Der Director Schröder ist wirklich der einzige große Schauspieler beim Hamburger Theater und Madame Schröder die einzige recht gute Schauspielerinn, wenn man die große Schauspielerinn, Madame Stark als eine sehr bejahrte Frau die selten und nur alte Mutterollen spielt nicht unter die Zahl begreift.

Herr Schröder ist aber nicht nur ein großer Schauspieler; er ist gewiß auch der Größte, der je das deutsche Theater betrat, und wer ihn einmal im Lear oder Fallstaff sah, könnte ehe das ganze Theater freiwillig entbehren, als ihn. So ist es also nicht wohl möglich daß Hr. Schröder da, wo er selbst Director und Eigenthümer eines Theaters ist, aufhören könnte Schauspieler zu seyn. Auch läßt sichs denken, daß bei Hrn. Schröders Theater jene anscheinend wichtige Bemerkung nicht eben den wahren Grund des Mangels an großen Schauspielern und Schauspielerinnen enthält. Hr. Schröder ist ein Mann von strenger Bürgertugend und von ächter Despotenklugheit. Mit der Übernahme des Theaters wollt' er auch als guter Bürger für die guten Sitten seiner Vaterstadt wirksam werden, und zugleich auch die sichersten Mittel ergreifen und

benutzen, um zu einer ruhigen Direction und zu einem ungestörten angenehmen häuslichen Leben zu gelangen, welches von der strengen Ordnung im Geschäfte und von der Sittlichkeit der nächsten Umgebung durchaus abhängt. Selbst ein Mann von strengen Sitten, machte er also den unbescholtensten sittlichen Wandel zur ersten Bedingung bei jedem Engagement für sein Theater und setzte außer vielen kleinen Vorschriften für die innere Polizei seiner Gesellschaft ausdrücklich fest, daß eine erwiesene schlechte Handlung oder beschimpfende Ausschweifung den Contract zwischen ihm und dem Beschimpften bräche. Dadurch erhielt Hr. Schröder eine sittlichere Umgebung und ruhigere Direction als man sonst bei Theatern gewohnt ist. Niemand der nicht so enthusiastisch für die Kunst eingenommen wäre, daß er über der Kunst alles vergessen könnte, oder der nicht die lebendigen darstellenden Werkzeuge einzig und allein als Mittel zu Vermehrung seiner Lust und Wollust betrachtete, wird Hrn. Schröder deshalb tadeln. Nimmt man nun aber noch zu allem diesem an, daß Hr. Schröder ein imposantes strenges Aeußeres, eine gewisse rauhe Biederkeit in seinem ganzen Wesen und Betragen hat, welche einen witzigen Freund von ihm einst sehr bedeutend sagen ließ! Schröder hat nur den Einen Fehler; daß er zu tugendhaft ist, und welche in Hamburg das Sprichwort erzeugte: Schröder ist der einzige Tyran in Hamburg — so wird man auch wohl ohne jene Erklärung, aus der gemeinen menschlichen Natur gezogen, leicht begreifen wie kein großer genievoller Schauspieler zu Hrn. Schröder kommt oder bei ihm bleibt, keine ächtinteressante, oder auch nur schöne, reizvolle Schauspielerin seit vielen Jahren sein Theater betrat.

Unter allen Künstlern aller Art sind und waren zu allen Zeiten und überall wenigstens Neunzehntheile eitle Menschen, die geschmeichelt und gehätschelt seyn wollen, und lockre Gesellen, denen jedes enge bürgerliche Band ein unerträgliches Joch zu seyn scheint. Und wenn man dieses bei Schauspielern

noch allgemeiner findet als bei andern Künstlern, so drängt sich gar leicht die Frage auf ob es bei Menschen, welche ihre Sinnlichkeit und die Einbildungskraft auf Kosten aller übrigen Kräfte üben, und deren ganzes Dichten und Trachten darauf hinausläuft wie sie sich auf die vortheilhafteste Art produciren und den Beifall der Menge erringen mögen, ob es bei denen überall anders möglich ist? Ja man geräth in die Versuchung zu fragen, ob ein Weib oder Mädchen von guten strengen Sitten je die Gewandheit und das hohe Leben in Darstellung der Leidenschaften haben oder lange erhalten wird, die allein sie zur großen Künstlerin machen kann und die warmblütigen Zuschauer sicher auch zu ihren Anbeter macht. Und von diesen nun umgeben, versucht, gereizt — — bei der gewöhnlichen Erziehung der Künstlerinnen — bei der gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise des großen oder gar sogenanten bessern Publikums! Doch das führte hier zu weit. —

Hr. Schröder konnte diese Strenge auch eher als mancher andre Theaterdirektor in irgend einer großen Stadt durchsetzen. Er kennt sein großes Talent und kennt die gute und schwache Seite seines Publikums. Wenn Hr. Schröder gleich durch sein ächtreichsbürgerliches Bestreben, seine ganze Gesellschaft zu guten Bürgern zu bilden und jeden Sittenanstoß so weit seine Herrschaft reicht möglichst zu verhüten — wenn er dadurch auch in seiner Stadt noch nicht das Vorurtheil *) gegen die Schauspieler hat bekämpfen können und wenn man seine Schauspieler und Schauspielerinnen auch noch nicht als gesuchte und geehrte Mit-

*) Auch hiebei könnte man vielleicht fragen, ob dieses Vorurtheil das zu allen Zeiten und überall geherrscht hat annoch herrscht und welches nur für den ganzen großen Künstler der zugleich auch im Besitz der Mittel ist, sich durch seinen Aufwand den Angesehenen des Staats gleich zu stellen, einige Schritte zurücktritt — ob dieses so ganz ohne Grund da ist. Wir messen unsre Achtung doch immer nur nach dem Grade der Selbständigkeit und Unabhängigkeit ab, welche ein Mensch besitzt und in seinen Handlungen äußert, in wieweit er seinen eignen Willen hat und ihm gemäß handeln kann und handelt. Wenn man nun aber täglich vor Augen hat, wie der Mensch der oft nach seiner eignen Lage weinen möchte, lachen

glieder der bessern Gesellschaft antrifft, so weiß er doch wohl daß der verständigere Theil der Einwohner ihn dafür schätzt und sich die Förderung seines Unternehmens zur Pflicht macht.

Hr. Schröder weiß auch daß bei weitem der größere Theil seines Publikums nicht aus eigentlichen Kunstfreunden besteht, sondern das Theater aus guter Angewohnheit und in Ermanglung eines andern öffentlichen Vergnügens in der engen verschloßnen Stadt besucht; er weiß auch daß der kleinere gebildete Theil seines Publikums seine eigne große Kunst genugsam schätzt und liebt um sich an ihm selbst nie satt zu sehen und daß diese bis jetzt nur in ihm schöne Kunst in ihren Mauern hatten, und daß alle jedem Fremden nichts Besseres vorzuzeigen, anzuempfehlen haben als sein Spiel; er weiß auch daß den größten Theil des Jahrs hindurch Hamburg mit neugierigen und kunstliebenden Fremden angefüllt, von denen manche wohl selbst nur ihn zu sehen und zu bewundern nach Hamburg kommen, und daß die ganze Masse des Hamburger Publikums zu wohlhabend ist, um ihn, wenn er es sogar bis auf einen gewissen Grad vernachläßigte, für die Einnahme besorgt machen zu dürfen. Seit seiner ganzen Direction verachtet und vernachläßigt Hr. Schröder z. B, die Operette, für welche das große Hamburger Publikum, wie jedes andre große Publikum eine entschiedne Vorliebe hat, demohngeachtet ist bei den schlechtesten Vorstellungen von Operetten das Haus oft gepfropft voll.

Hr. Schröder ist also für sich, für seine Gesellschaft und auch für sein Publikum ein sehr guter Director, wenn er gleich für jedes andre große Publikum in den meisten Dingen ganz anders verfahren müßte.

muß, wie er seinen eignen Unmuth, seine Freude, sein Leid, sein ganzes Ich immer verläugnen muß, um nur das zu scheinen zu spielen was ihm seine Rolle, das Bedürfniß des Augenblicks befiehlt, und dies alles — wenigstens wie die Sachen noch stehen, zur Lust, zur augenblicklichen Ergötzung des müßigen Häufens, der sich all den Spaß für den geringsten Preis verschafft. — Vielleicht verdiente dieser Gedanke weitere Ausführung.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

XI.

Das Lieblingsörtchen.

Wohl wölbet ſich lieblich am kühligen Bach
Manch duftend Gewinde zum blühenden Dach;
Wohl hat ſich ſchon mancher, von Sehnſucht gequält
Ein heimliches Plätzchen zum Freunde gewählt.

Doch kennt' ich ſie alle, die Stellen der Ruh,
Es machte von allen mir keine, wie Du,
Du Dörfchen im ſtillen beſcheidenen Grund
Die freiheitdürſtende Seele geſund!

Wie, innigſt an liebende Arme gewöhnt,
Nach kurzer Entfernung, das Liebchen ſich ſehnt,
So wallet, wenn Tage der Trennung vergehn,
Mein liebender Buſen, Dich wieder zu ſehn.

Von Blüten umduftet, von Lüftchen geküßt,
Von lieblichen Sängern auf Zweigen gegrüßt,
Enteilt mir der Stunden geflügelter Zug,
Und nimmer hemmt Unmuth den roſigen Flug.

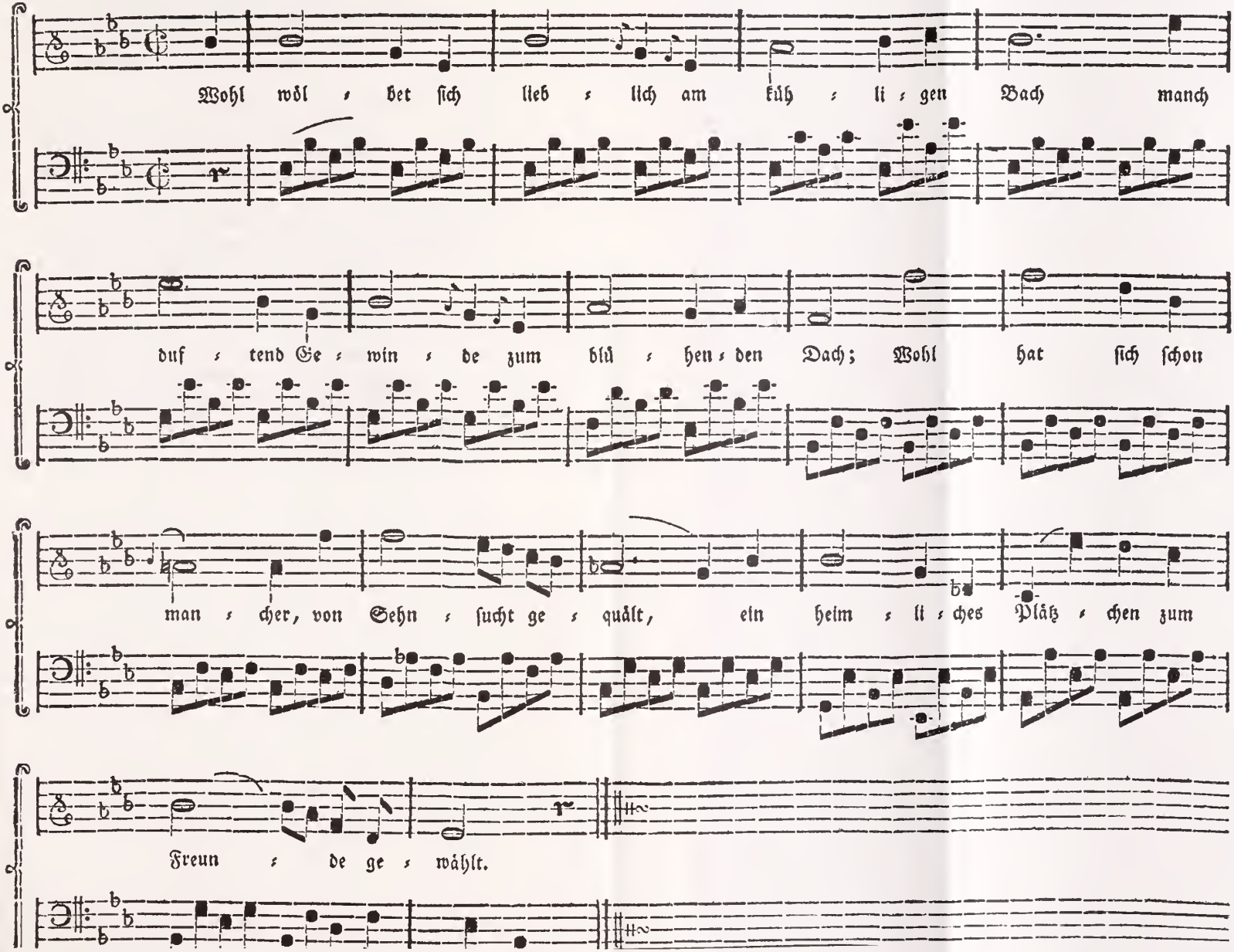
Im Häuschen ſo reinlich, ſo niedlich und klein,
Niſt't traulich das friedliche Täubchen ſich ein,
Drinn wohnen zwei Menſchen, beſcheiden und hold,
Wie Blumen der Wieſe und lauter wie Gold.

Vom ländlichen Paar, das in Hüttchen ſich lebt,
Dem Unſchuld und Ruhe den Lebenstraum webt,
Zum Käfer, der ſummend die Blüten durchſtrich,
Freut alles der liebenden Gegenwart ſich.

Es zieret, gewartet von ſorgſamer Hand,
Des Geisblatts Gewinde die reinliche Wand,
Streckt brünſtig die Arme zum Fenſter hinauf,
Und ſendet mir ſüße Gerüche herauf.

Das Lieblingsörtchen.

Sanft. J. F. Reichardt.



Es zieht ſich ſo heimlich vom Hügel ins Thal
Ein Wäldchen, drinn wohnet manch fröhliger Schall,
Da winkt mir, umfloſſen von trüblichem Licht,
Aus einem der Büſche ein Schattengeſicht.

Erinnerung wob es aus magiſchem Duft,
Da ſteht es nun ewig in ſchweigender Luft.
Ich ſetze mich einſam zum fliehenden Bach,
Und ſinne dem flüchtigen Schattenbild nach.

Es rauſchen die Wellchen bedeutend und ſchnell,
Und reißen manch Blümchen vom Strand in den Quell,
So drängt auch von dir einſt, du lieblicher Ort,
Die Welle des Schickſals mich Liebende fort.

Dann ſehnt ſich, wenn Tage der Trennung vergehn,
Vergebens mein Buſen dich wieder zu ſehn,
Fühlt liebende Sehnſucht, und athmet ſo ſchwer,
Und findet das Plätzchen der Ruhe nicht mehr!

Sophie Mereau.

Inhalt des zweiten Stücks.

I. Berlin vor und nach dem Tode Friedrichs II. in Briefen eines Reisenden.
Dritter Brief 153
Vierter Brief. 166
II. Brave Tyrolermenschen. Ein Familiengemälde. Fortsetzung . . . 171
III. Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Hauptheilen im Auszug und Zusammenhang. Fortsetzung. . . 185
IV. Goslar. 204
V. Litterarische Briefe.
Ein Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen, von Hrn. Prof. Wolf . . 223
VI. Notiz von deutschen Journalen.
Die Horen. VII—XII. St. Fortsetzung. 241
VII. Göthe. Ein Fragment, von A. W. Schlegel 258
VIII. Neue deutsche Werke. Zum ewigen Frieden. Ein Philosophischer Entwurf von Immanuel Kant. . . 263
IX. Tonkunst. 1) La Clemenza di Tito. 269
2) Journal des deutschen National-Gesanges 272
X. Das Hamburger Theater im J. 1795 274
XI. Das Lieblingsörtchen, von Sophie Mereau, in Musik gesetzt von Reichard. 278

Deutſchland.

Erkenne was du biſt. —

Göthe.

Drittes Stück.

I.

Freiheit für Alle.

(Fortſetzung.)

Wer gedenkt nicht bei dieſem Gemälde von einem in ſich gefeſteten, wahrhaft freien Manne unſers großen Weltweiſen, deſſen eignes Bild, jedem der ihn kennt vor die Seele treten muß, ſo oft er in ſeinen edlen Schriften von dem allein hochſchätzungwerthen Charakter ſpricht, den Achtung fürs Moralgeſetz und heiliger Eifer für Pflicht allein belebt und überall antreibt; den in allen ſeinen großen unſterblichen Werken, nur allein das hohe Gefühl für Pflicht zur lebhaften Deklamation hinreißt; *) der mitten im rundum wüthenden Kampfe der Tyrannei mit der Frechheit, des Egoism mit der Humanität, umgeben von Lug und Trug, von Raubſyſtemen aller Art, die ewigen Geſetze

*) S. Kants Kritik der praktiſchen Vernunft S. 154.

des Rechts, der Freiheit und des Friedens laut verkündet, *) weil er es für seine Pflicht hält, seine hohe ehrfurchtgebietende Lehrerstimme da zu erheben, wo alle Partheien, ihrer Rechte und Pflichten uneingedenk zu ihrem eignen Verderben, jene ewigen Gesetze mit Füßen treten. —

«Wer vermag aber wie Kant die Begriffe von Grundaus zu untersuchen? Wer wie Garve seinen eignen Neigungen mit scharfem Blicke

*) S. Kant zum ewigen Frieden. Die am Ende des verflossenen Jahres verbreitete Nachricht, daß diese vortreffliche Schrift in einigen deutschen Ländern, deren Regierungen sich bisher noch eben nicht durch Bedrückung der Preßfreiheit verhaßt, wenigstens nicht durch Unterdrückung ächt belehrender Werke herabgewürdigt und lächerlich gemacht haben, verboten seyn sollte; bewog die Herausgeber dieser Zeitschrift von jener ewigmerkwürdigen Schrift einen sehr vollständigen, den ganzen wesentlichen Inhalt desselben in sich fassenden Auszug zu veranstalten und ihn schon für das erste Stück von Deutschland in die Druckerei zu geben. Während dem Abdrucke desselben erfuhren sie aber mit wahrem Vergnügen daß jene Nachricht ungegründet gewesen und hielten es nun um so weniger schicklich und nothwendig einen so ausführlichen Auszug von einer nur wenig Bogen starken Schrift zu liefern, in welcher eigentlich jede Zeile merkwürdig ist, da auch andre aus- und inländische Zeitschriften sich rühmlich beeiferten Auszüge aus derselben zu geben, unter welchen sich der Auszug im Moniteur vom 6ten Januar vorzüglich auszeichnet. Eine gedrängte Zusammenstellung und Uebersicht der Haupt-Momente derselben wird der Leser indessen im zweiten Stücke unserer Zeitschrift gefunden haben.

nachzuspüren und sie mit ächter Unpartheilichkeit zu würdigen? *) «

Es würde traurig mit der moralischen Welt und mit der ganzen Menschheit beschaffen seyn, wenn jeder Mensch zu seinem eignen Frommen die Grundbegriffe von Wahrheit und Freiheit, selbst das hocheinfache Moralgesetz erst auf dem mühsamen Wege suchen oder auch nur wieder untersuchen müßte, auf welchem jener große einzige Mann den sichern Weg zur Unsterblichkeit wandelt. Es ist die höchste Höhe seines Ruhmes, seines wahren Verdienstes, daß er das oberste Princip der Pflicht in eine Formel aufgestellt hat, die dem gemeinsten Menschenverstande, ja jedem der Aufmerksamkeit fähigen Kinde eben so einleuchtend sein und deren Anwendung auch auf die allerverwickeltsten Collisionsfälle ihm so leicht werden muß als dem größten Philosophen. — Handle stets so daß Du auch wollen könnest, Deine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden. — Ja daß er selbst den Erziehern und Lehrern die sicherste Methode auf die faßlichste Weise vorgezeichnet hat, in ihren Zöglingen ächte Moralität der Gesinnungen zu bewirken und durch Beschäftigung der Urtheilskraft und Darstellung der moralischen Gesinnungen an Beispielen die innere Frei-

*) S. die Vorrede zu Garve's Versuchen über verschiedne Gegenstände der Moral und Litteratur. 1r. B.

heit aufzudecken und sie auf das Bewußtseyn derselben aufmerksam zu erhalten und so dem Gesetze der Pflicht, durch den bestimmten Werth, den die Befolgung desselben empfinden läßt, leichteren Eingang zu verschaffen, und dem Menschen in der Achtung für sich selbst, im Bewußtseyn seiner Freiheit, den besten und einzigen sichern Wächter gegen das Eindringen unedler und verderbender Antriebe im Gemüthe, zuzusichern.

Wenn nur erst die Lehrer des Volks sich mit treuem Fleiß' und reinem Eifer der gefundenen und strengbewiesenen Wahrheit so weit bemächtigten, daß sie fähig würden und es für heilige Pflicht erkennten die deutlich erkannten und nach ihrer ganzen Wichtigkeit beherzigten Resultate in ächtpopulärer Sprache vorzutragen; aber ja nicht in empfindsam übertünchender oder gar kindisch faselnder Sprache! Wenn sich nur erst viele Lehrer die einzig wahre Art zu philosophiren so zu eigen machten, daß in der Aufstellung und Verknüpfung jener Resultate der einzig wahren Philosophie und der aus ihr entspringenden reinen Moral, jeder der nach Erkenntniß der Wahrheit und nach innerer Freiheit strebt das wahre Ziel und zugleich den besten Weg zum Ziele deutlich erkennte! —

Wenn nur erst jeder fähige Leser mit Unbefangenheit und reiner Lehrbegier, die Hülfsmittel

treu und weise benutzte, die ihm ja schon mehrere treffliche Männer, welche jene Philosophie mit Eifer ergriffen und zu weiterer Verbreitung bearbeiteten, dargeboten haben! Wer gedenkt hiebei nicht mit Achtung und Dankbarkeit der Namen Beck, Fichte, Fülleborn, Heidenreich, Jakob, Kiesewetter, Reinhold, Snell, Schmidt, Schulz u. a.

Ja wenn sich nur erst jeder des bessern Unterrichts fähige Mensch von der obersten Pflicht, sich selbst über seine moralischen Pflichten aufzuklären, überzeugen wollte! Dann würde ihm auch bald die Pflicht, die ihm als Hausvater, Lehrer, Vorsteher und Regent obliegt, für die Aufklärung und Veredlung der ihm Anvertrauten und Untergeordneten zu sorgen, heilig werden; und er würde durch treue Benutzung der Hülfsmittel, die der in den letzten zwanzig Jahren verbesserte Schulunterricht doch schon einigermaßen hervorgebracht hat, den schwächeren und ungebildeten Theil der Menschen nach und nach zu besserer Einsicht zu erheben und der wahren Tugend und Freiheit fähig zu machen suchen. Die meisten neuern Erziehungsschriften wären freilich dabei nur kritisch zu benutzen; aber das würde auch für den Lehrer und Schüler von gleichem Nutzen seyn. —

In der Unterweisung des Schwächern selbst

würde der redliche Unterweiser oft am besten und sichersten entdecken was ihm selbst noch zu wahrer Aufklärung und gegründeter Besserung fehlt, wie unzählig viele Irrthümer, vorgefaßte Meinungen und nie vor den Richterstuhl der Vernunft gezogne Glaubensartikel ihm selbst noch ankleben; und er würde zu seinem eigenen Gewinn an sich die oft gemachte Erfahrung bewahrheitet finden, daß man im treuen sorgfältigen Lehren am sichersten und eindringlichsten lernet, und im gemeinschaftlichen Forschen nach Wahrheit, wenn auch nicht immer die Wahrheit selbst leichter findet, doch im Forschen selbst gewandter und vielseitiger, ja weit öfterer als bei dem einsamen Forschen gemeiniglich geschieht, auf sich selbst zurück geführt wird.

Wie es so leicht keinen Hausvater giebt, — er sei auch noch so aufmerksam, noch so eifrig für Ordnung in seinem Hause und für rechtliches Betragen seiner Hausgenossen besorgt, er sei auch noch so glücklich in Erreichung seines Zwecks, — in dessen Hause dennoch nicht manche Unordnung vorfiele, manche unmoralische Handlung begangen würde, von der er nichts ahndet und auch wohl eine Zeitlang hinterdrein nichts erfährt; so ist auch vielleicht nichts seltner auf Erden als der Mensch in dessen innerer Seelenökonomie nicht manche unordentliche Neigung unbemerkt wirksam würde,

manche vorgefaßte Meinung, auf die Denk- und Handlungsweise ihren gewohnten geheimen Einfluß behielte, oder doch eine Zeitlang ungestört behauptete.

In gemeinsamen freundlichen Streben nach Wahrheit und Tugend entfaltet sich aber so manches Verborgene, das in der gewohnten Beschauungsweise verborgen bleibt; da ist der Blick, der mit Ungeduld vorwärts dringen möchte, oft gezwungen zurück und rechts und links zu schauen. Ein naives Wort des Mitforschenden, der vielleicht bei dieser oder jener ins allgemeine gehenden Untersuchung weniger Interesse oder gar weniger Absicht hat sich selbst in dem Augenblick aus dem Spiele zu lassen, führt den Andern, der sich vielleicht in reiner, uneigennütziger Untersuchung begriffen glaubte in sich zurück und läßt ihn gewahr werden, wie in ihm selbstische Neigungen in geheim Antheil an seinen gesuchten oder gefundenen Urtheilen hatten, oder doch eine heimliche Ahndung hie und da auf eigne empfindliche Blößen und Schwächen zu stoßen, den Blick rechts und links scheu machte. Von der näheren Beleuchtung der geheimen Schlupfwinkel wird sich aber der redliche Forscher eben so wenig vorsetzlich wegwenden, wenn die treue Stimme der Liebe und Unschuld, oder auch die ernste der Rüge einmal drauf gedeu-

tet hat, als der redliche und wahrhaft beſorgte Hausvater ſich ſelbſt über die oft unvermeidlichen augenblicklichen Unordnungen in ſeinem Hauſe, vorſetzlich verblenden wird; ſollte er auch gewahr werden, daß der zärtlichſte Antheil an ſeinem perſönlichen Wohl, die liebevollſte Schonung dieſer oder jener Schwäche, die unangenehme Wahrheit vor ſeinen Augen zu verbergen geſucht hätte. Er wird vielmehr daraus lernen, daß es mit dem ſchärfſten Umſichſchauen und der ſtrengſte innre Diſciplin für ſich ſelbſt auch für die äußere Umgebung, die auch mehr um ſich als in ſich ſchaut von der größten Wichtigkeit iſt, daß nur da wahre Ordnung und Uebereinſtimmung und mit ihnen wahre Freiheit herrſchen kann, wo die Beſſern eben ſo wenig Schwächen, auch der ſogenannten liebenswürdigen Schwächen zu ſchonen als die Schlechten Fehler und Laſter zu benutzen haben. Und ſo kann gemeinſames Streben, bei ernſtem Willen ſein Inneres zu ergründen, den Mangel an Kraft und Dauer zu ſtrenger Inſichgekehrtheit bei den meiſten Menſchen einigermaßen erſetzen. Aber auch der Starke gegen ſich ſelbſt ſtrenge Menſch wird wenigſtens in ſeinem naheliegenden Kreiſe nicht verſäumen ächte Unterſuchung über moraliſche Gegenſtände zu fördern und es wird ihm allemal wohlthun eine der reellſten geſelligen Pflichten darin

zu üben. Kant bemerkt sehr richtig daß wenn man auf den Gang der Gespräche selbst in gemischten Gesellschaften, die nicht blos aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Geschäftsleuten und Frauenzimmern bestehen Acht hat, man finden wird, daß außer dem Erzählen und Scherzen auch das Räsonniren darin Platz findet, und daß dieses nie leichter den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünftlen bald lange Weile haben erhält und nie mehr Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt als wenn es den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung betrift und dadurch der Charakter irgend einer Person ausgemacht werden soll. — Wie glücklich und mannichfaltig kann dieses nicht für alle Antheilnehmende benutzt werden! Und wieviel lieber noch wird nicht der Mensch der seine Pflicht kennt und gerne übt mit seiner eignen Vervollkommung zugleich die ächte, moralische Bildung seiner nächsten Umgebung, seines geliebten Weibes, seiner lieben Kinder zu bewirken suchen. Ueber keinen Gegenstand kann man so früh mit Kindern zweckmäßig räsonniren ohne sie zu ermüden als über das rein moralisch Gute; sie haben einen eignen Hang dazu. Mit Recht wundert sich daher unser großer Weltweise, daß die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft in aufgeworfnen Fragen selbst die subtilste Prü-

fung mit Vergnügen einzuschlagen, nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und nachdem sie einen blos moralischen Catechism zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten um Beläge zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen, die Beurtheilung ihrer Zöglinge in Thätigkeit setzten u. s. w. Außer dem mit Vergnügen gefühlten Fortschritte ihrer Urtheilskraft, würde die öftere Übung, das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beifall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung und des Abscheues zurücklassen, welcher zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen würde. —

Wie wichtig es aber sei daß der Lehrer der Jugend und der Mitmenschen erst für sich selbst über die reine Sittlichkeit aufgeklärt und selbst geübt und gewohnt sei das Gute um des moralischen Gesetzes wegen zu thun; und auch leider wie schlecht es noch fast überall in diesem Punkte mit den Lehrern bestellt sei, lehren uns die meisten unsrer bisherigen Erziehungsschriften; ja die meisten öffentlichen Lehrer. Man gehe die

gepriesensten Erziehungsschriften von Seiten der Moralität durch, selbst die meisten unter den neuesten und besten — überall wird man, wo nicht ein verworrenes Gemengsel von Klugheitsvorschriften und Religiosität, doch immer weit mehr die gemeinsten Klugheitslehren als ächte Moral vorgetragen finden. Auf allen Seiten heißt es da: dies wird Dich bei den Menschen beliebt machen, das wird Dir Gesundheit, Wohlstand, Ansehen und Einfluß erwerben — jenes macht Dich den Menschen verhaßt, schadet Deiner Gesundheit, Deinem guten Rufe, läßt Dich auf keinen grünen Zweig kommen. —

Gern werden sich diese Männer auf Kants eigne Bemerkung berufen, daß es, um ein ungebildetes, oder verwildertes Gemüth zuerst ins Geleis des moralischen Guten zu bringen, einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe, es durch seinen eignen Vortheil zu locken oder durch den Schaden zu schrecken; wenn man gleich auch hierauf einwenden könnte, daß ein Kind an welchem Eltern und Lehrer von Anfang an ihre Pflicht gethan hätten und welcher stets das moralisch gute Beispiel der Eltern und Erzieher vor Augen hätte von der moralischen Seite auch in den ersten Jahren seines Lebens kein ganz ungebildetes und nie ein verwildertes Gemüth seyn kann, jene gröbere Anleitung

also nur für solche Zöglinge nothwendig sey, die das Unglück gehabt hatten in ihrer frühen Jugend ungebildet zu bleiben oder gar moralisch zu verwildern.

Aber sehr weise setzt der große Lehrer hinzu: allein so bald dieses Maschinenwerk dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muß durchaus der reine moralische Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch daß er der Einzige ist, welcher einen Charakter gründet, sondern auch darum, weil er den Menschen seine eigne Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm selbst unerwartete Kraft giebt, sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, so fern sie herrschend werden will, loszureißen und in der Unabhängigkeit seiner intelligibeln Natur und der Seelengröße dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer, die er darbringt, reichliche Entschädigung zu finden.

Weiterhin zeigt der große Lehrer für jeden einleuchtend und anwendbar die Methode nach welcher ächt moralischer Unterricht am besten gegeben wird. Wie wenig haben unsre Lehrer der Jugend bis jetzt noch in diesen weisen Lehren für sich und ihre Schüler gevorteilt! Ja wie weit sind nicht noch von solchem ächt moralischen Unterrichte die meisten der berühmtesten Lehrer auf deutschen Universitäten, die berühmtesten philosophisch morali-

schen Schriftsteller entfernt? Hört man nicht auch noch von den Lehrstühlen der gepriesensten und besuchtesten sogenanten Weltweisen jenes verworrene Gemengsel von Klugheitsvorschriften und Religiosität für philosophische Moral vortragen? ja wohl selbst die niedrigsten Vorurtheile als hohe Weisheit verkünden?

Ein Mann, der sich weiser dünkt als die Weisesten, der selbst auf die großen Entdeckungen und herkulischen Werke unsers großen Reformators in der Philosophie mit vornehmlächelnden Beifall herabsieht, und durch hämische armselige Spötteleien die Achtung für ihn bei seinen Zuhörern untergräbt, dieser Mann mißbraucht seine schätzbare Gabe zu lebhaftem eindringenden Vortrage um seinem Auditorium von höherer und niederer Tugend vorzureden; theilt die ganze Menschheit in Zwei Classen. — Vielleicht in Gebildete und Ungebildete? — Ja, wenns so wäre! Nein, in solche Menschen, denen es Pflicht ist selbst zu denken und nach deutlich erkannten Grundsätzen zu handeln, weil sie zum regieren und unterrichten der übrigen bestimmt sind, und nach der höhern Tugend zu streben, die in Mäßigkeit in allen Neigungen und Handlungen und im philosophischen Enthusiasm für allgemeines Wohl bestünde; — und dann in solche Menschen die — sollte

mans glauben! — an dem gewöhnlichen Religionsunterrichte, der durch Hoffnung und Furcht antreibt und abschreckt, genug haben, um zu der niedren Tugend, deren sie nur fähig sind, zu gelangen. — Vielleicht weil er in dem Wahne steht, die Natur habe den größern Theil der Menschen zum Dienen bestimmt und ihn absichtlich mit geringeren Fähigkeiten ausgerüstet? Die Menschheit bestehe also aus Schwachköpfen und Starkgeistern? — Nein! weil — bei Gott! ich schreibe seine eignen oft wiederholten Worte nach! — weil der Handwerker und Bauer des bessern Unterrichts zu seinem Gewerbe und zu dem Grade der Glückseligkeit, deren er fähig sey, nicht bedürfe und durch Selbstdenken und Räsoniren nur unzufrieden und unruhig werden würde. Und das soll philosophische Moral seyn! — da lob' ich mir doch noch die alte ehrliche Gellertsche Moral, die geradezu von der allen Menschen unbedingt zustehenden Pflicht, sich rein zu waschen und gehörig zu kämmen spricht! —

Und wenn jener überweise Mann nun selbst seiner eben so unmoralischen als unphilosophischen Klugheitslehre nicht einmal gemäß handelt! Wenn er bei Abhandlung der höheren Tugend seine Lehre von der Mäßigkeit ausdrücklich nicht nur von Essen und Trinken, sondern auch von Eitelkeit, Hoch-

muth, Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht und wie das Gezüchte alles heißt, verstanden haben will, und nun seine jungen Zuhörer mit pikanten und überladnen Gemälden von der Dummheit, der Ungebildheit, der Trägheit, dem Hochmuthe, der Eitelkeit der Großen, Mächtigen und Reichen aller Art, vom Fürsten bis zum reichen Krämer gar weidlich belustigt, sie rund um sich schauen heißt, ob sie in dem Lande, in der Stadt in der sie leben, unter den höheren Ständen, die doch zur höheren Tugend bestimmt seyen, wohl etwas anders erblickten als dieselbe Beschränktheit der Begriffe, dieselbe gemeine Furcht vor Strafe und niedrige Hoffnung auf Gewinn und Belohnung, die doch nur den niedern, höchstens mit niedrer Tugend begabten, Ständen zustehe, dieselbe Trägheit zur Ausbildung des Geistes, wenn sie — die denn doch hie und da hören, daß es so etwas wie Denken gäbe, und daß Geistesbeschäftigung wohl Ehre brächte — wenn sie auch wohl zuweilen die Miene annähmen, als schätzten sie diejenigen, die sich mit den höheren Wissenschaften beschäftigten, als läge ihnen selbst etwas daran; und dann zu all den Untugenden der niedern Tugend noch der Hochmuth, die Eitelkeit! — Und wenn denn dieselben jungen Leute von ihrem strengrichtenden Lehrer im gemeinen Leben täglich sehen, wie er sich

jenen verächtlichen Großen und Reichen überall andrängt, nur ihnen öffentlich die Hochachtung bezeigt, die er allein dem Manne bezeigen sollte, welcher, während er unter tausendfachen eitlen Lebenszerstreuungen auch mit dem besten Kopfe ein langes Leben hindurch in dem verworrenen gränz- und bodenlosen Felde der Philosophie mühsam herumirrte ohne Grund und Ziel zu finden; sein ganzes Leben auf stille ununterbrochne Erforschung der Wahrheit anwandte und mit ewig bewunderungswürdiger Kraft und Ausdauer das Ziel erforschte und den Weg dahin für alle Ewigkeit bestimmte und sicherte. Aber ihm wohnt nicht einmal die Kraft, der Muth, ja nicht der reine gute Wille bei, die genaue vollständige Charte, welche der große Umschiffer der intellectuellen Welt ihm mit dem sichern unfehlbaren Compaß darbietet, männlich zu benutzen. Er fühlt sich wohl und vollendet in dem gewähnten Besitze seiner höheren Tugend und kümmert sich in seiner unphilosophischen Ruhe und Sicherheit eben so wenig um die beßre Ergründung der Wahrheit und die Feststellung des allgemeingültigen obersten Moralprincips als jener alte fromme, in seiner niedrigen Tugend ruhige Herzog sich um jede ihm vorgeschlagne Schul- und Landesverbesserung kümmerte: »Was können wir mehr denn selig werden? sagte der fromme Herzog

zu seinem vorschlagenden Rathe, das kann uns aber nicht fehlen, denn wir haben das Verdienst Christi ergriffen. Wozu denn nun noch all das unsichre Placken und Plagen mit Neuerungen!« —

Und so kann denn auch der eingebildete und verstockte Weisheits- und Seligkeits-Monopolist eben so wenig zur wahren Freiheit gelangen, als der despotische Gesetzverdreher und niedrige selbstsüchtige Gesetzverachter.

Ihr aber, ihr guten Menschen alle, die ihr wahre Freiheit ernstlich wollet, strebet nach der gegründeten Achtung eurer selbst, tragt euer eigen Licht in die künstlich um euch gewebte Finsterniß und zerreißt die eiteln Fäden mit denen ihr auf so mancherlei Weise und nach dem Willen Anderer gegängelt werdet — und ihr werdet frei, die Welt wird euer seyn!

J. F. R.

II.

Die Leier des Pythagoras

von Herder und Balde.

Lieblich klinget der Ton von goldnen Saiten,
Wenn der göttliche Sänger sie belebet;
Aber lieblicher klingt die mehr als güldne
Leier des Herzens.

Freund, du kennest sie wohl. Von vielen Saiten
Wirbeln Töne, wie aus der Aeolsharfe,
Ungeregelt, wo Kunst sie nicht und sanfte
Lehre sie ordnet.

Lyra Pythagorae.

Sive

Animus temperatis affectibus concors *).

Quid juvat Vatem Citharae amantem
Mortuam plectris animare buxum?
Verior nostro Lyra, Mantuoda, in
Pectore cantat.

Illa si nescis, gravis ac sonora,
Constat undenis fidibus, movendis
Lege Naturae; nisi docta virtus
Temperet arte.

*) Ode XXI.

Hoffnung, Furcht, und Begier, und Haß, und Wünsche
Schmerz und Freuden ertönen dumpf und lauter,
Daß die Nerven in uns, daß Seel' und Körper
Innig erzittern.

Laut vor allen erklingt die mächt'ge Liebe
In den Saiten, ein schmeichelnd-süßer Tonklang.
Lern' ihn, lerne die ganze volle Leier
Weise beherrschen.

Hoffe Würdiges, wünsche nur das Edle,
Hasse Laster, und fürchte, was zu fürchten
Ist, verehre die Gottheit; frei von Unmuth
Fröhlig und Schuldlos.

Spe, Metu, Votis, Odio, Dolore,
Gaudiis, Ira variamur omnes.
Corpus his nervis, Animusque certo
Contremit ictu.

Inter argutas resonare chordas
Est Amor princeps, age nunc et artem
Disce ludendi capies magistro
Certius usu.

Digna si speres, cupias honestum,
Oderis culpam, metuas timenda,
Diligas Numen, modereris irae
Laetus et insons:

Nicht die Menſchen allein, Du wirſt die Götter,
Und die Schöpfung umher, das Chor der Sterne,
Bäum' und Thiere bezaubern mit der Leier
Süßem Geſange.

Aber liebeſt Du, Freund, was haſſenswerth iſt,
Flichſt was lieben Du ſollteſt, biſt im Unglück
Wie in Freuden, in Zorn, und Furcht, und Kühnheit
Nimmer ein Weiſer;

O dann raſſeln in wilden falſchen Tönen
Alle Saiten des Herzens durch einander;
Deine Muſe des Lebens ſinget grauſe
Stygiſche Lieder.

Mulceas ipsos homines, Deosque,
Orpheo major, pecudesque et ornos.
Totus astrorum chorus explicatas
Arriget aureis.

Sin ,ames pravum, fugias petenda,
Peior adversis hilaris protervum,
Saevus irrasci, timidus dolere,
Turpiter audax;

Dissono, vae, quam vitiata cantu
Corda strideb'unt! tua quale carmen
Musa disperdet. Stygii Camoenis
Apta tyranni.

So als Pluto vorcinſt auf Aetna's Fluren
Ceres blühende Tochter wütend raubte,
Und die Traurige nun, die Unglückſelge
Nieder zum Orkus

Kam; da ſang Hymenäus auch ein Brautlied
Vor der Pforte des Orkus, alle Manen
Und die Traurige zu erheitern, die jetzt
Trauriger weinte.

«Unglückſelige! rief ſie. Schwarze Hochzeit
Hier; o ſängen um mich Vulkan's Cyklopen,
Daß die Felſen umher und Aetna's wilde
Hölen erbebten.«

Cum ferox Raptor spoliasset Aetnam;
Jamque de nigro revoluta curru.
Tristis infernas Cereris subiret
Filia sedis:

Ante consistens Hymenaeus Orcum,
Hac Lyra moestam voluisse sponsam
Fertur, et Manes hilarare: sed Pro-
serpina flevit.

Nuptias, cheu! miseranda nostras,
Rapta clamabat, resonare malim
Antra Vulcani, siculaeque rupis
Nubere fabro.

III.

Das ſtille Gemüth

von Herder und Balde.

Wer Laſterrein, von innerem Vorwurf frei
Sein Herz bewahret, lebet auf Erden ſchon
Der Götter Leben. Vollen Zuges
Trinkt er ein ewiges Meer der Freude.

Syenens Wüſte wird ihm ein Schattenhain;
Nach Scythien begleitet der Frühling ihn
Mit ſanften Lüften: denn ſein Herz kennt
Schmachtende Glut nicht und Eis und Winter.

Gaudium bonae mentis.

Carmengeniale, decantatum Warenbergae.

Nullo notari crimine, nil sibi
Conscire, Diis est ante diem frui;
Potare totis plena vipis.
Gaudia, non modica phaselo,

Illum Syene torrida frigidis
Obnubit umbris, et Merce tegit
Luco; migraturumque vernus
Trans Scytiam comitatur aer,

Von Wolken frei und fröhlich iſt ſeine Stirn;
Ein heitres Lächeln, Scherze mit holder Schaam
Vermählt am freundlichen Falerner,
Und eine Leier von ſanfter Tonart,

Sie weihten ihn zum Freunde des Phöbus, Ihn,
Den veſten Mann! Und bräche die Himmelsburg
Dicht über ihm, die Erd' erſänk' ihm
Unter den Füßen; er ſteht in Mitte

Der Trümmer ruhig. Bannete Sulla ihn
Von Bajä fern auf ſchwimmende Inſeln; Er
Wird Bajä gern mit ihnen tauſchen,
Und ſich auf beſſerer Erde fühlen.

Frons laeta semper, paraque nubium,
Gratique risus, et decor, et sales
Docto verecundi Falerno;
Et facili Lyra tacta nervo,

Suadent amicum dicere Cinthium
Seu fracta coeli porta tonet super
Cervice, seu subsidat Orbis;
Stat tamen in media ruina.

Mandante Sulla, qui subit innocens,
Curui volanteis aequoris insulas,
Mutabit Aegaeum Lucrino
Jam patriae melioris hospes.

Zum Leckerbiſſen wird ihm ein ſchwarzes Brot;
Im Sumpfe ſtrömt ihm lieblicher klarer Wein;
Sokrats Cicuta tränk' er heiter,
In der Verbannung ſich ſelbſt ein Bürger.

De pane furvo scinditur attagen.
Maxant Cutosis vina paludibus.
Civis sui, sorbebit exul
Socraticas hilaris cicutas.

IV.

Ein Gespräch aus Schlossers Gastmahl.

(Die Redenden sind Eugenius, ein ehrwürdiger Greis, ehmaliger Königl. Rath, der itzt ganz sich und den Seinen lebt. Theone seine verheyrathete Tochter, Meletes, sein Sohn, ein edler Mahler. Cheron, ein pensionirter Obrister, Philotas, ein lutherischer Pfarrer, Theodor, ein Ex-Augustinermönch. Iphitus, ein alter Gärtner, Pitho, sein Sohn, ehmaliger Justizbedienter, itzt auch Gärtner und ein Arzt. Ein Hofmann hat sich eben entfernt.)

Theone. — Mir war der Hofpapagei nur lächerlich. Anfangs sagte er mir die Alltagssüßigkeiten vor, die diese Herren wie in Bonbonieren immer bei sich tragen, — Ich hätte wohl vielen Spaß mit ihm gehabt wenn ich aus Respekt vor meinen Eltern und so vielen ehrwürdigen Männern es hätte wagen dürfen. Denn in der That, wenn die Herren von zierlichen Sitten unter uns, die wir uns zu einfachen Sitten gewöhnt haben, sich blicken lassen, so spielen sie eine noch viel lächerlichere Rolle als wir unter ihnen.

Pitho. Auch ich hätte ihn nicht einmal so leicht als wir thaten davon kommen lassen, wenn mir der Vater nicht immer gewinkt hätte. Brüsten sich doch die erbärmlichen Jungen mit ihrer

adlichen Geburt als wenn das ihr eignes Verdienſt wäre; ſo etwas konnte ſelbſt Epiktet kaum an einem Pferde ertragen.

Iphitus. Das iſt noch ein Sauerteig, lieber Sohn, der Dir von Deinem Hofſtadtleben anhängt und den Du mit Deinem abgeſchnittenen Haar nicht von Dir gelegt haſt. Ich halte auf den Menſchen allerdings nichts, vielmehr halte ich ihn für einen ſchlechten Menſchen, der, wenn er es einmal unternimmt für den Staat, oder ſey es auch ſonſt in was es will, mit dem Adel zugleich zu arbeiten, dieſen Leuten nur einen Fingersbreit da weicht und ſich durch ihre eingebildten Geburtsvorzüge auch nur im kleinſten blenden oder von ſeinem feſten Vorſatze abbringen läßt. Aber wenn unſer einer in ſeinen Privatſtand zurückgetreten iſt und nun nur für ſich und für ſeine Familie und ſeine eignen Geſchäfte zu ſorgen hat und er ſich dann noch über die Anmaßung ſolcher Menſchen ärgert, ſo kommt es mir eben ſo vor als wenn unſere ſtille, friſchrinnende Quelle in unſerm Garten ſich über das Springwerk im Hofgarten ärgern und nicht fühlen wollte, daß ihr Waſſer rein, hell und frei dahin läuft und Leben und Geſundheit verbreitet wohin es fließt; wohingegen jenes durch eine Menge Röhren und Pumpen gezwungen wird ſich gegen ſeine Natur hinauf zu werfen

fen und dann mit allem dem Lärm und Geräusche, wenn es einige Minuten in der Sonne Farben gespiegelt hat, doch nur in ein unnützes Bassin herabfällt, das, mit Moder und Seemoos bedeckt, faul und stinkend werden würde, wenn nicht täglich fremde Kunst und fremder Fleiß ihm zu Hülfe käme.

Eugenius. Iphitus hat Recht; vor und nach dem Juvenal, vor und nach dem Boileau ist so viel schon über die Adlichen die ihre Ehre in keinem eignen Werth, sondern in ihrer Geburt suchen, gesagt worden. Was hat aber das alles genützt und was wird es nützen? Es ist allerdings keine kleine Arbeit für den Menschen sich eignen Werth zu erwerben; und obgleich der wahre Zweck des Menschen, sein wahres Glück, nicht anders erreicht noch gewonnen werden kann als durch diesen eignen Werth, so hat doch die bürgerliche Gesellschaft und das Vorurtheil auch so manchen blos zufälligen Eigenschaften, beinahe überall, so viel scheinbares Gute zugeeignet, daß es nicht sehr zu verwundern ist, wenn so viele Menschen die diese privilegirten Eigenschaften haben, sich mit dem was sie ihnen ohne Mühe geben begnügen und darüber ihr wahres Glück, ihre eigne Bestimmung vergessen.

Pitho. Es mag seyn; aber unter allen die-

sen ist doch keiner so beschwerlich, so anmaßend, so verachtend als der Adliche.

Eugenius. Das glaube nicht, mein Lieber! Jeder Stand im Staat, der sich über die andern erhebt, ist gleich beschwerlich, anmaßend, verachtend. So ist es der Reiche, der Geistliche, der Soldat, nicht minder als der Adliche.

Cheron. Du hast Recht. Das ist mir neulich aufgefallen als ich in dem Buche von der Römischen Geschichte das Du mir liehest, bemerkte, wie furchtbar die Prärorianen und überhaupt die Herrn zugleich dem Staat und ihren Regenten wurden.

Eugenius. Und eben so furchtbar, eben so drückend waren, unter den schlechten Kaisern die reichen Freigelassenen und Verschnittenen, die sie regierten. So entstand in Florenz, nachdem dieser Staat seine Adlichen vertrieben hatte, eine weit unerträglichere Geldaristokratie die sich endlich in einen wahren Despotismus unter den Medizeern endigte. Der Adel muß denn doch noch fühlen, daß seine Vorzüge nur auf Vorurtheilen beruhen, und so eifersüchtig ihn das macht, daß nichts zu nahe an seinen Zirkel komme, so vorsichtig macht es ihn auch, es nicht ganz mit dem andern Stande, den er immer braucht zu verderben. Der Reiche aber weiß, daß sein Anse-

hen auf veſteren Gründen ruht, und daß auf dem Markte für den er geſchaffen iſt, ihm alles zu Gebot ſteht. Wo aber endlich die Geiſtlichkeit die Obermacht bekommt, da iſt der Menſch mit Leib, Vermögen, Ehre und ſelbſt mit ſeiner Seele ihr Sklave. Denn ſelbſt Theodor wird nicht läugnen, daß beinahe ganz Europa, zu der Zeit als die Römiſche Hierarchie auf ihren Gipfel ſtand, in dem Falle geweſen ſey.

Theodor. Das beurtheile ich nicht. Doch ſcheint mir ſo viel auch nicht zu läugnen daß eben damals die Hierarchie, von welcher Ihr denken möcht was Ihr wollt, den Adeldeſpotismus allein noch im Zaume hielt. Sicher und unläugbar ſcheint es mir aber, daß zu der Zeit, da die reichen Verſchnittenen an den Höfen alles galten, kein Mann von Religion und Gewiſſen mehr in der Welt bleiben konnte. Und deswegen, meine ich, braucht man den Pachomen, den Antoniuſſen und den heiligen Männern, welche ſich damals in die Einöden verkrochen, nicht gerade ein verbranntes Gehirn und melancholiſche Säfte anzudichten, weil ſie die ſo ekelhafte menſchliche Geſellſchaft unter welcher ſie ſich befanden, nicht mehr ertragen konnten.

Iphitus. Wahrlich, wenn ſie auf keine andere Art dem unerträglichen Drucke der Reichen

entgehen konnten, so thaten sie sehr recht; denn unser einer fühlt ihn oft genug. Aber wenn ich mich denn doch so erinnere, was ich zumal während der Regierung des jetzigen Königs seit dem letzten Kriege und nach der Unterdrückung der Landtäge manchmal von den Leuten reden höre, so kommt mir doch alles noch erträglicher vor, als wenn das gemeine Volk die Oberhand erhält. Gott bewahre, daß das glimmende Feuer, das man, wie ich aus des Hofmanns Reden abnehmen konnte, bei Hofe gar nicht ahndet und nicht achtet, Gott bewahre, daß dieses nicht einmal unversehens ausbreche! denn alle andern Stände haben doch etwas zu verlieren; wenn aber der losbricht, so ist nichts, das ihn zurückhalten könnte.

Eugenius. Das siehst Du gerade an wie es angesehen werden muß; und deswegen ist es eine eben so schändliche als gefährliche Maxime einiger Regierungen, welche die geringe Klasse der Unterthanen dadurch am besten im Zaume zu halten hoffen, wenn sie alles so anlegen, daß die Leute nichts mehr, weder an Ehre noch an Vermögen, zu verlieren haben.

Der Arzt. Es ist aber doch wunderbar, daß in der Natur von den großen Himmelskörpern an bis zu den kleinsten organisirten Thierchen, bis zur geringsten Pflanze, immer so viele Kräfte die sich

oft geradezu einander widerstehen, alle doch so friedlich zusammen arbeiten und alles in so schöner Uebereinstimmung erhalten; und daß hingegen in den Menschenwerken immer alles so mit einander kämpft und streitet.

Philotas. Mich dünkt das kommt daher, weil die Werke der Natur immer durch die Sache die da wirkt; die Werke der Menschen aber immer nur durch die Meinung, die man von den würkenden Menschen hat, zu Stande gebracht werden.

Pitho. Sehr wahr; und anders kann es auch wohl nicht seyn weil der Mensch meistens nur durch Menschen wirkt; jeder aber nur durch seine Meinung regiert wird. Und darauf zielte auch der Hofmann als er sagte: daß man sich nach der menschlichen Gesellschaft richten müsse, wenn man auf sie wirken wolle. Und das mag er auch, wenn es nicht mehr kostet als nach ihrer Art zu essen, zu trinken, sich zu kleiden, oder eine Reverenz zu machen. Wer aber glaubt daß er selbst den Schlechten machen müsse, um auf den Schlechten zu wirken, damit dieser besser werde, der wird wahrlich bald sich und die andern nur noch mehr verderben. Auch ist das Bessermachen die geringste Sorge dieser Leute. Sie wollen nur einwirken um von der Thorheit, und dem Laster und dem Leichtsinn der

andern ihren Vortheil zu ziehen. Deswegen stellen sie sich den Königen und denen die Gewalt haben, oder denen, die sie brauchen können, in allen ihren Schwächen gleich, und suchen sie immer noch schwächer, noch sinnlicher, noch leichtsinniger zu machen; verblenden sie mit dem Glanz der Pracht und der Prahlerei des Nachruhms, oder lähmen ihr Ohr durch die glatte Hofsprache, und ihre ganze Seele durch Verspottung aller Religion, aller Sittlichkeit, aller Formen, und versenken sie dadurch so tief in ihre Wollust und Weichlichkeit daß sie weder ihre Unterthanen, noch Gerechtigkeit, noch Gott, noch Menschen mehr sehen können; nicht einmal mehr sehen daß sie betrogen werden, oder seben sie es, keine Kraft mehr übrig behalten, sich aus dem Netze des Betrügers zu winden. Mich dünkt, wenn die Menschen böse sind, weil ihre Meinung von den Dingen unrichtig ist — und das sind die meisten; — so ist nur Ein Mittel sie besser zu machen: nemlich, ihre Meinungen zu berichtigen. Da nun dies das eigentliche Werk der Gelehrten im Volke wäre, so ist es desto trauriger, daß auch diese ganz ihre Liberalität verloren und die Wissenschaften zu einem Gewerbe gemacht haben daß sich, wie die übrigen Gewerbe, auch nicht nach dem Zwecke des Gebrauchs, sondern nach der Gabe der Käufer richtet. Das haben aber nicht

nur

nur die Geschäftsgelehrten denen man ihre Illiberalität, wie sie es wohl verdienen, überall vorwirft, sondern auch die übrigen, selbst Dichter und Künstler gethan. Einige um eines niedrigen Geldgewinnes willen, andere um eine Wasserblase von Ehre zu haschen; die fahren dann, wie Luzian in seinen Traum, hoch auf den Wolken und streuen Bücher an Bücher, und Meinungen an Meinungen, und Grillen an Grillen herab, nur selig im Angaffen der Menge, und unbekümmert um das Feld in das sie säen und um die Früchte ihrer Saat. Viele verläugnen freiwillig ihren bessern Genius, um sich bei den großen und vornehmen Thoren beliebt zu machen, und ich weiß nicht welchen Ton der sogenannten großen Welt nachzuäffen; oder nur um dem Spotte des gestrigen Pagen auszuweichen, dem seine schaale Flachheit irgendwo am Theetisch eines titrirten Weibes das Recht zum großen Wort gegeben hat; noch mehrere wissen was sie wissen nur durch den Kopf, und haben es nie so weit bringen können, der unförmlichen Masse nur eine Ahndung von Seele einzuhauchen. —

Meletes. Nun wahrlich, wenn dem so ist, so ist wenig Hoffnung zum Bessern; und wenn ich mich nicht vor meiner Schwester scheute, so würde ich dann rathen wir machten es alle wie Pacho-

mius und Antonius und suchten uns auch irgendwo eine Zelle oder eine Einsiedelei, sollten wir auch da nichts mehr zu thun finden als lauter memento mori zu malen.

Theone. Das fürchte ich nicht von dem, dem selbst der grobe Körper den Geist so wenig verhüllen kann, daß er jenen blos deswegen nicht malen will, weil er diesen nicht auch auf die Leinewand zu heften vermag. Ein Auge wie Deins; Bruder, wird immer noch viel Schönes in der Welt finden, daß es da Dich halten wird. Und gewiß, so lange ich auf dieser Welt noch eine Mutter ihrem Kinde die Brust reichen, und einen Freund seinem Freunde die Hand drücken sehe, so lang verzweifle ich nicht an dem Menschengeschlecht!

Eugenius. Du hast recht In dem was Pitho sagte, ist viel Wahres, und auf den öffentlichen Bühnen ist nicht mehr gut zu stehen; aber der bessere Geist der Menschheit webt noch immer in dem unbemerkten Kreis des stillen Privatlebens. Und wer will die Hoffnung finden lassen, daß nicht eine Zeit komme in welcher die Menschen überhaupt endlich selbst ihrer Laster und ihrer Nichtswürdigkeit überdrüßig werden und in dem Gefühl ihrer Leerheit nach dem Bessern greifen, das die ganze Seele füllt.

V.

Ein Wort zur Ehrenrettung der alten Deutschen *).

Freilich haben wir den Römern fast alles zu verdanken, was wir über Germaniens ursprüngliche Wald- und Sumpfbewohner zu wissen glauben. Aber wie unrein fließen hier selbst die lautersten Quellen! Wie unzuverläßig und schwankend sind selbst die geglaubtesten Berichte des stolzen Römers, wenn er im Hochgefühl seines Herrscherberufs auf die Barbaren jenseits des Euphrats, die Donau und des Rheins einen Blick wirft, und diese mächtigen Völkerstämme höchstens für eine nothdürftige Einfassung des römischen Weltkreises angesehn wissen will. Selbst beim Tacitus lassen sich die Spuren dieses Römersinnes nicht verkennen. Man lasse sich nur nicht durch die unerbittliche Strenge täuschen, womit er die Verbrechen und Thorheiten seines eignen Volkes zur Schau stellt. Darum bleibt er, wenn von den Barbaren die Rede ist, doch Römer, der es vielleicht oft selbst nicht

*) Man wird gewiß gerne mit dem Verf. dieses sinnreichen Aufsatzes auch einmal zur Abwechslung auf die Tage der Vorzeit blicken, wo man sich selbst Ketten anlegte um frei zu seyn. —

A. d. H.

weiß, daß er zweierlei Wagschaale und Gewicht für die Thaten seines Germanikus und des Römerfeindes Arminius hat. Nur allzuoft erscheint auch bei ihm ein Umstand, an dessen Glaubwürdigkeit man übrigens nicht zweifeln kann, durch kunstvolle Stellung und Deutung, in einem so nachtheiligen Lichte für die Germanen, daß dadurch der richtige Gesichtspunkt völlig verrückt, und, da dies so oft widerkommt, dem Leser, der nicht auf seiner Huth ist, bald Unwillen und Haß gegen die ungebändigten, germanischen Horden eingeflößt wird.

Um sich hiervon recht lebhaft zu überzeugen, lese man nur die gepriesenen Großthaten des Germanicus zu Anfang des zweiten Buchs der Annalen. Es ist dem planvollen Geschichtschreiber eigentlich nur darum zu thun, uns für diesen jungen Feldherrn, der am Ende dieses Buchs dem heimtückischen Tiberius aufgeopfert wird, durch Schilderung seiner Heldenthaten in Germanien zu gewinnen. Er bietet seine ganze historische Kunst auf, um uns zwei Siege, die sein Held gegen die verbündeten Fürsten Herman und Inquiomar an den Ufer der Weser erfochten haben soll, so glorreich als möglich darzustellen. Aber kaum kann man sich bei einer nur mittelmäßigen Aufmerksamkeit des Verdachtes erwehren, daß der Geschichtschreiber wo nicht absichtlich die ganze Sache ent-

stellt, doch gewiß einen sehr einseitigen und, was das Waffenglück der Römer anbetrift, übertriebenen Bericht vor Augen gehabt habe *). Es ist in der That zu verwundern, wie gutmüthig auch diese Geschichte dem angestaunten Tacitus von jeher nacherzählt worden ist. Erst neuerlich haben strengere Geschichtsforscher auch diese Blößen nicht übersehn **), aber auch so noch vieles dem strengern Prüfer dieser schimmernden Erzählungen aufzudekken überlassen.

Ich hebe hier nur eine sehr unbedeutende Kleinigkeit aus, die aber doch zureichend seyn dürfte um auf die Manier des Tacitus bei dieser ganzen Erzählung aufmerksam zu machen.

*) Man lese nur einmal ganz unbefangen die Stelle selbst Ann. II, 8 — 23. Wer durchsieht nicht z. B. die List des Germanicus, wenn im 13. Kap. erzählt wird, ein Abgesandter des Armin habe die römischen Soldaten zum Abfalle reizen wollen? Mußte es dem Geschichtschreiber nicht selbst einleuchten, daß dieß alles nur ein Blendwerk des rom. Feldherrn war? Und was hätte es geschadet, wenn er die Sache geradezu als eine Kriegslist des Germanicus erzählt hätte! Aber ein solcher Versuch sieht ja den Trotz und den Aberwitz der Germanen so ähnlich. Also darf man es diesen auch ungestraft aufbürden.

**) Man sehe Mannert Geographie der Gr. und Römer. Th. III. S. 111. f. Anton Geschichte der teutschen Nation Th. I. S. 295. ein Werk voll interessanter Forschungen und Sprachvergleichungen!

Beim erſten Blutbade, das von der fünften Tagesſtunde bis daß es finſter wurde, dauerte, wird als eine Folge des römiſchen Siegs auch der ſonderbare Umſtand bemerkt, man habe auf dem vietauſend Schritte weit mit Leichen bedeckten Wahlplatze unter den Waffen der Erſchlagenen auch Ketten gefunden, die die Germanen, ihres Sieges gewiß, für die Römer beſtimmt hatten *).

Ich möchte wohl wiſſen, warum die Germanen grade diesmal ſo zuverſichtlich auf eine ſo ergiebige Menge von römiſchen Kriegsgefangnen gerechnet hatten, daß ſie ſich mitten im Gefechte außer ihren vollwichtigen Waffen noch mit Feſſeln und Banden für ihre künftige Sclaven herumſchlepppten. Sie waren ihres Sieges im voraus gewiß, ſagte Tacitus, und ſo verdienten die eingebildeten Thoren freilich die derbe Züchtigung, die in ſolchem Falle, wo uns die alten Geſchichtſchreiber mit ähnlichen Beweiſen eines auf gewiſſe Siege trotzenden Uebermuths bekannt machen, als eine gerechte Schickung der Nemeſis, nie auszubleiben pflegte **). Aber ſollte dies von dem römiſchen Ge-

*) Repertis inter spolia eorum catenis, quas in Romanos, et non dubio euentu, portauerant. Kap. 18.

**) Das älteſte Beiſpiel iſt beim Herodot 1, 66. Andere ähnliche Beiſpiele ſiehe bei Freinsheim zum Florus p. 506. ed. Duck. Weſſeling zum Diodor T. II. p. 414.

schichtschreiber wohl zu vorcilig geschlossen, nicht absichtlich auf Unkosten der Barbaren grade so ausgedeutet seyn? So wenig ich das Faktum selbst leugnen oder was Tacitus mit Gewißheit anführt, als eine bloße aufgegriffne Sage vorstellen möchte *): so lebendig bin ich doch auch davon überzeugt, daß den wackern Cheruskern und ihren Waffenbrüdern durch die Art, wie dieser Umstand hier angeführt wird, das schreiendste Unrecht zugefügt werde. Man urtheile selbst.

In einem Kampfe, wo wie Hermann selbst in der Anrede an seine Krieger gesagt haben soll, nichts übrig blieb, als die Freiheit zu behaupten, oder der Sklaverei durch einen rühmlichen Tod zu entgehn, läßt sich bei den Germanen der hartnäckigste Widerstand denken. Man erinnere sich an die Sitte der Celten und Germanen sich durch die fürchterlichsten Eidschwüre zum Sieg oder Tod zu verschwören, und durch besondere Gelübde sein Waffenglück zu ertrotzen **). Die Soldurer oder Saldurer der Gallier, die Gesellen der Germanen sind bekannt ***) und beweisen, wie weit

*) So scheint sich Anton am angeführten Orte die Sage gedacht zu haben.

**) Die Stellen der Alten giebt Pelloutier Histoire des Celtes. T. I. p. 520. und Sturz in seinen Programmen de commorientibus.

***) Über die Soldurer s. Morus zum Cäsar de B. Gall.

ihre Entſchloſſenheit und Tollkühnheit gehen konnte. Beſonders merkwürdig iſt eine Stelle beim Tacitus *), wo er von den Celten erzählt, die tapferſten unter ihnen trügen eiſerne Ringe, als eine ſchimpfliche Auszeichnung ſo lange, bis ſie einen Feind erlegt hätten. Dies verſtehe ich nicht, wie Cluver **) und andere gethan haben, von einen bloßen eiſernen Fingerring, da der Gebrauch, Ringe an den Fingern zu tragen, dem Völkerſtamme, von welchen hier die Rede iſt, durchaus fremde geweſen zu ſeyn ſcheint, ſondern ich erkläre es für eine Art von Fußeiſen, welches man ſich abſichtlich anlegte, bis die Erlegung eines Feindes von dieſer freiwilligen Beſchimpfung loszählte. Vielleicht legten ſich andere in eben dieſer Abſicht ſelbſt Ketten an. So wurde es nun leicht begreiflich, wie die Römer auf dem Schlachtfelde unter den Waffen und Kleidern der Erſchlagenen (inter spolia) Feſſeln und Ketten finden konnte, die aber

III. 22. und Wachters Gloſſorium s. v. Über die Geſellen, oder Gaesaten Antons Geſchichte der teutſchen Nation. S. 153. und 390.

*) de mor. Germ. c. 32. Fortissimus quisque ferreum annulum — velut vinculum, gestat, donec se caede hostis absoluat.

**) Antiqu. Germ. 1, 16. p. 145. Die Bedeutung da annulus für eine Fußfeſſel ſteht, iſt durch die Epigrammen des Martials an den Zoilus 3, 29. 11, 38. außer allen Zweifel geſetzt.

freilich etwas ganz anders zu bedeuten hatten, als die Erklärung des Tacitus zu verstehn giebt. Dieser fand in den Berichten und Tagebüchern, denen er wahrscheinlich bei dieser ganzen Erzählung folgte, überhaupt nur den Umstand als eine Merkwürdigkeit aufgezeichnet: man habe bei den Erschlagenen auch mehrere Fesseln und Ketten gefunden: und verarbeitete dies nun nach seiner Manier zum Hohn und Schimpf der Barbaren, deren thörichter Übermuth auch diesmal seinen verdienten Lohn empfieng.

Zum Überfluß erinnere ich nur noch, daß die wilde, ungebändigte Kampfwuth des rohen Kriegers in ältern und neuern Zeiten Beweise genug von einer ähnlichen Erbitterung und Streitlust liefert, als die seyn mußte, die hier bei den Cheruskern und ihren Kampfgenossen einen so sonderbaren, den Römern selbst unbegreiflichen Gebrauch von Ketten und Banden hervorbrachte. So lesen wir, daß sich auf Tod und Leben verschworne Waffenbrüder an eine gemeinschaftliche Kette anschlossen, um im Kampfe selbst unzertrennlich zu bleiben, und mit einander zu siegen oder zu fallen. Das auffallendste Beispiel vom Gebrauch einer Kette zu einer ähnlichen Absicht giebt Herodot in der Erzählung der griechischen Heldenthaten im Treffen bei Platäa gegen den Mardonius. Hier wurde

unter den Athenern einem gewiſſen Sophares aus Dekelia der Preis zuerkannt *), der an den Gürtel ſeines Panzers eine Kette, und an dieſer einen Anker trug, welchen er da, wo er im Kampfe feſten Fuß faſſen wollte, in die Erde einſchlug, und ſich hierdurch ſelbſt auf den Boden gleichſam annagelte.

*) Herodot IX, 74.

Br.

VI.

Alte und neue deutsche Freiheit.

Der alten Deutschen tapfre Hand
Erwarb durch Muth und Blut ein freies Vaterland.
Die Neuen können sich, (ein Vorrecht unsrer Zeiten,)
Dies unschätzbare Gut mit mindrer Müh' bereiten:
Indeß der freie Mund kühn von der Freiheit spricht,
Fühlt der gebundne Arm die Last der Fesseln nicht.

L.

VII.

Jouvenal an Ponticus

vom wahren Adel

überſetzt und erläutert von

Denis.

Wozu Geſchlechtsentwürfe? Ponticus!
Was frommet es, von altem Blute ſich
Herunterzählen, und ſo manch Gebild
Der Ahnen, und auf Siegeswagen hoch
Aemiliane, nur zur Hälfte noch
Vorhandne Curier, das Unterſtück
Corvins, und einen Galba zeigen, dem
Schon Ohr und Naſe fehlt? a) Was nützet es,
Auf langem Stammregiſter mit Corvin
Sich brüſten, und den vielen Zweigen nach
Herunter weiſen auf Dictator, und

a) Die röm. Familien bewahrten das Andenken berühmter Ahnen in Wachsbildern und Statuen, die in ihren Vorſälen, in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen aufgeſtellet wurden. Der Dichter giebt Beiſpiele am Publ. Scipio Aemilianus, der wegen Karthago und Numantia triumphirte, am M. Curius, der die Sabiner, Samniter und Lucaner beſiegte, und den König Pyrrhus aus Italien trieb, am Val. Corvinus, der einen rieſenmäßigen Gallier im Zweikampf erlegte, und an einem Galba aus dem Geſchlechte der Sulpitier, das Kaiſer Galba bis zum Jupiter hinauf führte. Die hier gemachte Schilderung ihrer Bilder zeigt ihr hohes Alter.

Manch Oberhaupt der Reiſigen von Rauch b)
Bereits verdüſtert, wenn vor Lepidern c)
Man ſchändlich lebt? Wozu ſo manches Bild
Von Kriegern, wenn vor Numantinern d) du
Die Nacht durchwürfelſt, und den Schlaf beginnſt,
Wann Phoſphor aufgeht, und der Feldherr einſt
Panier und Lager vorzurücken hub?
Wie ſoll ein Fabier, dem Herkules
Verwandt, auf galliſche Benennungen,
Und einen prächtigen Geſchlechtsaltar
Sich viel zu gut thun e), wenn er geizig, ſtolz,
Und weicher, als ein Paduanerlamm,
Mit Lenden, die der Bimsſtein Catanas
Ihm weibiſch glättete f), der rauhen Art
Der Ahnen ſpottet, ſich mit Gift verſieht,

b) Die Bilder litten in der Länge der Zeit durch Rauch und Staub. Dictator der höchſte Gebieter in gefährlichen Zeitläufen der Republik. Er hatte den Befehlshaber der Reiterei, oder Magister Equitum unter ſich.

c) Dieſe Familie hatte dem Staate mehrere verdienſtvolle Männer gegeben.

d) Der obengedachte Scipio erhielt dieſen Ehrenbeinamen ſo, wie den des Afrikaners.

e) Das fabiſche Geſchlecht leitete ſich vom Herkules her, und unterhielt ihm einen herrlichen Altar. Q. Fabius Maximus ward wegen der beſiegten Allobroger, einer galliſchen Völkerſchaft Allobrogicus beigenannt.

f) Eine üppige Mode, ſich mit Bimsſteinen alle Haare vom Leibe wegzureiben. Dergleichen Steine fand man um Catania vom Aetna ausgeworfen. Ein Fabius Perſicus war dieſer Weichlichkeit halber verſchrieen.

Und ſein bedauernswürdiges Geſchlecht
Mit einem Bild' entehret, das die Hand
Des Henkers brechen ſoll? Ein ganzer Saal
Mag voll von alten Wachsgeſtalten ſeyn,
Nur Tugend adelt uns. An Sitten ſei
Mir Paulus, oder Coſſus, oder ſei
Mir Druſus g). Dieſen wähle noch den Platz
Vor deiner Ahnen Bildern. Dieſe laß
Noch vor dem Lictor h), biſt du Conſul, gehn.
Vor Allem fordr' ich innern Werth von dir.
Verdieneſt du des Tugendfreundes Ruhm,
Des Rechtvertheidigers mit Wort und That,
O ja dann biſt du mir ein Edelmann!
Sei mir gegrüßt, Getulicus! gegrüßt,
Silanus i)! oder welches Bluts du biſt!
Das frohe Vaterland umfängt an dir
Den ſeltnen, wackren Bürger. Was das Volk
Dem aufgefundenen Oſyris ruft k),

g) Paullus Aemilius, Corn. Coſſus und Jul. Druſus Publicola drei tugendhafte, tapfere und verdiente Männer.

h) Lictor. Der Namen der Amtsdiener, die dem Conſul die Steckenbündel, oder Faſces vortrugen.

i) Getulicus der Zunamen Eines aus dem vornehmen lentuliſchen Geſchlechte von den überwundenen Getulern. Eben ſo anſehnlich waren die Silaner. Der Dichter will ſagen: Der Mann, den ich erſt beſchrieben habe, iſt mir ſo gut als, als ein Lentulus, als ein Silan u. ſ. w.

k) In Aegypten wurde jährlich mit großem Kummer der neue Stier, den man für den Gott Apis oder Oſyris

Das hab' ich Luſt zu rufen. Denn wie ſoll
Man jenen edel nennen, der nicht werth
Der Abkunft nur mit großem Namen prangt?
So mag ein Zwerg' uns Atlas l), und ein Mohr
Uns Cycnus m), und ein Mädchen krüppelhaft
Und ſchiefgewachſen uns Europe ſeyn n).
So wird ein alter Hund, dem lange ſchon
Den Balg die Schäbe fraß, der hungrig itzt
Die Mündung ungefüllter Lampen leckt,
Vom Parder, Tieger, Löwen, und wofern
Noch etwas grimmiger auf Erde brüllt,
Den Namen führen. Hüte dich demnach,
Ja fürchte, ſo ein Camerinus, und
Ein Creticus zu heißen o)!
Nun auf wen
Iſt dies gemeint? Auf dich, Rubellius p)!

verehrte, geſuchet, und wann der vorſchriftmäßige gefunden wurde, rief Alles voll Freude: Wir haben ihn gefunden! Laſſet uns froh ſeyn!

l) Der Rieſe, der nach der Fabel den Himmel unterſtützet.

m) Das iſt ein Schwan.

n) Die Tochter Agenors, die Jupiter ihrer Schönheit halber übers Meer entführte.

o) Zunamen der adelichen metelliſchen und ſulpiciſchen Häuſer. Wie der Name Atlas, will Juvenal ſagen, einem Zwergen u. ſ. f. zum Spotte wird, ſo wird einem Taugenichts ſein edler Geſchlechtsnamen zum beſchämenden Vorwurfe.

p) Der ganze Namen iſt Rubellius Plautus. Seine Mut-

Dich bläht der hohen Druſen Abkunft auf,
Als hätteſt du ſelbſt irgend was gethan,
Um adelich, und einer Mutter Kind,
Die juliſch Blut erhöht, nicht eines Weibs,
Das ohne Dach um Taglohn webt, zu ſeyn.
Du ſagſt: Ihr Niedrigen! ihr letzter Troß
Im Volke, derer keiner zeigen kann
Auf ſeines Vaters Heimat! Aber ich,
Ich bin ein Cecropide q). Magſt du doch
Lang leben, und dich Deines Urſprungs freun!
Allein in dieſem Volkestroſſe findt
Sich ein beredter Mann, der vor Gericht
Den ungelehrten Edelmann vertritt;
Aus dieſem Pöbel ſteht ein Sprecher auf,
Der dir des Rechtes Knoten löſen, und
Geſetz' enträthſeln wird. Ein andrer zeucht
In Jugendkraft, geſchickt in Waffen, hin
Bis zum Euphrat, hin, wo der Adler Roms
Bezwungne Bataver bewacht r). Und du?

Nichts,

ter war eine Julia, und ſo ſtand er durch ſie mit Nero in gleichem Grade von Auguſtus ab.

q) Nur vergleichungsweiſe, weil Cecrops der erſte und älteſte König der Athener war. So viel, als: Ich bin aus einem der älteſten Häuſer.

r) Am Euphrat hatten die Römer immer mit den Parthen zu thun, und am Rheine mit den Belgen, wozu die Bataver gehörten.

Nichts, als ein Cecropide. Gänzlich gleich
Dem ſtumpfen Hermes s), beſſer nur in dem:
Sein Kopf iſt Marmor; aber deiner lebt.
Sprich, Teucrerkind t)! Ein unvernünftig Thier
Wer hälts für edel, wenns nicht muthig iſt?
So loben wir ein ſchnell und leichtes Roß,
Wenn ihm die meiſte Palme weht, und Sieg
Vom heiſren Circus u) auftönt. Edel iſts,
Es komme nun, von welcher Weid' es will,
Wenns andern voreilt, wenn es auf der Bahn
Den erſten Staub erweckt. Doch, wenn dem Vieh
Auch von corithiſch- und hirpiniſchem
Geſtüte w) ſich nur ſelten aufs Geſpann
Der Sieg herunterläßt, dann fragt kein Menſch,
Von welcher Zucht es fiel. Man ſchon es nicht

s) Einer dem Merkur gewidmeten Weg- und Markſäule athenienſiſchen Urſprunges, an welcher nichts, als der Kopf ausgearbeitet war.

t) Weil Rubellius, wie geſagt, von der Mutter ein Julier war, die ſich bis zum Julus des Aeneas Sohn hinaufführten, alſo von Trojanern, oder Teucrern kamen.

u) Ein runder Platz, worauf man dem röm. Volke Schauſpiele, und darunter auch Pferd- und Wagenrennen, gab. Natürlich wurde den Siegenden zugerufen und zugeklatſcht.

w) Corithum in Thuſcien, und Hirpium im Samnitiſchen mögen vor andern gute Pferde gezogen haben, oder kamen die Racen von berühmten Läufern Coritha und Hirpin?

Der Ahnen wegen. Um geringen Preis
Muß es Beſitzer wechſeln, Laſten ziehn
Mit aufgeriebnem Nacken, ſchwergefußt,
Des Nepos x) Mühle nur geſchickt zu drehn,
Damit wir alſo nicht das Deine nur,
Damit wir dich bewundern können, gib
Mir etwas anders auf dein Ehrenmahl
Zu ſetzen, als das Lob, das Jenen ſtets,
Durch die du Alles biſt, gegeben wird.

Dies mag dem Jünglinge y) genügen, der
Stolz, wie die Rede geht, und aufgebläht;
Und voll von Neros Anverwandtſchaft iſt;
Denn ſelten findet ſich gemeiner Sinn
Bei dieſer Menſchenart. Doch, Ponticus!
Dich wollt' ich nicht nur ſo geadelt ſehn
Durch dein Geſchlecht, daß du nicht ſelber auch
Nach eignem Lobe ſtrebteſt. Mißlich iſts
Auf fremdem Ruhme ruhen. Stürzen einſt
Die Säulen ein, dann fällt das Dach herab.
Des Weinſtocks loſe Rebe ringt empor
zur unvermählten Ulme z). Werde mir
Ein guter Krieger, guter Vormund, und
Gerechter Schiedsmann. Ruft in ſtreitigen

x) Mag ein wohlbekannter Müller in Rom geweſen ſeyn.
y) Dem Rubellius Plaut.
z) Die Rebe braucht ſich zu erheben einen Ulmbaum, und der angebohrne Adel zu glänzen eigene Verdienſte.

Und ungewiſſen Händeln man dich auf
Zum Zeugen, wenn auch Phalaris a) gebeut
Dir falſch zu ſeyn, und wenn er auch den Stier,
Dir Meineid abzudringen, heizen läßt,
Glaub' immer, daß das größte Laſter iſt,
Der Ehrlichkeit das Leben vorzuziehn,
Und deines Daſeyns halber jeden Grund
Des Daſeyns aufzugeben b). Wers verdient,
Der iſt des Todes c), fräß' er Auſtern auch
Zu hunderten aus der Gauranerbucht d),
Und füllten Coſmus e) Salben ganz ſein Bad.
Begrüßt nun eine der Provinzen dich
Nach langem Warten einſt, als Oberhaupt,
Dann zäume Zorn und Geiz mit Mäßigung.
Trag Mitleid mit der Bundsverwandten Noth.
Du ſiehſt; das Mark iſt aus der Könige

a) Der Agrigentinertyrann, der Menſchen in einen hohlen ehernen Stier ſteckte, und dann Feuer unterlegen ließ.

b) Wer nicht nach Vorſchrift der Vernunft und Tugend lebet, hat keinen Grund Anſprüche auf das Leben zu machen.

c) D. i. Er wird vergeſſen.

d) Gaurus ein Berg in Campanien unfern Bajä, der durch ſeinen Vorſprung ins Meer einen Buſen geſtaltet, der vortreffliche Auſtern nährt.

e) Ein berühmter Parfümeur zu des Dichters Zeiten in Rom.

Gebein geſogen f). Überlege wohl,
Was die Geſetze wahrnen, was der Rath
Von dir erfordert, welch ein reicher Lohn
Des Pflichterfüllers harret, wie gerecht
Der Blitzſtrahl war, mit welchem der Senat
Ciliciens Corſaren Numitor,
Und Capito g) verdammend niederſchlug.
Allein was fruchtet wohl Verdammung auch,
Wenn Panſa raubt, was Natta dir noch ließ h)?
Chärippus! ſuche den Verſteigerer
Für deine Lumpen auf, und mucke nicht i)!
Nach Allem noch den Lohn der Überfahrt
Verlieren wollen, wäre Raſerey k).

Als unſre Bundsgenoſſen blühten, war
Der Jammer nicht ſo groß, und nicht ſo tief

f) So übel haben röm. Provinzobrigkeiten den Bundesgenoſſen und benachbarten Landesherren mitgeſpielet.

g) Jul Numitor und Capito Coſſutianus wurden der Erpreſſungen halber zur Zeit ihrer Verwaltung in Cilicien vom Senate verdammet. Drollig nennt ſie Juvenal die Seeräuber Ciliciens; denn die Cilicier trieben einſt ſelbſt dieſes Handwerk, bis es ihnen Pompejus niederlegte. Alſo Seeräuber der Seeräuber.

h) Panſa und Natta ſtehn hier anſtatt: Dieſer und jener Beamte.

i) Chärippus, d. i. guter Mann aus der Provinz! mache lieber dein übriges Bischen zu Geld, und klage ja den vorigen Beamten nicht an!

k) Denn du würdeſt nichts ausrichten zu Rom, und alſo auch den Schifferlohn dahin noch einbüßen.

Die Schadenwunde, wenn man den Vergleich
Auf die nun Unterjochten ziehet l). Voll
War damals jedes Haus, Geld aufgehäuft,
Spartanerſtoff zur Kleidung m), Purpurzeug
Aus Kos n), Gemälde vom Parrhaſius o),
Vom Myron Erzfiguren, Helfenbein
Vom Phidias belebt, von Polyklets
Berufnem Meißel aller Orte Viel,
Und ohne Mentor ſelten nur ein Tiſch,
Antonius und Dolabella ſind,
Der Götterſchänder Verres iſt daher
Berüchtiget p). Sie brachten Schiffe voll
Verborgnes Raubes, hielten oft Triumph,
O Frieden! über dich q)! Doch, was man itzt
Den Freunden rauben kann, iſt hier und dort
Noch ein Paar Ochſen, iſt ein klein Geſtüt,
Iſt von dem abgenommnen Gütchen weg

l) Die erſten Plünderungen wurden an wohlhabenden Feinden verübet; itzt gilts erarmte Freunde.

m) Purpurlacken von Sparta waren berühmt.

n) In der Inſel Kos wurden die feinſten Purpur gefärbet.

o) Alle folgenden Künſtler ſind aus dem Alterthume bekannt. Mentor zeichnete ſich vorzüglich in Bechern und andern Vaſen aus.

p) C. Antonius hatte Griechenland, Dolabella Aſien, Verres Sicilien beraubet.

q) Sonſt fuhr zu Rom Beute ein, wenn man über Feinde triumphirte. Dieſe Herren triumphirten über den Frieden.

Der Heerde Vater r). Dann gehts übers Haus.
Iſt noch ein Standbild da, das Lob verdient,
Sitzt im Kapellchen einzeln noch ein Gott,
Das gilt fürs Größte nun, und iſt es auch.
Vielleicht verachteſt du das weiche Volk
Von Rhodus, das geſalbte von Korinth s)?
Das magſt du freilich; denn wie ſollten wohl
Mit Harzöl' überſchmierte Jünglinge t),
Wie mit enthaarten Lenden alles Volk
Die furchtbar ſeyn? Allein verſuche nicht
Das rauhe Spanien, den Himmelsſtrich
Von Gallien, und nicht Illyriens
Geſtade u). Schone ſo der Schnitter w) auch,
Roms Sättiger, das für den Circus nur,
Und fürs Theater lebt. Und welche Frucht
Entſpränge dir aus dieſer Gräuelthat,
Da Marius vor kurzem erſt das Kleid

r) Der Stier. So erlag die Viehzucht.

s) Rhodier und Korinthier hatte der Luxus entmannet. Da fürchteſt du vielleicht, wenn du ſie drückeſt, keine Empörung.

t) Auch Harzöl diente, die Haare von dem Leibe wegzutilgen.

u) In Spanien und Illyrien war die Weichlichkeit noch nicht eingeriſſen, und Gallien war immer zu Aufſtänden geneigt.

w) Der Afrikaner, die Italien größtentheils mit Getreide verſahen.

Dem armen Afrika vom Leibe riß x)?
Nichts iſt beſorglicher, als Unrecht thun
Dem, welcher tapfer, und bedrücket iſt.
Nimm alles Gold und Silber, das er hat;
Du nimmſt ihm Schild und Schwert, du nimmſt ihm Spieß
Und Sturmhut nicht. Es fehlt Geplünderten
An Waffen nie. — Beredet euch nur nicht,
Daß dieß mein Einfall ſei, ja nehmt es ſo,
Als trüg' ichs aus Sibyllen-Blättern vor y).
Iſt dein Gefolge tugendhaft, verkauft
Kein ſchöngelockter Liebling deinen Spruch z),
Iſt deine Gattinn tadellos, und ſchweift
Sie nicht durch Städt' und Volksverſammlungen
Mit krummen Krallen, der Celäno gleich a),
Geld aufzuraffen, o dann leite dein
Geſchlecht vom Picus b) her, und, kützeln dich
Erhabne Namen, gib der Ahnen Zahl

x) Marius Priſcus hatte als Proconſul das Land fürchterlich ausgepreſſet. Er ward zur Wiedererſtattung verdammet. Aber davon kam nichts mehr in die Provinz zurücke.

y) Nach Virgils Erzählung ſchrieb die Sibylla ihre Weiſſagungen auf einzelne Blätter.

z) Dein richterliches Urtheil.

a) Eine der vier Harpien, die nach der Fabel weiblicher Bildung waren, Flügel und Klauen hatten, alles raubten, auffraßen und beſchmißten.

b) Dem erſten Könige der Lateiner, einem Sohne Saturns, alſo uralt.

Die ganze Fehde der Titanen zu c),
Ja selbst Prometheus d), und wähle frey,
Aus welchem Buche dirs belieben mag,
Den Aeltervater aus! Reißt aber Stolz,
Und geile Brunst dich unaufhaltsam fort,
Brichst du die Ruthen in der Freunde Blut,
Ergötzet dich ein müder Lictor, und
Ein stumpfes Beil, o dann erhebet sich
Der Adel selbst der Ahnen wider dich,
Und wirft auf deine Schande grelles Licht.
Man mißt den Vorwurf, der ein Laster trifft,
Der Höhe nach, worauf der Thäter steht.
Du rühmst dich mir, und siegelst Lügen selbst
In Tempeln, die dein Ahnherr baute, selbst,
Wo dein Erzeuger triumphirend steht e)?
Du rühmst dich mir, und gehst bei stiller Nacht
Verkappt auf gallisch f) fremden Weibern nach?
Gebein und Asche seiner Ahnen rollt
Ein leichtes Fuhrwerk Damasipp g) vorbei.

c) Die Titanen führten mit den Göttern Krieg, in welchem es ja nicht ohne Heldenthaten ablief.

d) Der nach der Fabel den ersten Menschen aus Erde gebildet hat.

e) D. i. Seine Statue, wie er triumphirend einzog.

f) Mit einer santonischen Kapuze. Santonen eine gallische Völkerschaft.

g) Ein aus dem Griechischen zusammengesetzter Namen, ein Pferdebändiger. Man kann nicht wissen, ob

Zwar iſt er fett, und Conſul; doch er ſelbſt,
Er ſperrt bemüht die Räder h). Zwar iſts Nacht;
Doch Luna ſiehts, doch zeugend blickt auf ihn
Das Aug der Sterne. Läuft ſein Ehrenamt
Nun aus; am hellen Tage nimmt er dann
Die Peitſche, ſcheut auch graue Freunde nicht,
Auf die er ſtößt, ja winket ihnen zu
Mit ſeiner Peitſche, löſt mit eigner Hand
Das Zeugebünde für ſein müd Geſpann,
Und ſchüttet ihnen ſelbſt die Körner auf.
Und unterdeſſen er, nach Numas Art i),
An Jupiters Altare Wollenvieh,
Und ernſte Stiere ſchlachtet, ſchwöret er
Durch Eponen k) allein, und jedes Bild,
Womit ſein dunſterfüllter Marſtall prangt l).
Gefällts ihm aber, wieder eine Nacht
Der Schwelgerei zu weihen, o da läuft

Juvenal einen beſtimmten Großen im Auge gehabt, den er nicht wagte zu nennen, oder ob er, wie man ſagt, unter die Sperlinge geſchoſſen habe.

h) Wenns bergab geht.

i) Ein ſpöttiſcher Vergleich Damaſippo mit dieſem ehrwürdigen und religiöſen Könige. Als Conſul mußte unſer Roßfreund zuweilen dergleichen Opfer verrichten.

k) Jeder ſchwur durch die Gottheiten, die ihm die heiligſten waren. Nun war Epona die Göttin der Pferde, Kutſcher, Mauleſeltreiber, u. ſ. w.

l) Vermuthlich hatte er Gemälde ſeiner Gottheit vor den Futterkrippen.

Von Salben naß der Syrophönix zu m),
Der an der Idumäerpforte wohnt n),
Begrüßt ihn ſchmeichelnd, nach des Gaſtwirths Art,
Mit Herr und König; aufgeſchürzet läuft
Auch Cyane o) mit feiler Flaſche zu —
Wir thatens auch als Jungen — unterbricht
Mich Damaſipps Vertreter. Mag es ſeyn
Doch haſt du dich gebeſſert, haſt bereits
Der Thorheit abgeſagt. Was ſchändlich iſt,
Sey kurz, und mancher Vorwurf falle mit
Dem erſten Barte weg. Der Jugend kann
Man etwas überſehn. Doch Damaſipp
Beſuchet jene Badgezeche noch
Und die bemalten Leinwandſchirme p) noch,
Armenien, die Flüſſe Syriens q),
Und Rhein und Donau zu vertheidigen,
Zum Kriege reif genug. Für Neros r) Heil

m) Ein Unternehmer, der eine Parfümerie, ein Bad und eine Schenke hielt. Die Spezereien kamen vorzüglich aus Syrien und Phönicien.

n) Durch die Veſpaſian und Titus nach beſiegtem Judäa einzogen.

o) Bei uns eine Kellnerinn.

p) Vermuthlich zeltartige Vorhänge, hinter welchen man ungeſehen zechte.

q) Den Euphrat, Tigris, Orontes.

r) Unter Nero mag wohl Domitian verſtanden ſeyn, den Juvenal anderswo den kahlen Nero nennt.

Kann dieſes Alter Bürge ſeyn. Allein
Schick' immer, Cäſar! hin nach Oſtia,
Schick' hin, doch ſuche den Legaten s) dir
In einer großen Säuferherberg auf!
Mit einem Meuchelmörder findſt du ihn!
Mit Schiffgeſinde, Dieben, Flüchtlingen,
Mit Henkern, Todtenbahrenmachern, und
Der Cybele verſchnittnen Pfaffenſchaar t),
Die nun mit ſtillen Trommeln träge liegt,
Umgeben, hingeſtreckt, wo Freiheit gleich,
Geſchirr gemein, gemein der Lagerplatz,
Kein Tiſch verſchieden iſt. O Ponticus!
Was thäteſt du, wenn dir ein ſolcher Knecht
Beſchieden wäre? Sicher müßt' er fort
An den Lucanerpflug, vielleicht wohl auch
Ins Arbeithaus nach Thuſcien u). Doch, ihr,
Ihr, Trojerabkunft! ihr vergebt es euch,
Und was den letzten Handwerksmann entehrt,
Steht Voluſer- und Bruterblute wohl w).
Wie aber, wenn ſich kein ſo ſchändliches,

s) D. i. Du kannſt einen Legaten oder Feldherrn nach dem Hafen Oſtia ſenden, daß er ſich dort zur Armee einſchiffe.

t) Sie hießen Galli, und machten bei ihrem Opferdienſte ein raſendes Getön mit mancherlei Inſtrumenten.

u) Nichtswürdige Knechte mußten in Eiſen das Feld bauen.

w) Sie waren Zweige des uralten valeriſchen und juniſchen Geſchlechtes.

So abſcheuwerthes Beiſpiel geben läßt,
Das nicht noch ärger Zeug vorhanden iſt?
Nachdem dein ganzes Hab verſchwendet war,
Vermietheteſt du, Damaſipp! den Hals
Der Schaubühn, und erſchienſt im polternden
Geſpenſte des Catulls x). So gab uns auch
Nicht ohne Beifall Velox Lentulus y)
Die Rolle des Laureolus z), wie mir
Es vorkömmt, eines wahren Kreuzes werth.
Doch iſt nicht minder ſträflich unſer Volk,
Noch ausgeſchämter iſt des Volkes Stirn,
Das ſitzt, und abgefeimten Poſſen der
Patricier ſo zuſieht, Fabier a),
Als Mimen barfuß b), hört, und lachen kann,
Wenn ein Mamercus c) Backenſtreiche kriegt.

x) Nicht des veroneſiſchen, ſondern eines unbekannten Farcendichters.

y) Alſo aus dem hochedlen corneliſchen Hauſe.

z) Eines ſeiner Übelthaten halber ans Kreuz geſchlagenen Mörders. Dies Stück ward unterm Caligula und Domitian öfter aufgeführt. Der Verfaſſer war nach einigen Nävius, nach andern ein Lubetius.

a) Eine der vornehmſten Familien Roms.

b) Andere legen es ſo aus, daß die Farcen oder Mimen auf keiner Bühne, ſondern zu ebener Erde vorgeſtellet wurden; Andere, daß die Mimenſpieler keinen Cothurn, wie im Trauerſpiele, keinen Soccus, wie im Luſtſpiele, ſondern nur gemeine ſchlichte Schuhe anhatten.

c) Wieder einer aus dem ämiliſchen oder corneliſchen Geſchlechte für jeden Adelichen genommen.

Was liegt nun auch daran, für welchen Preis
Ihr Leben feil ist? Denn sie biethens feil d),
Auch da kein Nero zwingt e) und stehn nicht an,
Selbst, wenn der hohe f) Prätor Spiele giebt,
Es zu verkaufen. Aber denke mir
Hier Schwerter, dort die Bühne. Was verdient
Den Vorzug? Fürchtet jemand so den Tod,
Daß ihm erwünschter ist, mit Thymelen
Den Eifersüchtigen zu spielen, und
Des thörichten Korinths Gesell zu seyn g)?
Ein hochgebohrner Possenreißer darf
Uns eben doch nicht wundern, wo der Fürst
Ein Citherschläger ist h). Was mangelt noch?
Nichts, als der Fechterplatz. Vernimm denn auch
Die Schande Roms. Nicht als Mirmillo i) ficht

d) Auf dem Fechtplane, wo es ans Leben geht.

e) Eine große Zahl von Senatoren und Rittern mußten es auf seinen Befehl öffentlich mit den Fechtern oder Gladiatoren wagen.

f) Hoch hier nicht wegen der Würde, sondern wegen des erhöhten Ortes, von welchem er den Spielen vorstand.

g) Anspielung auf eine Farce, in welcher die Rolle eines Eifersüchtigen vorkam, welche sonst der Mimiker Latinus mit seinem Weibe Thymele vortrug. Korinthus muß die Rollen des Dümmlings vorgestellet haben.

h) Nero geizte, wie bekannt ist, nach nichts so sehr, als nach dem Ruhme eines guten Saitenspielers und Sängers.

i) Eine der verschiedenen Classen der römischen Fechter, deren Rüstung so gleich beschrieben wird.

(Ein Gracchus k), kämpfet nicht mit Sens' und Schild,
(Denn er verwirft, und haſſet dieſen Schmuck l),)
Verbirgt in keinem Helme ſein Geſicht.
Den Dreizack führt er m), und nachdem er itzt
Sein von der Rechten hangend Netz umſonſt
Geſchleudert hatte, blicket er um ſich
Mit offner Stirn, und giebt das Ferſengeld
Erkennbar übern ganzen Sand hinweg.
Sein Leibrock trägt ihn zu verrathen bei,
Von deſſen Halsſchluß' eine Goldſchnur ſich
Erſtreckt, und von dem ſpitzen Hütchen winkt n).
So wurde dem Secutor, den man zwang
Zu fechten mit dem Gracchus, Leides mehr,
Als Wunden bringen konnten, angethan o).
Vergönnte man dem Volke freie Wahl,
Wer wäre ſo verrucht, der zweifelte.

k) Aus der berühmten ſempronischen Familie.

l) Unverſchämt genug von allen gekannt zu werden, wie ſichs gleich zeiget.

m) Er kämpfte alſo als ein Retiarius, die das Angeſicht blos hatten, und ein Netz über das Haupt ihres Gegners zu werfen, und ihn dann mit dem Dreiſpitze zu morden trachteten.

n) Dieſe Goldſchnur half mitzeugen, daß er kein gemeiner Fechter war.

o) Secutor eine andere Fechtergattung, die gegen den Retiarius Helm, Schild und Schwert brauchte. Das Weglaufen ſeines Gegners, ſagt Juvenal, that ſeinem Ehrgeize mehr wehe, als wenn er von ihm verwundet worden wäre.

Ob Seneca mehr werth, als Nero, sei,
Den abzuthun mehr, als Ein Affe nur,
Mehr, als nur Eine Schlange, nur Ein Sack
Vonnöthen war p)? Oreſtes kam ihm zwar
Am Laſter gleich q); doch unterſcheidet ſie
Der Antrieb. Götter trugen dieſem auf,
Den Vater r), der in Mitte des Gelags
Ermordet ward, zu rächen. Aber er
Befleckte ſich mit Schweſterblute nicht,
Mit Blute ſeiner Spartergattin nicht s),
Gab Blutsverwandten niemal Schierlingtrank t),
Sang, als Oreſtes, auf der Bühne nie,
Schrieb nie von Trojas Brande u). Dieſes wars,
Was Galba, Vindex und Virginius
Mit Waffen rächen mußte w), dies, worin

p) Mit dieſen Thieren wurden bei den Römern Ältern-mörder in einen Sack eingenähet, und ins Waſſer geworfen.

q) Er brachte ſeine Mutter Klytemneſtra ums Leben, wie Nero die ſeinige Agrippina.

r) Agamemnon.

s) Die Schweſter war Elektra, die Gattin Hermione.

t) Eitel Gegenſätze Neros, der ſeinen Bruder Britannicus, zwei Gemahlinnen Oct. Antonia und Poppäa Sabina, ſeine Muhme Antonia u. ſ. w. aufrieb.

u) Das alles that Nero, und nachdem er den Untergang Trojas beſchrieben hatte, wandelte ihn auch die Luſt an, denſelben zu ſehen. Daher ließ er Rom anzünden.

w) Der erſte brach wider ihn los aus Spanien, der zweite aus Gallien, der dritte aus Germanien.

Des Wütrichs Härte ſich am meiſten wies,
Dies die Beſchäftigung, der Vorzug dies
Des hochgebohrnen Herrſchers, welcher Luſt
Mit ſchnödem Sange ſich zu ſchänden fand
Auf fremden Bühnen, und in Griechenland
Den Kranz von Apium erfreut empfieng x)!
Wohlan denn y)! Hefte dieſen Sängerpreis
An deiner Ahnen Bilder, lege vor
Domitier z) das lange tragiſche
Geſchlepp Thyeſtens und Antigonen,
Die Larve Menalippen hin a) und häng'
Am marmornen Koloſſe Cithern auf b)!
Wer, Catilina! kennt ein edleres
Geſchlecht, als dein und des Cethegus war c)?
Doch habt ihr nächtliches Gewühl, und Brand
Den Wohnungen und Tempeln zugedacht,
Gewagt, was einſt ein pluderhoſig Volk,

Und

x) Er ſang auch öffentlich in Neapel und Rom. Mit dem Kraute Apium wurden dennoch nicht allein die Sieger in den Wettſpielen gekrönet; zu Rom kränzte man ſich auch damit bei Gaſtmahlen.

y) Der Dichter wendet ſich an Nero ſelbſt.

z) Vor deine berühmten Vorältern.

a) Den theatraliſchen Aufputz, mit dem er in den gedachten Stücken auftrat.

b) An der Statue Auguſts. Wie beißend!

c) Man weiß ihre vorgehabte Revolution, die Cicero erſticket hat.

Und junge Senoner d), gewagt, worauf
Das Recht die Pein des Pechgewandes setzt e).
Doch wacht ein Consul, treibet euern Schwarm
Ins Enge. Dieser Arpinate f), neu,
Nicht von Geburt, der Ritterschaft in Rom
Vor kurzem einverleibt, vertheilt umher
Den Zagen Waffenschutz, und breitet Muth
Durch Zuspruch unter allen Ständen aus.
Daher erwarb ihm auch das Friedenskleid g)
Mehr Ruhm und Ehrbezeigung innerhalb
Der Mauern, denn Octavius erhielt,
Als er von Leukas und Thessaliens
Gefilden mit getränktem Schwerte kam h).
Von dem befreiten Rom ward Cicero
Der Vater seines Vaterlands genannt.

d) Ein Theil der Gallier hatte von ihren langen und weiten Hosen bei den Römern diesen Zunamen. Senoner auch Gallier. Der Dichter deutet auf ihre Einnahme Roms, aus welchem sie L. Fur. Camillus tüchtig wegschlug.

e) Feueranleger wurden in einen mit brennbarem Zeuge gefüllten und mit Harz übertünchten Sack gesteckt und angezündet.

f) Ciceros Geburtsort war Arpinum eine kleine Provinzstadt.

g) Die lange Toga, die man in der Stadt trug.

h) Oct. Augustus erhielt in der Seeschlacht am aktischen, oder leukadischen Vorgebirge über den Antonius und die Kleopatra, und bei Philippi über den Cassius und Brutus einen blutigen Sieg.

Ein andrer Arpinate i) war gewohnt
Am Volscerberge für gedungnen Lohn
An fremdem Pfluge zu ermüden. Bald
Nach dieſem ſchmiß ihm der Centurio
Den knotenvollen Rebſtock hinters Ohr,
Daß er zerſprang, ſo oft er ihn bequem
Mit träger Haue beim Verſchanzen fand k).
Doch dieſer Mann, der wirft ſich in den Weg
Den Cimbrern l), und der äußerſten Gefahr,
Und ſchützt allein die angſterfüllte Stadt.
Nachdem daher der Raben gierer Flug,
Die nie ſo große Leichen koſteten,
Hin auf der Cimbrer Niederlage fiel m),
Erhielt er nun den zweiten Lorberkranz n),
Er, deſſen Amtsgenoß von Adel war o)
Gemeine Seelen waren Decier p),

i) Der berühmte C. Marius von niedriger Herkunft.

k) D. i. Er ward gemeiner Soldat, und wenn er nicht fleißig ſchanzte, ſetzte es Hiebe von ſeinem Centurio, oder Hauptmanne.

l) Sie rückten aus dem Norden Germaniens mit Heerkraft in die römiſchen Provinzen,

m) Marius ſchlug ſie bei Aix in Frankreich aufs Haupt.

n) Den erſten Triumph hatte er ſchon über den König Jugurtha aus Afrika gehalten.

o) Q. Catulus aus dem Luciatiſchen Geſchlechte.

p) Publ. Decius Mus, Vater und Sohn, haben ſich in zwei wankenden Schlachten den unterirdiſchen Gottheiten für das Vaterland eingeweiht, in die Feinde geworfen, und durch ihren Tod den Sieg erkaufet.

Ihr Namen aus dem Volke. Doch genug
Für ganze Legionen galten sie,
Für jedes Bundesvolk, das focht mit uns,
Für die gesammte Jugend Latiens
Den Mächten jener Unterwelt, und dir,
O Mutter Erde! Größer war der Werth
Der Decier, als der Geretteten.

Der letzte gute König q) ward erzeugt
Aus einer Magd. Doch gab ihm sein Verdienst
Den Mantel, und den Hauptschmuck des Quirins r),
Und Beil und Ruthen, die der Lictor trägt s).
Im Gegentheile thaten Söhne selbst
Des Consuls t) durch Verrath den flüchtigen
Tyrannen u) Roms geschloßne Pforten auf;
Ja Sie, von welchen zur Befestigung
Der Freiheit sich ein herrlicher Entschluß
Erwarten ließ, den Cocles und mit ihm
Einst Mutius, und jene Jungfrau, die
Die Gränzen unseres Gebiethes beschwamm w),

q) Oder der sechste, Serv. Tullius.
r) Oder des Romulus.
s) D. i. Die Fasces oder das Zeichen der Herrschaft.
t) Titus und Tiberius Söhne des Junius Brutus nebst anderen Mitverstandenen.
u) Dem ausgetriebenen Tarquinius dem Stolzen, und seinen Angehörigen.
w) Horatius Cocles, der das andringende Heer des Königs Porsenna so lang allein aufhielt, bis die Tiberbrücke hinter ihm abgeworfen war. Mutius Scävola, der im An-

Bewundern ſollte, da indeß ein Knecht x)
Den Vätern von der ſtillen Übelthat,
Zum Leide zwar der Mütter y), Nachricht gab.
Nach Ruthenſtreichen büßen ſie nun auch
Durchs erſte der Geſetze, durch das Beil.

Viel lieber will ich, daß dein Vater ſei
Therſites z), wenn nur du Achillen gleichſt,
Und in Vulkans Geſchmeide rüſtig ſtehſt a),
Als daß Achill dich in der Ähnlichkeit
Therſits erzeuge. Führeſt du, ſo weit
Du willſt, auch endlich deinen Namen her,
So gab doch ein verrufner Zufluchtsort b)
Den Urſprung deinem Stamme. Wer nun auch
Der Gründer mag geweſen ſeyn; er war
Ein Viehhirt, war — was ich nicht ſagen will.

geſichte dieſes Königs ſeine eigene rechte Hand ins Feuer ſtieß, weil ſie anſtatt des Königes irrig auf einen andern geſtochen hatte. Clölia, die dem Porſenna, als Geißel übergeben, zu Pferde über die Tiber zurückeſchwamm. Juvenal nennt den Fluß die Reichsgränze; ſo klein war damals der römiſche Staat.

x) Binder, der in der aquiliſchen Familie diente.

y) Die ihre Söhne nicht gerne verlohren.

z) Der häßlichſte und tadelhafteſte der Griechen vor Troja.

a) Thetis verſah ihren Sohn Achilles mit Waffen, die Vulkan ſelbſt geſchmiedet hatte.

b) Roms Urſprung war bekanntlich eine Freiſtätte, wo allerlei ſchuldiges und ſchlechtes Geſinde zuſammenfloß.

VIII.

Litterarische Briefe.

An Herrn Hofrath Heyne.

Zweiter Brief.

Halle, den 10. Dec. 1795.

H. H. H.

Wer doch für Läßigkeit im Briefschreiben immer so gestraft würde! Fast fürchte ich, wenn der Fall mir öfter käme, ich könnte einen Fehler liebgewinnen, den ich, so verhaßt er mir manchmal wird, doch schwerlich je ganz ablegen dürfte. Dießmal hat er mir einen großen Dienst gethan.

Es gibt wol keine unzeitigere Störung, als jemanden in einer wohlwollenden Handlung von eigner Wahl durch eine Bitte um eben diese Handlung zu überraschen. Eine solche Bitte mindert im voraus den Werth des Geschenks in den Augen beider, des Gebers und dessen, der es empfangen soll. Glücklicherweise muß mein Brief v. Nov., der mir erst Wochenlang in Gedanken und dann noch etliche Tage auf dem Schreibtische liegen blieb, Ihrer so zuvorkommenden Recension in den Göttingischen Gel. Anzeigen ungefähr mittelweges begegnet seyn. Es wäre durchaus nicht der

rechte Ausdruck, wenn ich sagte, sie sei auch meinen Erwartungen und Wünschen begegnet: aber es wird mir schwer, den Ausdruck zu finden, der sowohl der Sache als meinem Gefühle ein Genügen leistet. Hat gleich die Anzeige meinen am Schlusse der Vorrede gethanen Wunsch zu wenig befriedigt: sie hat ein Uebriges gethan; in manchem Betracht hat sie meine Erwartung weit übertroffen.

Überhaupt schon kann es einem nicht gleichgültig seyn, wenn eine mühsame Arbeit, der man theils wegen ihrer Mühsamkeit, theils aus andern mehr außer ihr liegenden Ursachen, wenige zustimmende Beurtheiler versprach, von einem Gelehrten, der sich mit derselben eben so lange oder länger beschäftigt zu haben ankündigt, mit schonender Freundlichkeit aufgenommen wird. Angenehmer wird natürlich fremde Beistimmung, vollends da, wo man beträchtliche Verschiedenheit in den ersten Grundsätzen vermuthete. Dieß schien in der That unser Fall in Absicht auf die kritische Berichtigung des Textes. Allein unerwarteter konnte mir nichts seyn, als zugleich mit dem Uebrigen jene Untersuchungen, die mehrern schätzbaren Gelehrten als ein Gewebe scheinbarer Hypothesen und künstlicher Dialektik vorgekommen waren, von dem nämlichen Manne, dessen frühere Aeußerungen zu

ganz andern Besorgnissen berechtigten, für brauchbar und gründlich erklärt zu sehen.

Dieß Prädikat war, ich gestehe es, gerade das, wonach ich bei jedem Schritte aus allen Kräften arbeitete. Belesenheit, Gelehrsamkeit, Wörter die oft ideenleere, an manchen Orten wohlfeile Citate bedeuten, mögen, wie sinnreiche Combinationen und scharfsinnige Muthmaßungen, hie und da ein Lob heißen: im historisch-kritischen Fache ist das Alles öfters ein sehr zweideutiges Lob, so zweideutig als Neuheit selber. Neues läßt sich überall viel sagen, sogar mit der sichern Hofnung, daß es den Reiz der Neuheit auf immer behalten wird. Es ist neu, weil es keinem Schriftsteller von Verstand und Kenntnissen einfallen konnte, dergleichen früher zu sagen; und es bleibt neu, wenn es keiner zu wiederholen und in den Vorrath geprüfter Sätze der Wissenschaft aufzunehmen werth hält. Wie selten kömmt einmal jemand durch eigene Connexionen dazu, daß er das, was er mit leichter Farbe für den Modegeschmack anstrich, oder das blos Neue, was er ersann, mit sich altern und bei der Menge Hand in Hand gehen sieht!

Demjenigen hingegen, dem es nicht um eitlen Schein und um das Gaffen der Menge zu thun ist, gilt Neu und Alt völlig einerlei; und die

Zweifelſucht, die man zuweilen zur ächten Mutter der Wahrheit erhebt, iſt ihm um nichts vornehmer als die Glaubſucht. Freilich krankt an der letztern die größere Zahl von Gelehrten wie von Ungelehrten: wiewohl jetzt nicht ſo wie ehemals. Man hört jetzt gern Zweifel gegen Allerlei, was man ſonſt ausgemachte Wahrheit nannte. Nur müſſen ſie mit gewiſſen beliebten, immerhin ohne Grund angenommenen, Grundſätzen leicht zu vereinigen, und inſonderheit fein beſcheiden ſeyn, das heißt Vielen, fein unbeſtimmt, ſchwankend und in einen freien weiten Raum geſtellt, der mehrere Kartenhäuſer neben einander leidet. Führen aber neue Forſchungen, deren Ziel ſich gewöhnlich dem Forſcher ſelbſt lange verbirgt, am Ende auf Wahrnehmungen, die ſich mit den Lieblings-Meinungen des Tages nicht reimen, oder gar mit dem Anſehen beglaubigter Schriftſteller und Schulenhäupter im Widerſpruch ſtehen — dann hat man Mühe, ſeinen Weg ohne Neckerei zu machen.

In dieſer Rückſicht haben ſich Ew. W., ſofern ich auf dem rechten Wege bin, ein wahres Verdienſt um die angefangene Unterſuchung durch die Manier gemacht, wie Sie ſolche dem Publikum anzeigen. Einiges, was ich ausführlich abhandelte, weil ich es in den, wie Sie wiſſen, nicht ein-

mal als Sammlung befriedigenden Vorarbeiten und in den Bibliothecis graecis theils verworfen, theils in ſchiefe Geſichtspunkte gerückt, theils nicht von fern bemerkt ſah, ſtellen Sie als ziemlich wahrſcheinlich und beinahe des gemeinen Glaubens würdig vor; Anderes, was ich zuerſt ſchüchtern und ſummariſch berührte, als einfache natürliche Folgerung; Mehreres endlich bedecken Sie, anſtatt es zu beſtreiten, mit einem vorſichtigen Schleier vor den Augen der Unkundigen. Dieſe Schritte finde ich alle ſehr zweckmäßig und vortreflich. Das gänzliche Stillſchweigen über ſolche Punkte, wie die Mehrheit der Verfaſſer der Homeriſchen Werke, die Nachrichten von einer ſpätern ordentlichen Ueberarbeitung (Διασκευή) beider Ganzen, die Unwahrſcheinlichkeit daß die Odyſſee von dem Urheber der Ilias angelegt ſei — dergleichen ganz zu übergehen, ſcheint auch mir einer erſten Anzeige des Buches ſo zuträglich und wohl überlegt, daß ich für die Altgläubigen, auf die ich immer mein Auge am liebſten habe, keine einladendere Bekanntmachung der Sache wünſchen könnte.

Doch Sie haben, auch in anderer Rückſicht, den ſchönſten Ton getroffen, um mich vor dem Vorwurfe der Wiederholung trivialer Dinge und vor dem gehäſſigen Verdachte der Sophiſterei, der Anmaßung und Rechthaberei zu ſchützen. Denn

Anmaßung und Rechthaberei (unter welchen Namen man jetzt mitunter auch wohl das anerkannte Wahre, sobald es neu und in männlicher Sprache gesagt ist, verdächtig macht,) scheinen wenigstens nicht Fehler eines Vortrages, der den Leser durch alle Wege das Pro und Contra zu eigener Entscheidung führt. Und dieß zeichnen Sie an meiner Schrift ausdrücklich aus. Nicht Jeder wird zwar diesen Wink richtig fassen. Aber wie Viele, die Latein lesen, verstehen sich auch auf Art und Manier des Vortrages und auf deren mannichfache, den Gegenständen gemäße Abänderung! Habe ich doch selbst reputirliche Leute klagen hören, warum ich nicht die drei vier Hauptpunkte, die ich zu erweisen unternommen, in einzelnen kurzen Absätzen, mit Ziffern und Schwabacher vorausgeschickt hätte. Ich verwies sie auf S. 36 ff., wo ich mich wirklich fast zu deutlich und bestimmt darüber herausgelassen. Ich rieth ihnen, jene Sätze für sich zu beziffern, allenfalls umzuschreiben; nur das Schwabacher verbat ich, das ich blos im Nothfall, am ungernsten im Latein, leiden mag. Die Herren verkannten also meine offen liegende Absicht, schlechterdings nichts durch Nebensachen zu erschleichen, und die tadelnswürdigste aller Anmaßungen zu vermeiden, die dem Leser und Mitforscher Resultate vors Auge mahlt, welche sich erst

aus der Unterſuchung ergeben ſollen. Ihre gütige Recenſion überzeugt mich von einem Ende zum andern, wie viel heller Sie ſahen, und wie fein Sie die Tendenz von Allem entdeckten.

Was mir indeſſen ganz vorzüglich Dank und Bewunderung Ihrer Güte erweckt, iſt die durch das ganze 186 Stück der Gel. Anz. hindurchgehende, überall in die Augen fallende Bemühung dem Buche ſo viel Lob als irgend möglich zu ertheilen. Aus eben dieſen Anzeigen wußte ich freilich wohl, wie geneigt Sie immer ſind, dem gelehrten Fleiße, auch dem blos kompilatoriſchen, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen: gleichwohl ſtach meine Erwartung gewaltig ab gegen das, was Sie jetzt gethan haben. Ich erwartete, bei dem engen Raume Ihrer Blätter, höchſtens eine gedrängte Darſtellung des Inhalts: Ihnen war eine ſogar bis auf Seitenzahlen getreue Ueberſicht nicht genug. Mit gedankenreicher Kürze gehen Sie in ein Detail, wodurch der Leſer, der hier zuerſt mit der Schrift bekannt wird, weit ſtärker angelockt werden muß. Mehrmalen habe ich bewundert, wie Ihrem Blicke auch das Geringſte nicht entging, woran ſich etwas Angenehmes knüpfen ließ. Ein und das andere brachten Sie mir ſelber wieder ins Andenken, was mir, wie es zu gehen pflegt, ein wenig fremd geworden war; wie

die ehemalige Hrn. Brunk nachgeahmte Verwerfung des ν ἐφελκυστικὸν, die Sie mir als Verdienst nachrühmen. Selbst das ἀνέθηκεν ἰὼν S. 55. ziehen Sie aus seinem bescheidenen Winkel hervor, worüber ich, nach einer in Ihrem Apollodor S. 323. unlängst gemachten Entdeckung, gern mit stillschweigendem Beifalle zufrieden gewesen wäre. Doch dieß genügte Ihrer edeln großmüthigen Denkart desto weniger. Kurz, durchgängig ist das Bestreben sichtbar, Alles in das Licht zu rücken, worin es die edle Absicht erscheinen lassen wollte.

In welche behagliche Stimmung einen solch eine Urbanität setzen müsse, läßt sich mehr empfinden als beschreiben. Doppelt verbindlich wird eine Anzeige dieser Art demjenigen, der keine Gelegenheit hat seine eigene Schriften anzuzeigen und auf die interessanten Seiten aufmerksam zu machen. Allein die gegenwärtige Anzeige ist doch bei weitem mehr als verbindlich. Ich verlor mich eine Zeitlang darüber in eine ordentliche Begeisterung, in der mich kaum Einmal der niederschlagende Gedanke störte, daß vielleicht Ihre edle liebreiche Absicht an dem so reichlich zugemessenen Lobe den größten Antheil habe.

Nach und nach fange ich endlich an zu bemerken, daß doch über allerlei Gegenstände der Untersuchung noch kleine Mißverständnisse unter

unſern Meinungen obwalten. Ob ein Brief ſie völlig heben könne, zweifle ich; jedoch vorbereitet dürfte ihre Beilegung ſo am beſten werden.

Gönnen Sie mir daher das Vergnügen, auch auf Koſten Ihrer Zeit und wichtigerer Geſchäfte, die auffallendſten jener Mißverſtändniſſe zu durchlaufen, mit aller der Freimüthigkeit, die den Studien der Humanität, von der gewiß Wahrheitsliebe die weſentlichſte Eigenſchaft iſt, vorzüglich wohl anſteht. Ich hoffe ohnehin, mir durch das bisherige einiges Recht zu Freimüthigkeit erworben zu haben; ja, Sie haben mir gewiſſermaßen durch den ſanften freundſchaftlichen Vorwurf eines ſonſtigen Mangels an Offenheit das Recht dazu ſelbſt ertheilt.

Doch ich will lieber Alles, was hierauf Beziehung hat, auf den nächſten Poſttag verſparen. Sonſt könnte mir es wieder gehen wie letztens; und ich möchte Ihnen nicht gern dies geringe Zeichen meiner Geſinnungen und meines lebhafteſten Gefühls vier Tage länger ſchuldig bleiben.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Wolf.

Dritter Brief.

Halle, den 14. Dec. 1795.

H. H. H.

So eben erhalte ich eine Nachricht, die mir die Art, wie Ew. W. meine Unterſuchung über den Homer angezeigt haben, von neuem ſchätzbar macht. Laſſen Sie ſich erzählen.

Ein übrigens achtungswürdiger Kenner des Alterthums, einer der ehemaligen gelehrteſten Mitbürger von Göttingen, hat, wie mir ein Freund ſchreibt, in allem Ernſt den ſonderbaren Einfall gehabt, meine Vorſtellung, nach der die Homeriſchen Epopöen mehr entſtanden als angelegt wären, für einen Pendant der neueſten Vorſtellung von den ägyptiſchen Pyramiden auszugeben. Der Mann hat gleichwohl gewiſſermaßen Recht: beides ſind Vorſtellungen. Aber wie wird ihm zu Muthe werden, wenn er Ihren Bericht von meiner Vorſtellung lieſet, und ſieht, wie gar natürlich, einfach, unbefremdend, wahrſcheinlich ſie klingt! Vermuthlich wird es ihm gehen, wie einigen meiner Bekannten, die ſich jetzt über nichts, als über ſich ſelbſt wundern. Sonſt ſchien ihnen, auch nach den ſorgfältigſten Geſprächen, Alles bloße Hypotheſe, nicht viel ſcheinbarer als die Ge-

dankenspiele, die der summus olim Klotzius in der Epistola ad Reichelium auskramte. Nun sie die Gründe für und wider in ihrem Zusammenhange dastehen sehen, kömmt ihnen Vieles ganz anders vor; und aus erklärten Gegnern gewinne ich sogar eifrige Mitkämpfer. Wenige freilich völlig auf die rechte Weise. Mancher trägt wohl nur die Miene der Ueberzeugung, ohne überzeugt zu seyn. Ließ sich doch unlängst einer treuherzig genug verlauten, die Sachen könnten vielleicht mit der Zeit noch wahr werden: der thäte daher am klügsten, der am vorsichtigsten davon spräche. Wer könnte voraussehen, was das nächste Jahrhundert selbst an der Wittischen Hypothese thun werde? —

Doch ich versprach Ihnen meine eigenen Gedanken über ein und anderes, wo ich, bei aller Uebereinstimmung Ihrer Meinungen mit den meinigen, noch gewisse Mißverständnisse ahndete. Freilich, eine kleinliche Bemühung, Mißverständnisse über Meinungen anzuzeigen, da Meinungen selbst so kleine Dinge sind. Was thut indessen nicht gemeinschaftliche Liebe zu kritischen Untersuchungen! Sie, die uns so manches Kleine um und neben uns wichtig macht, was, mit den großen Weltkörpern über uns verglichen, bis zum Lächerlichen winzig erscheint. Ein Glück für diesen Brief, daß er ge-

wiß keinem Aſtronomen und keinem Weltmanne in die Hände fällt.

Gleich der erſte Punkt, der zwar eben nicht zu meinem Hauptzwecke gehört, iſt mir dennoch ſehr wichtig. Ich meine die dunkle Materie von dem Alter der griechiſchen Buchſtabenſchrift überhaupt. Verſtehe ich Sie recht, ſo halten Sie für ausgemacht, daß die Kunſt an ſich allerdings den Jonern ſchon zu Homers Zeit bekannt geweſen. Ich habe S. 50 und 58, weil dort wenig darauf ankam, mir und den Leſern die Erörterung dieſer Frage nebſt der ganzen älteſten Geſchichte des Schreibens aus dem Geſichte gerückt: allein durch alle Nachforſchungen, die ich anſtellen konnte, fand ich immer jenen Satz ſehr unwahrſcheinlich. Homers Zeitgenoſſen können, auch in Jonien, nicht einmal die Kenntniß der Schriftzüge gehabt haben, man müßte denn den Barden in Lykurgs Zeitalter oder noch tiefer herunterrücken. Dieß geht aber wieder aus andern Urſachen nicht. Vor dem neunten Jahrh. v. Chr. ſcheinen die Griechen die barbariſche Kunſt nicht weiter als durch Lydier und andere Nachbarn, bei welchen ſie ihren Gebrauch ſahen, gekannt zu haben. Ich fühle es, dieſe Meinung von einer ſo ſpäten Bekanntſchaft der Griechen mit der Grundlage unſerer heutigen Aufklärung klingt ein

wenig

wenig seltsam, sobald man an die Folge uralter Inschriften denkt, die uns noch neulich der treffliche Lanzi in seinem Saggio di lingua Etrusca aufzählte. Wiewohl der Gedanke an die Fourmontschen Monumente allein abschreckend genug ist. Aber auch diese Prüfung mußte ich der Kürze halber aussetzen; ich ließ mich nicht einmal auf eine Erwähnung dessen ein, was schon längst ein ehrlicher Deutscher und vor 3 Jahren der Engländer Payne gegen die berühmten Amyclaeas eingewendet haben. Kurz, bei dieser und den ähnlichen Fourmontschen Entdeckungen ist jetzt das Alter wohl das geringste, was zu vertheidigen seyn möchte; wenn nicht überhaupt zu hoffen wäre, daß man mit der ganzen Kritik des lapidarischen Alterthums bald weiter kommen würde.

Eine sehr wahre und von Mehrern gemachte Bemerkung ist es, daß von der Erfindung und Einführung bequemerer Schreibmaterialien vieles abhieng, um die Kunst in Schwang zu bringen. Allein daß davon Alles abgehangen, ist gewiß falsch. Doch meine Untersuchung ging lediglich darauf aus: Wann wurden bequemere Materialien verbreitet? in welchem Jahrhundert nahmen die Griechen das Bücherschreiben auf? — Hätten sie z. E. die Sache überhaupt schon im 15ten Säk. v. Chr. gelernt, wohin

die historische (nicht mythologische) Fabel vom Kadmus führt, so hätten sie die Häute vielleicht im 13ten oder 12ten ꝛc. Säk. so gut als im 9ten oder 8ten zum bequemen Gebrauche zubereiten lernen. Mit Thierhäuten hatten sie frühzeitig viel zu thun. Ob aber eine solche Zubereitung oder eine noch bessere Erfindung 4 oder 5 Säkula früher oder später in gemeinen Gebrauch gekommen, dieß allein war die Frage: und hierüber kann, so viel ich sehe, nicht das Geringste durch einfache Gründe, noch durch den natürlichen Gang des menschlichen Geistes entschieden werden.

Mit der Geschichte der Erfindungen ist es in der That eine kitzliche Sache, wenn man einem sogenannten Naturgange nachgeht. Lassen Sie uns sehen, wer a priori die Zeit bestimmen will, wo die Buchdruckerei entstanden sei. Zehnmal ist man um diese Erfindung herum, etlichemal hart neben ihr vorbei gegangen, und doch wurde sie so spät gemacht. So oft ich an Cicero's berühmten Einfall im Buche de nat. D denke, meine ich, der Mann würde, wenn er seine Officia per Fust sähe, erstaunen, daß nicht er auf das artige Inventum gerathen. So langsam ging es mit mehrern Entdeckungen, die, sobald sie gemacht waren, Jedem vor den Füßen zu liegen schienen; wiederum andere eilten, fast gegen alle Analogie, so rasch, daß ihre Schnelligkeit uns unbegreiflich dünkt.

Aber die Unterſuchung über den Anfang des griechiſchen Bücherſchreibens wird um ein Großes ſchwerer durch ihren genauen Zuſammenhang mit den in meinem erſten Briefe erwähnten blos kritiſchen Fragen. Denn hätten Homers Werke, was man allgemein annimmt, die unverkennbare urſprüngliche Anlage zu der heutigen großen Compoſition; hätten ſie keine innern Merkmale einer ſpätern Erweiterung durch Haupttheile, durch ganze Rhapſodieen; keine Verſchiedenheit der Ideen und des Tons, die auf Mehrheit der Verfaſſer zu ſchließen zwingt: ſo möchte die Tradition und alle Legenden melden, was ſie wollten; dieſe Werke ſelbſt müßten dem bedächtigen Forſcher ein faſt unüberwindlicher Beweis ſeyn, daß Homer ſie quovis modo et instrumento geſchrieben habe. Ja, wir können noch weiter gehen. Ich muß zugeben, daß, wer mir den Schluß meines 24ſten Abſchnitts ſtreitig macht, zugleich die Bündigkeit meines ganzen Räſonnements über die Erhaltung der Geſänge ohne Schreibkunſt zerſtört. Denn darin hat Wiedeburg ganz Recht: ohne ein förmliches und wohlgeordnetes Auswendiglernen anzunehmen, wird der Homer zu einem Schneeballe, den kein Piſiſtratus im Stande geweſen wäre umzupacken, oder in die beiden Corpora zu vertheilen. Läge es hingegen daran, daß Ilias und

Odyſſee für die noch unbequemen Materialien zu große Werke waren, um den erſten Verſuch im Schreiben zu reizen, ſo würde ſich, wenn nur Häute zur Hand geweſen, jedes dieſer großen Werke in 12 bis 24 kleine haben theilen laſſen: eine einfache Operation, die dem erfindſamen Griechen unmöglich entgehen konnte, da die Stücke ſo ſchon durch den Geſang getrennt waren.

Allein der Einführung des Bücherſchreibens legten ſich, denke ich, wohl noch ganz andere Hrnderniſſe in den Weg als der Mangel an bequemem Schreibzeuge. Auch iſt Bequemlichkeit überhaupt etwas, das bei jedem Volke, ſo wie bei einzelnen Menſchen, nach Bedürfniſſen und Umſtänden ſehr verſchieden, häufig ſogar ſehr unbequem iſt. Aber ich verliere mich zu weit. Was ich in meiner Schrift beweiſen wollte, war nicht allein, Homer hat von dem, was er ſang, nichts niedergeſchrieben, ſondern auch, vor der Mitte des ſechſten Säk. haben dieſe Werke nirgends ſchriftlich exiſtirt. Es ſollte mir leid thun, wenn Merians und meine Gründe nur beinahe für den gemeinen Glauben hinreichten. Ich dachte wirklich, mit dieſem Punkte ganz aufs Reine zu ſeyn.

Viel ſchwieriger wird die Unterſuchung über die urſprüngliche Beſchaffenheit der beiden Werke,

zumahl wenn man die spätere Einführung der Bücherschrift und die Frage von der bewunderten planmäßigen Anlage des Ganzen von einander trennt. Dieß läßt sich gleichwohl thun. Das wenigstens wird niemand gleich zugestehen, (wie es denn auch niemand gesagt hat,) daß die Schwierigkeit so viele Gesänge in ein solches Ganzes zu bringen, blos und allein durch schriftliche Aufzeichnung gehoben wäre; noch weniger, daß bei vorausgesetztem Gebrauche der Schreibkunst sogleich das Gegentheil ausgemacht sei. Hier ist es eben, wo die großen Schwierigkeiten angehen.

Historische Zeugnisse wird freilich niemand für die Einheit und den Umfang der Homerischen Werke suchen: man begnügt sich gern mit den zahlreichen innern Beweisen, indem so manche Beziehungen eines Theils auf den andern, sogar einige Anspielungen in den letztern Gesängen auf die vordern vorkommen, wodurch die erste Anlage zu Einem großen Hauptplane wahrscheinlich wird. So kann auch das ehemalige Absingen einzelner Rhapsodieen an und für sich keinen bündigen Beweis gegen die gemeine Vorstellungsart abgeben, so wenig als die Kürze der alten Bardengesänge. Denn daß vor und neben Homer noch vieles Einzelne gesungen worden, hat kein Bedenken; aber Sie und andere haben uns hinreichend

belehrt, wie jene rohen Versuche von Orpheus an allgemach der großen Reform des hoch-epischen Homer vorgearbeitet hätten — und an und für sich ist auch dieses nicht unwahrscheinlich. Aus den Gesängen des Phemius und Demodokus möchte man wenigstens auf die Nicht-Existenz weitläuftiger epischer Werke in Homers Zeitalter nicht bündiger schließen, als man den crinitus Jopas im Virgil misbrauchen dürfte, das Daseyn lateinischer Epopöen vor dem Virgil zu läugnen. Einzelne Rhapsodieen konnte man immer singen, auch wenn große Epopöen da waren: man singt ja auch einzelne Parthieen aus großen Opern; und überall, wie vieles pflegt man nicht in der Welt einzeln zu singen und zu sagen, was doch am Ende ein Ganzes bilden soll! Es heißt da, wie zuweilen in öffentlichen Blättern: die Fortsetzung folgt.

Daß ferner einzelne Helden, Handlungen und Begebenheiten das Süjet besonderer Rhapsodieen sind, gehört ebendahin. Das zweite und dritte Buch der Aeneis sind gerade so einzeln, als der ἀπόλογος Ἀλκίνῳ in der Odyssee. Wie wäre es auch möglich, daß alle Helden mit allen ihren Handlungen auf Einmal vorgestellt würden? Was zunächst die cyklischen Gedichte betrift, so werden Sie sich am besten erinnern, welchen Ge-

brauch man bisher von der kurzen, aber reichhaltigen Nachricht des Proklus machte. Ich weiß nicht, ob die Bemerkungen S. 126. ff. und die S. 157 gegebene Vorstellung Ihren Beifall hat, daß nämlich der berühmte Cyklus frühzeitig d. i. lange vor den Alexandrinern, eine ähnliche Redaktion und Composition erhalten, wie der Homer unter den Pisistratiden. Vom Ossian habe ich, um nichts zu erschleichen, vorne bei der Untersuchung kein Wort gesagt. Wie es mit ihm eigentlich zusammenhänge, darüber giebt es allerlei schwankende Muthmaßungen; um etwas zu wissen, scheinen noch einige Arbeiten erfoderlich, die ich am liebsten in Eschenburgs Hände wünschte.

Hiernach wäre es ziemlich einfach und leicht einzusehen, daß es beträchtliche Schwierigkeiten haben wird, die mir gewagt scheinenden Behauptungen über die Homerischen Compositionen nach den Regeln der ächten — nicht der modischen — historischen Kritik durchzusetzen. Ein praeiudicium ist jedoch eine erfreuliche Sache. Von dieser Seite kann ich daher Ihrer Gütigkeit nicht genug danken, die mir den Weg, vielleicht mit eigener Verläugnung, so sehr erleichterte. Denn, was ich bisher Misverständnisse nannte, sind vielleicht blos Eingebungen von Güte und Edelmuth, um meinen Räsonnements ein wenig aufzuhelfen. Sonst

begreife ich beinahe nicht, wie Sie alle jene Einwendungen unterdrücken konnten. Leider werden dergleichen Einwürfe nur allzuleicht gelehrten Lesern einfallen, mit denen ich es dann zu seiner Zeit desto saurer haben werde. Mag es indessen: so gern ich meine Sätze behaupten möchte, so herzlich hasse ich den itzigen Hang, unbewiesene oder halb bewiesene Behauptungen in den gemeinen Glauben zu ziehen. Dieser Hang dünkt mir nicht besser, als jene Verdunklung der Grade des Wahrscheinlichen und Gewissen, wodurch man in der Geschichte alles verwirrt.

Jetzt gereut es mich sogar, über gewisse Gegenstände für den ersten Entwurf fast zu weitläuftig gewesen zu seyn. Denn ich hatte, wie Sie ohne Zweifel bemerkt haben, in dem ganzen ersten Bande der Prolegomena durchaus nur die Absicht vor Augen, den Gang der Schicksale unsers Textes im Großen und in so weit zu verfolgen, als es zur Grundlage des zweiten Theils dienen könnte. Darin sollte dann von den Grundsätzen der kritischen Berichtigung selbst gehandelt werden, um zu zeigen, wir können in diesem Betracht schlechterdings nicht höher als auf die Alexandrinischen Zeiten zurückgehen. Hierauf ruht, wenn ich so sagen darf, mein ganzes System; daher kommen, beiläufig zu sagen,

die verschiedenen, zum Theil jetzt erst hineingebrachten, metrischen Fehler, deren etliche sich gleich in den ersten Gesängen finden. Nur darf niemand die Exempel darunter rechnen, wo ein Trochäus für einen Spondeus unterläuft.

In Absicht der Darstellung der ältern Schicksale des Textes hätte ich leicht Alles vielfacher ordnen können, wenn ich hätte Dinge ausführen wollen, die sich theils von selbst verstehen, theils den alten Sänger nichts angehen. Unter die letztern rechnete ich das äolische Digamma, mit dem einige Engländer, durch Bentley verleitet, ein so wunderliches Spiel treiben. Sie setzen dabei alle voraus, daß Homer selbst geschrieben, was sicherlich auch Bentley glaubte. Fällt das weg, so tritt natürlich das Digamma, aus den eine Zeitlang von Aeolern gemachten Handschriften, in die Klasse von Anlässen zur Verderbung der Lesarten, worüber im speciellen technischen Theile die Rede seyn muß. Vorjetzt berührte ich das Ding S. 116. nur obenhin. Es wäre mir aber in einer andern Rücksicht nicht angenehm, wenn Sie diese Anmerkung überschlagen hätten.

Gelegentlich fällt mir beim Digamma wieder Payne's analytical Essay über das griechische Alphabet ein. Er hat mich aufs neue von der Nothwendigkeit überzeugt, die Venetianischen Scholien,

so wie ich angefangen habe, pragmatisch zu benutzen. Das Werk war schon ein paar Jahre in Payne's Händen: gleichwohl meint er noch, daß der Homer im Alterthume weniger gelitten als der Shakespeare, und er findet in allem dem, was in den gelehrten Collektaneen von d' Anße de Villoison über alte griechische Ausgaben und Lesarten des Homer steht, keinen Grund, von Ihrer Meinung abzugehen *). Warum er diese Meinung gerade Ihnen zuschreibt, ist mir auffallend. Bezieht es sich etwa auf Ihre akademischen Vorträge oder auf Briefe an engländische Gelehrte?

Gern überginge ich eine Stelle Ihrer Recension, die mich persönlich betrift, wäre sie nur nicht zu freundlich und wohlwollend gefaßt. Sie bedauern, daß ich Ihnen nicht mit Offenheit von meiner Beschäftigung mit dem Homer Nachricht gegeben. Ja, Sie setzen hinzu, Sie würden mir den ganzen kritischen Theil Ihrer Arbeit mit Vergnügen überlassen haben. Diese Aeußerung hat, um mit zwei Worten Alles zu sagen, gewiß ohne Ihre Absicht, einen beschämenden und niederschlagenden Eindruck auf mich gemacht. Das Einzige tröstet mich, daß Mangel an Offenheit hier ziemlich deutlich Läßigkeit im Briefschreiben heißt. Und darüber bin ich Vorwürfe gewohnt: einen andern

*) Siehe die Note am Ende dieses Briefes.

Mangel an gerader offener Art zu handeln hat mir noch niemand, der mich kennt, schuld gegeben. Auch denke ich, daß ich eben damals offen handelte, da ich die Unternehmung der neuen Ausgabe des Homer ankündigte. Die Unternehmung selbst wurde durch den Abgang des ersten Drucks für Schulen nothwendig: meinen Wünschen kam sie mehrere Jahre zu früh. Hätte ich nach einem Vorgänger, wie Ew. W., zum Werke schreiten können, so würde Alles gleich Anfangs ganz anders gediehen seyn. Aber verzeihen Sie meiner Unwissenheit. Daß Sie selbst sich mit einer kritischen Arbeit am Homer beschäftigten, wußte und glaubte ich nie. Die allgemeine Erwartung gieng immer auf einen fortlaufenden erklärenden Commentar; wiewohl Sie in Ihren Gel. Anz. vom J. 1783. S. 1387. auch diese Erwartung so gut als völlig aufhuben. Seit einiger Zeit erfuhr ich zwar, daß Sie sich wirklich zu Ihrer Befriedigung entschlossen hätten, daß Sie schon mancherlei Beiträge dazu sammelten. Demungeachtet konnte ich in meiner Lage nicht anders handeln, als ich that, wenn ich nicht den Verleger und mich selbst kränken wollte. Ohnehin hatte ich keine weitern Collisionen zu fürchten, als die durch meine übrigen Beschäftigungen entstunden. Mit solchen Collisionen findet man sich aber am leichtesten ab,

wenn man, wie ich, für die lange Weile arbeitet, und, um seine Zeit recht zu besetzen, bald dieß, bald jenes vornimmt.

Eins bedaure ich nun. Meine Ankündigung im Intelligenzbl. der A. L. Z. kann Ihnen nicht zu Gesichte gekommen seyn. Sonst bin ich von Ihrer zuvorkommenden Gewogenheit überzeugt, daß Sie meinen kritischen Apparat ansehnlich vermehrt, und mir manches aus den alten Codd. in Leiden, Paris, Rom mitgetheilt haben würden, deren Collation zu erhalten ich zu wenig Thätigkeit hatte. Um so mehr aber haben wir Ursache, uns auf die vollere und gereiftere Erndte Ihrer kritischen und interpretatorischen Muse zu freuen. Mit meiner Arbeit wünsche ich, daß Sie, in der ganzen Bedeutung des Wortes, wahrhaft-gerecht verfahren mögen, um mir sodann vollständig zu geben, was der Pythagorische Spruch enthält, ἀλήθειαν καὶ εὐεργεσίαν. Jetzt scheinen Sie doch mehr das letztere gegeben zu haben.

Ich beharre s. w.

Wolf.

*) Ich lege auf den Fall, daß Sie das Buch nicht sogleich zur Hand haben, die ganze Stelle S. 77. bei: The tones and flexions have, indeed, been changed, as local or temporary fashion required; but in other respects, I believe, Homer passed through the hands of his Alexan-

drine editors with less mutilation and injury than Shakespeare suffered from their successors at Oxford. The very learned Dr. Heyne, indeed, thinks that, as far as relates to the integrity of the sense, he has suffered less than Virgil and Horace and many other writers, both Greek and Latin, who have flourished since the Christian aera; and I cannot but think this opinion right, though Wolfius and Villoison have employed many learned and ingenious arguments tho prove the contrary.

IX.

Notiz von Deutschen Journalen.

Die Horen.

X. — XII. Stück. (1795.)

Inhalt des zehnten Stücks. I. Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. II. Der rauschende Strom. III. Pallas-Athene, von Proklus. IV. Elegie. V. Homer und Ossian. VI. Mährchen. (zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.) VII. Leukothea's Binde.

Es scheint ein eigenthümlicher Zug im Charakter des deutschen Hausvaters zu seyn, durch übergroße Thätigkeit und Ordnungsliebe für die Glieder der Familie drückend zu werden und durch Spott und Neckerei gegen jeden der mit jugendlichem Leichtsinn oder aus angebohrner Trägheit hinter den strengen Anforderungen des Hausvaters

zurück bleibt, dem besten Willen und der zehnfach guten That desselben ihre wohlthätige Wirkung zu rauben. Der V. dieses Aufsatzes hat diesen ächtdeutschen Charakterzug sehr glücklich aufgefaßt und in dem Charakter eines deutschen Handelsmannes mit einer Wahrheit ausgedrückt, wie man sie an den sprechendsten dennerschen Gemälden von deutschen Ehrenmännern bewundert.

Wie sehr aber auch viele Momente und Züge an diesen fortlaufenden Gemälden interessiren und unterhalten mögen, so kann doch derjenige der es ahndet, oder gar weiß, daß sie nur Bruchstücke eines glücklich angelegten und beinahe ausgeführten Lustspiels sind, eines deutschen Hausvaters, wie wir ihn noch nicht haben, das Ganze, wie es da steht, unmöglich mit Wohlgefallen betrachten. Wie war es dem Verf. möglich ein wohlangelegtes, fast aufgeführtes Kunstwerk wieder so zu zerstükkeln? Oder sollte die nähere Bekanntschaft mit dem Theater es ihn lebhafter fühlen, deutlicher einsehen gemacht haben, daß alles Forschen und Grübeln den Mangel an wahrem Kunstgefühl, an lebendiger Einbildungskraft nicht zu ersetzen vermag? daß man aus philosophischen Gründen wohl einen zusammenhängenden Plan ausdenken, einen Charakter, eine Leidenschaft richtig motiviren, aber nie mit der Leichtigkeit und Freiheit zeichnen, mit der Wärme und Kraft ausführen könne, welche allein die sichre Theaterwirkung gewähren! Fast sollte man dieses aus vielen Stellen schließen, wo die Personen redend eingeführt werden. Ihre Ausdrücke sind sehr oft so beschaffen, daß wenn man auch eben nicht sagen möchte, so sollten sie nicht sprechen, man doch mit ziemlicher Gewißheit sagen könnte, so würden sie an der Stelle nicht sprechen. Auch sind die Nebenpersonen eben so unglücklich gezeichnet, und zu und neben einander gestellt, als der Hauptcharakter des Alten in den meisten Zügen äußerst glücklich nach dem Leben gezeichnet zu seyn scheint. Fast ist es dem V. ergangen,

wie es den Porträtmahlern zu gehen pflegt, die sich aus ihrem Fache, worin Auge und Verstand ihnen genügte, in das Feld der Historienmahlerei wagten, welches nicht nur ein weit größeres Studium sondern auch Geist und Herz erheischet, wie beides nur im gebohrnen Künstler lebt. — Den Beweis für alles dieses hier zu führen, wäre wohl zu weitläuftig; auch ist der Aufsatz noch nicht beendigt und wir kommen so hoffentlich noch einmal auf ihn zu sprechen. Denn daß der V. auch diese Art der Darstellung seines wohlgefaßten Charakters unvollendet lassen sollte, möchten wir nur auf den einen Fall geduldig ertragen, daß er sich zusammen nähme, und das Werk seiner ersten Anlage gemäß vollendere. Durch die glückliche Überwindung der ungeheuern Schwierigkeiten der ächt theatralischen Ausführung und Vollendung, die wohl mancher dichtende Schauspieler in einzelnen Scenen durch Instinkt und lange Übung blindlings trift, aber nur allein der wahre Künstler im Ganzen erreicht, würden wir uns gern des Irrthums in unsrer Wahrnehmung, der Übereilung in unserm Urtheil zeihen lassen.

Die Elegie ist wohl eines der schönsten vollendetsten Gedichte, das je dem Herzen eines ächt philosophischen Dichters entfloß. Es umfaßt den ganzen innern und äußern Menschen, die Natur die ihn umgiebt und die er beseelt. Gerne ruhen wir wir wieder mit dem edlen Dichter in den Armen, an dem Herzen der Mutter Natur nach jedem Gedanken an die glücklich durchlaufne Bahn; und so möge, jedem der dieses schöne Gedicht von Herzen genoß zu lieblicher Erinnerung, der edel ruhevolle Schluß auch hier stehen.

Reiner von deinem reinen Altare nehm ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne,
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegest auf gleichem Mutterschooße die wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nehmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

III. ist eine meisterhafte Übersetzung des vor wenig Jahren zu Madrit gefundenen und von Iriarte herausgegebenen Hymnus von Proklus.

Mit dem hellesten Lichte der Kritik beleuchtet der fünfte Aufsatz die himmelweit verschiedenen Charaktere Homers und Ossians: nur wer also die verschiedensten Töne und Weisen der Dichter mit gleichempfänglicher Seele aufzufassen, mit ruhiger Besonnenheit sie und sich dabei zu beachten und mit feinscheidender Kritik das Empfundne und Beobachtete zu sondern und zu ordnen vermag, nur der vermag das Genie und seine Werke zu würdigen. Sehr bezeichnend faßt der V. am Ende zusammen: die intensive Kraft des Gesanges, wiewohl in einem engern Kreise ist Ossians; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug.

Mit dem V. wünschen wir die rein menschlichen Stellen und Empfindugen, wie Perlen gefaßt, sämtlich komponirt und freuen uns der Hoffnung, daß eine solche Sammlung ausgesuchter Ossianischer Stellen für die Komposition bald erscheinen werde. Doch wünschen und hoffen wir, daß sie anders komponirt werden möchten, als die angeführten, von Seckendorf komponirten Stellen, die doch immer nur angenehme italienische Gesangformen hie und da glücklich angewandt darbieten, aber nirgends des alten Barden eignen Ton aus tiefbewegter reinergreifender Seele wiederhallen.

len. Rec. sagt dies aus neuer ihn selbst überraschenden Erfahrung, in welcher er sich auf einem ähnlichen Vorurtheil für den auch von ihm früh geliebten und zufrüh verblühten Sänger der Daura betraf.

In dem Mährchen staunen wir mit allen uns bekannten Lesern der Horen die unerschöpfliche Phantasie, den reichen Witz des Dichters an, vergeblich auf Deutung des Ganzen sinnend, so unverkennbar auch einzelne Züge auf die innere und äußere Naturgeschichte des Menschen deuten. Vielleicht will der Erfinder von seinen Lesern, mit denen er so gern allerlei Muthwillen treibt, auch nur kindlich angestaunt werden. — Die Sprache, die in den verschiedenen Abtheilungen der Unterhaltungen einen absichtlich vorgezeichneten Kreis zu durchlaufen scheint, und im erzählenden Vortrage Muster verschiedener Art aufstellt, scheint in diesem Aufsatze die höchste Höhe des edeleinfachen prosaischen Ausdrucks erreicht zu haben.

Das letzte kleine Gedicht enthält eine große Künstlerlehre.

Lerne die Lehren der Schule; doch gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

Inhalt des eilften Stücks. I. Das Fest der Grazien. II. Die Theilung der Erde. III. Die Thaten der Philosophen. IV. Über die Gefahr ästhetischer Sitten. V. Teophanie. VI. Einem jungen Freund, als er sich der Weltweisheit widmete. VII Archimedes und der Schüler. VIII. Über das Naive. IX. Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache. X. Die Horen. XI. Der heilige Wahnsinn.

Eingedenk des Vorwurfs, daß wir, die wir die Anzeige mehrerer Journale verheißen haben,

uns schon zu lange bei den Horen aufgehalten und in dem Verlangen uns solche Stellen, welche dem moralischen Zwecke dieser Zeitschrift förderlich seyn können, zuzueignen, zu weitläuftige Auszüge aus einigen Aufsätzen gegeben haben, müssen wir uns für die Zukunft auf die Bezeichnung der wichtigsten und bedeutendsten Aufsätze beschränken. Da ragt nun in diesem Stücke der Aufsatz über das Naive gar sehr hervor. Aber auch die nähere Beleuchtung dieses vortrefflichen Aufsatzes und seiner Fortsetzungen in den folgenden Stücken müssen wir einem besondern Aufsatze überlassen, welchem alle ästhetischen Abhandlungen des Herausgebers besonders gewidmet seyn werden und welchen wir unsern Lesern bald vorzulegen hoffen.

Von gleicher Wichtigkeit ist der folgende Aufsatz, dessen Verfasser das Wesen der Poesie, des Silbenmaßes und der Sprache mit vielem Scharfsinn und seinem Beobachtungsgeiste erforscht, mit gründlicher Einsicht, mit Gefühl und praktischem Geschick in einer eben so klaren als reichen und angenehmen Sprache darlegt. Folgende Stelle die zugleich einen für die Behandlung aller Künste sehr wichtigen und zweckmäßigen Vorschlag enthalt, mag einigermaßen zum Belage unsres Urtheils dienen.

»Du weißt, daß ich selbst die Theorie, an sich betrachtet, nicht liebe, sondern sie nur als ein nothwendiges Übel ansehe. Sie ist für die Poesie der Baum der Erkenntniß des Guten und Böen: sobald diese davon gekostet hatte, war ihr Paradies der Unschuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters bestand darin, keine Gesetze zu bedürfen; aber in dem unsrigen können wir leider, so wenig in der Kunst als in der bürgerlichen Gesellschaft, ihrer entrathen Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen sie darf sich daher, um nicht unbillig zu seyn, nur wider die Machtgebote des Systems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Gesetze der Kunst ausgiebt, oder wider die ge-

ſetzgebende Anmaßungen des Philoſophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Dieſem Mißverſtändniſſe wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, ſtatt des wiſſenſchaftlichen Vortrags, die mehr anziehende hiſtoriſche *) Form geliehen hätte. Sie kann ſie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunſt wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendſte, was ſie ſeyn ſoll. Auch iſt nicht zu beſorgen, die Anſichten der Theorie möchten dadurch beſchränkt werden; ſie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunſtrichter ein ſo enges Regelgebäude errichtet, weil ſie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künſtlichen Bildung vor Augen hatten; weil ſie ſich nie bis zur Weltgeſchichte der Phantaſie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont iſt es, der alles uns bekannte Schöne der Poeſie, was jemals irgen wo unter den Menſchen erſchien, in ſich faßt! Gewiß, der Forſcher hat keine Urſache, ſich darüber zu beklagen, daß er jenſeit deſſelben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiſte überlaſſen muß, die noch nicht vorhandne Vortrefflichkeit vorherzuſehen.

Inhalt des zwölften Stücks. I. Die ſentimentaliſchen Dichter. II. Menſchliches Wiſſen. III. Die Dichter der alten und neuen Welt. IV. Schön und

*) Dieſe Form iſt auch daher ſchon allen anderen vorzuziehn, weil ſie das kritiſche Verfahrtn, als das einzig Wahre für die Künſte, am meiſten begünſtigt. »Es giebt keine Wiſſenſchaft des Schönen ſondern nur Kritik« ſagt Kant (S. Kritik der Urtheilskraft S. 174.) der mit ſeinem alldurchdringenden Geiſte auf dem Wege der Spekulation, auch für die ſchönen Künſte, die er nie trieb, überall die wahren ewigen Geſetze findet.

A. d. H.

Erhaben. V. Amor und Psyche auf einem Grabmahl. VI. Der Gesang des Lebens VII. Drei Schwestern. VIII. Der Skrupel. IX. Sobiesky. Ein historisches Fragment. X. Karthago. XI. Ausgang aus dem Leben. XII. Der Strom des Lebens. XIII. Die Königin. XIV. Mars als Friedensstifter.

Der bei weitem wichtigste Theil dieses Stücks ist die erste Abhandlung, welche die über das Naive fortsetzt. Der Schluß der zweiten Abtheilung macht es uns fast schwer ihre nähere Beleuchtung jenem vorher erwähnten Aufsatze zu überlassen.

Den übrigen Theil dieses Stücks nimmt großentheils die neunte Nummer ein. Die Greuel der gegenwärtigen Zeit können diesem historischen Aufsatze wohl für diesen Augenblick Interesse geben, an sich aber sticht Komposition, Darstellung und Ton von dem Charakter und Tone der durch das Ganze der Horen absichtlich gehalten zu seyn scheint, auffallend ab.

Die zwölf übrigen Nummern enthalten edle sinnvolle Gedichte, unter denen die Dichter der Alten und Neuen Welt von besonders tief eindringendem Tone sind

Dieses Stück giebt auch das Subscribenten-Verzeichniß, das an achtzehnhundert Interessenten enthält. Mit Freuden sieht man daran daß das deutsche Publikum ein Unternehmen seiner Lieblingsdichter, nach seiner Art willig und thätig unterstützt hat. Möchte doch die Aufnahme des folgenden Jahrganges zeigen, daß weder der eine noch der andere Theil eine zu hohe Erwartung gehabt.

Der Inhalt des ganzen Jahrganges nennt auch die Verfasser aller Aufsätze, bis auf den Verfasser der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und einiger kleinen Aufsätze, der für gut gefunden hat anonym zu bleiben. Es ist unsern Lesern vielleicht angenehm, die merkwürdigen Na-

men, neben dem Inhalte den wir ihnen von jedem Stücke vorgelegt haben, summarisch beisammen zu haben. Wir bezeichnen die Stücke mit großen römischen, die Aufsätze und ihre Anzahl bei jedem Autore mit kleinen arabischen Zahlen.

Göthe. (4.) I. 1. II. 4. VI 1. IX. 3.
Schiller. (30.) I. 2. II. 3. IV. 4. V. 1. VI. 2. IX. 1. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. X. 4. XI. 4. 5. 6. 7. 8. XII. 1. 2. 3. 4. 8. 10. 11.
Fichte. (1.) I. 4.
Meyer. (der Schweizer, jezt in Rom lebende Mahler. 2.) II. 2. IX. 2.
W. v. Humboldt (der ältere. 3.) II. 5. III. 4. IV. 2.
A. v. Humboldt. (der jüngere 1.) V. 5,
Herder. (15.) III. 1. IX. 6. X. 2. 3. 5 7. XI. 1. 10, 11. XII. 5. 6. 7. 12. 13. 14.
A. W. Schlegel. (3.) III. 2. IV. 1. XI. 9.
Engel. (2.) III. 3. X. 1.
Woltmann. (3.) V. 2. VII. 5. 6.
Weißhuhn. (1.) V. 4.
Körner. (1.) V. 6.
v. Dalberg. (1.) V. 7.
Voß. (2.) V. 8. 9. VII. 4.
Erha[illegible] 1.
Pfeffel. (1.) VII. 7
Fr[illegible] (1.) VIII. 1.
Gros. (1.) VIII. 3.
Ben David. (1.) VIII. 4.
Sophie Mereau. (1.) IX. 4.
Archenholz. (1.) XII. 9.

Von den im ersten Stücke genannten Mitarbeitern haben also zu dem ersten Jahrgange, Funk, Garve, Genz, Gleim, Hire, Hufeland, Matthison, Schütz und Schulz nichts geliefert. Desto reichlicher hat uns der Herausgeber beschenkt, der allein so viel Aufsätze geliefert hat, als alle übrigen Mitarbeiter zusammen, Herder ausgenommen.

2) Der neue deutsche Merkur. Januar 1796.

Der Plan dieser Notizen bringt es mit sich, nur solche Stücke der Zeitschriften, welche in dem gegenwärtigen Jahrgange angefangen worden, mit einiger Ausführlichkeit zu erwähnen. Wir sagen also nichts über Nro. 1. Der deutsche Lovelace, in Briefen, da dies nur Fortsetzung ist. 2. Wort und That, ein Dialog. von Ch. v. Benzel. Das Resultat dieses feinen und leichten Dialogs ist folgendes: Worte (in so fern sie allemal Thaten wirken) stehen mit den Thaten im schönsten Bunde: das Wesen dieses Bundes fühlt der am tiefsten, der selbst Wort und That verband. — 3. Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bei den dramatischen Vorstellungen? — Der Aufsatz ist aus der unermüdeten Feder des verdienstvollen Consistorial-Raths Böttiger. Die Frage wird mit großem Scharfsinne und vieler Gelehrsamkeit verneint. Und in der That, wer jemals die zügellosen Stellen gewisser Stücke des Aristophanes gelesen hat, mußte durch sein Gefühl diese verneinende Entscheidung gewissermaßen anticipiren. 4. Ein chinesisches Blumenlied nebst einigen Worten über chinesische Musik und Studier-Methode, von Hüttner in London. — Da die hier mitgetheilten Nachrichten viel Sachkenntniß verrathen, so wird es dem Publikum angenehm seyn zu hören, daß Herr Hüttner die Übersetzung der nächstens zu erwartenden Beschreibung der Reise der Englischen Gesandschaft nach China von Sir George Staunton übernommen hat. 5. Über den Schein und den Schatten des Kopfs. 6. An Herrn Rath Hufeland von Arkesilas. 7. Über Schröder in Hamburg. 8. und 9. Über die Hindernisse, welche dem Transport fremder Schriften von deutschen Regierungen in den Weg gelegt

werden. — Dies sind lauter, (zum Theil polemische) Aufsätze, die sich auf frühere im vorigen Jahrgange beziehen, von denen wir daher bloß den Titel nahmhaft machen. 10. Neueste schöne Litteratur. Der (nur zu kurz abgebrochne) Anfang einer Übersicht der diesjährigen Musen Almanache. Wieland selbst ist, wie gewöhnlich, der Verfasser: wer würde also nicht der weitern Ausführung mit Sehnsucht entgegen sehen!

---

3) Die Horen. Erstes Stück. 1796.

1. Iduna oder der Apfel der Verjüngung. Vier Gespräche über die Frage: ob es gut wäre, die alte Nordische Mythologie wieder in die deutsche Litteratur einzuführen? — Als Gegenstand des antiquarischen, historischen und grammatischen Studiums lassen wir sie uns gern gefallen: daß sie aber in Werken der Kunst besonders der Dichtkunst große Wirkung thun sollte, davon hat uns der V. mit allem seinem Scharfsinne und aller seiner Gelehrsamkeit nicht überzeugt.

2. Zwo Gattungen des Epigramms. 4. Der unsterbliche Homer. 6. Der Dichter an seine Kunstrichterin. — Drei kleine Epigrammatische Gedichte, wovon wir das letzte herseßen wollen, weil wir den Auftrag haben, es im Namen der getadelten Kunstrichterin mit zwei Zeilen zu beantworten. Es heißt:

Zürne nicht auf mein fröhliches Lied, weil die Wange dir brennet,
Nicht was ich las — was du denkst, hat sie mit Purpur gefärbt.

Und hierauf nimmt sich die Kunstrichterin die Freiheit zu erwiedern:

Weißt du, welchem Gedank' ich entbrannt? der mich nun so erniedrigt,
Hob mich einst über mich selbst! — Auch nur zu seinem Gelüst? —

3. Elegien des Properz. Als Kunstwerk betrachtet, haben die hier gelieferten Übersetzungen gewiß keinen geringen Werth; sie geben den Sinn des Originals überall mit großer Richtigkeit, ohne irgendwo die Mühe zu verrathen, die dies dem Verfasser gekostet haben muß; sie sind treu und gewissenhaft, und doch zugleich frei, leicht und fließend, einige harte Verse, wie z. B. folgender:

»Auch der phylacische Held konnt' seiner anmuthigen Gattin,«

oder:«

Süßer Waldgesang kunstlos der Vögel erschallt;«

ausgenommen. Was die Moralität dieser Gedichte betrift, so wird jeder Leser, der sich unsers Urtheils über die im ersten Jahrgange der Horen befindlichen Elegien des deutschen Properz noch erinnert, leicht ermessen können, was wir von den Elegien des römischen in Rücksicht auf die Stelle, die ihnen hier vergönnt ist, halten. In eine Zeitschrift, deren Tendenz, so rein, so sittlich, so erhaben seyn sollte, gehören diese so wenig als jene. Müßte indessen eine Vergleichung angestellt werden, so konnten wir, bei aller Achtung vor dem großen Genie unsers vaterländischen Dichters, nicht umhin, seine Elegien noch in einem höhern Grade unvereinbar mit Geist und Zweck der Horen zu finden, als die des Römers. Ein immer trunkener Liebhaber und ein sprödes Mädchen sind (das Verdienst der dichterischen Behandlung in beiden Fällen bei Seite gesetzt) doch noch nicht ein so unsittlicher Stoff, als ein in Wollust schwimmender neben einer stets gefälligen römischen Schöne. Über-

dies welcher Abstand zwischen dem kleinen Kreise gebildeter Freunde der Dichtkunst, die sich Abschriften von den Elegien des Properz verschaften, und dem großen, gemischten, auf moralische Belehrung und besonders auf Veredlung so bestimmt und ausdrücklich angewiesnen Publikum, welchem die verdeutschten Elegien, und jene neuere Seitenstücke, durch die Druckpresse zu Tausenden zugeworfen werden! 5. Über Poesie, Sylbenmaß und Sprache; und 7. Über naive und sentimentalische Dichter; jenes Fortsetzung, dieses Beschluß solcher Stücke, wovon der Anfang in den vorigen Jahrgang gehört. Wir erwähnen hier nur, weil sich davon abgesondert reden läßt, der wichtigen Schluß-Bemerkung des vortrefflichen Aufsatzes über die sentimentalischen Dichter. Nachdem der V. die charakteristischen Unterschiede zwischen dem was Er naive und sentimentalische Dichtung nennt, aufs scharfsinnigste rekapitulirt hat, dehnt er die Hauptbegriffe, welche dieser Klassifikation zum Grunde lagen, von der Kunst auf das Leben aus, und zeigt einen merkwürdigen psychologischen Prinzipien-Streit (Antagonism) unter den Menschen eines in der Kultur begriffnen Jahrhunderts: einen Streit der wenn er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmre Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit, der Interessen je hervorbringen könnte; der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, der es dem Philosophen auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht allgemein zu überzeugen, der es endlich dem Menschen im praktischen Leben nie vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilligt zu sehen; kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist daß kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bei einer Klasse ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern sich einen Verdammungsspruch zu-

zuziehen.« — Um dieſen ſo ſonderbaren, und doch ſo unläugbaren Gegenſatz, näher zu beſtimmen, muß man, wie der V. bemerkt, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter (ſo wie nemlich beide in dem vorhergehenden Aufſatze bezeichnet worden ſind) abſondern, was beide poetiſches haben. »Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als in Rückſicht auf das Theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt, und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rückſicht auf das Praktiſche, eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur, eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig als im Theoretiſchen ein unruhiger Spekulationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im Praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlung beſteht. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden, bei welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf.« — Und nun geht der V. zu einer nähern Charakteriſirung dieſer beiden Klaſſen über, die durch ihre tiefe und vielſeitige Wahrheit eben ſo ſehr als durch ihre hohe Partheiloſigkeit und Gerechtigkeit, jeden der ſich für die Erklärung jenes merkwürdigen Phänomens intereſſirt im höchſten Grade befriedigen und entzücken wird. 8. Der Löwe und die Kuh. 9. Der Fiſcher, der Aal und die Schlange. Zwei Fabeln, die ihren Verfaſſer nicht füglich verläugnen können.

3) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Erstes Stück.

1. Instruktion von dem Vollziehungs-Direktorium an die National-Kommissarien gerichtet. 2. Über das französische Militär; von einem Offizier in einem Briefe aus Achen. Ein vortrefflicher Aufsatz, voll scharfsinniger und lehrreicher Bemerkungen über die charakteristischen Unterschiede zwischen den französischen und deutschen Truppen. 3. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Der liebenswürdige Verfasser dieser Briefe ist aus dem vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift, wo er von der Spanischen Gränze und den südlichen Provinzen Frankreichs her, so manche interessante Nachrichten mittheilet bekannt. Eben die Naivetät und Offenheit des Geistes, die ihm bei der Pyrenäen-Armee eigen war, hat ihn auch nach Paris begleitet. 4. Testament eines Pariser Wahlherrn. Von Beffroy (sonst unter dem Namen des Vetter Jakob bekannt.) Aus einem langweiligen Werke das einzige, was darin wichtig und unterhaltend war, nehmlich einige Anekdoten über Robespierre und Carnot ausgezogen. 5. Der Graf Puisaye. Eine Erklärung, die dieser Emigranten-General am 26ten July 1793 von sich gegeben hat, worin er betheuerte, daß er ein ewiger Feind aller Gegenrevolutios-Projekte sey. 6. Über die Zufuhr der Lebensmittel aus der Fremde, von Real. Er behauptete, für 72 Millionen baar Geld könnte Frankreich noch nicht den Sechzigsten, für 375 Millionen noch nicht den Zwölften Theil seiner Lebensbedürfnisse aus der Fremde ziehen. »Wenn nun 72 Millionen uns nicht weiter bringen, wäre es nicht klüger, sie durch eine vernünftige innre Einrichtung auch noch zu sparen?« 7) Drouets Schicksale in der Gefangenschaft. Der einzige Aufsatz in diesem

Stück, den man, weil er schon so vielfältig gedruckt und excerpirt ist, allenfalls entbehrt hätte. 8. Auszug aus dem Tagebuch eines Deutschen in Paris. Eine Sammlung vorzüglicher Bemerkungen über mehr als einen wichtigen Gegenstand in Paris; über merkwürdige Männer, Politik, Litteratur, Theater, Musik u. s. f. Von der jetzigen Neigung gebildeter Franzosen, sich um deutsche Litteratur zu bekümmern; — des B. Unterredungen mit Sieyes, mit Riouffe u. s. f. — Studium des Griechischen in Paris; — Stimmung der müther, Lebensart u. s. f. Einige litterarische Notizen. 10. Bruchstücke aus Thomas litterarischem Leben aus dem Nachlasse von Herault-Sechelles. Bücheranzeigen u. s. f.

---

4. Berlinische Monatschrift; herausgegeben von Biester. Januar 1796.

1. Vierzehn Fabeln von Lessing in Verse gebracht von Ramler. — Das günstigste was Hr. Ramler — mit aller Ehrfurcht für sein längst entschiednes Verdienst sey es gesagt — bei dieser Arbeit, so wie bei allen ähnlichen, zu erwarten hat, ist, daß die Stimmen des Publikums getheilt seyn mögen. Allgemeinen Beifall findet sie zuverläßig nicht. Wir gestehen z. B. offenherzig, daß uns die schöne Fabel: Das Schaf am Vermählungstage des Zevs, in Lessing's Prosa weit besser gefiel, als in Ramlers Poesie. Der neue Schluß dieser Fabel —

»Und Juno von der That gerührt
Versetzte den Altar, worauf noch das Gebein
Der Unschuld glühete, an den gestirnten Pol.«

mag dichterischer seyn: aber rührender und gefälliger war unstreitig der alte: »Und jetzt hätte Ju-

no die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.« 2. Friedrichs Denkmal, von Hrn Krauß. Ein Aufsatz, der für einen Preußischen Patrioten ein großes Interesse haben muß, da er nicht nur über ein dem großen Könige (nach des V. nicht unglücklichem Gedanken auf der Anhöhe vor dem Hallischen Thore) zu errichtendes Denkmal sehr gute Ideen enthält, sondern sich auch mit sinnreichen Vorschlägen zu Monumenten für andre große Preußen beschäftiget. 3. Abschied von Berlin. Von Hrn. Prediger Schmidt. Der Dichter wird denen, die ihn sonst nicht schon kannten, wenigstens als Verfasser der Gedichte in den mit so vielem Beifalle auf genommnen Spenerschen Kalender bekannt geworden seyn 4. Fernere Nachricht von der Spandauschen Sonntagsschule; vom Hrn. Prediger Fidler. 5. Noch eine Geheime Gesellschaft: die Freimaurerei a priori, oder der Jerusalems-Orden. Unterhaltend genug, für denjenigen, der an dem Detail solcher Dinge noch setzt großes Behagen finden kann. Diese Gesellschaft stammt aus Amerika her 6. Schriftliche Anmerkungen zum Xenophon, von dem verstorbnen Rektor Damm. Sie sind äußerst charakteristisch, und werden dem, der die Verdienste dieses wackern Mannes zu schätzen weiß, nicht gleichgültig seyn. 7. Das nicht zurückgeschickte Diplom, von Klopstock. Zur Widerlegung des falschen Gerüchts, daß Klopstock das ihm von der zweiten franz Nationalversammlung verliehne Bürgerdiplom zurückgeschickt habe. Er ging wirklich mit dem Gedanken um, und der Brief an den Nationalkonvent (den er hier mittheilt) war fertig: aber er gab es nachher wieder auf, obgleich sein Abscheu gegen die eine Zeitlang »verwandelte und ausgeartete Revolution« derselbe blieb. Die Erklärung des großen Mannes ist in mehr als einer Rücksicht lesenswerth.

5. Minerva, von J. W. v. Archenholz. Januar. 1796.

1. Der Todeskampf der Freiheit in England. Fortsetzung. Ist die Geschichte der beiden neuen Gesetze über die Einschränkung der Volks-Zusammenkünfte, und über hochverrätherisch Schriften 2. Geschichte der Metzelungen bei Aurai und Vannes. Von Chaumereix, einem geretteten französischen Offizier (des Emigranten-Korps) Eine höchst interessante Erzählung, die besonders auch über das tragische Ende des unglücklichen Sombreuil ausführlichere Nachrichten giebt, als man bisher in den Zeitungen gefunden hatte. Das rührendste in dem ganzen Aufsatze ist der Kontrast zwischen der Strenge, mit welcher die harten Urtheilssprüche gegen die gefangnen Emigrirten vollzogen wurden, und der wohlwollenden mitleidsvollen Menschlichkeit, mit der die Einwohner von Auray, Vannes, und der umliegenden Gegend sie behandelten. 3. Über die gegenwärtigen Zeitumstände in Frankreich. Aus Pariser Blätten. Unbedeutend! 4. Vertheidigungs-Schrift Cormartin's. Im Dezember 1795 erschienen Ein in jeder Rücksicht wichtiges Aktenstück zur Geschichte des Vendee-Krieges, und des im vorigen Jahre mit den Anführern der Rebellen geschlossnen Friedens. Wie man auch über die Sache urtheilen mag, merkwürdig bleibt es immer, daß Cormartin nur zur Deportation verdammt wurde. 5. Neue Entdeckungs-Reise. Betrift den berühmten Fußgänger Spillard — 6. Correspondenz des Le Maitre. Vielleicht hätte dieser Ausgang noch mehr, als es geschehen ist, abgekürzt werden können. 7. Fragment eines Schreibens aus dem Haag. Nicht sehr tröstliche Aussichten auf die Zukunft. 8. Über die Lage der französischen Republik, von Real. 9. Vermischte Nachrichten.

6. Deutsches Magazin (von Eggers) Januar 1796.

1. Ueber das Retten der Meublen bei Feuersbrünsten. — Eigne Personen müssen zum Retten bestimmt, die geretteten Sachen an eigne Orte gebracht werden; — über Behältnisse, Maschinen, Methoden u. s. f. zum Retten der Meublen. — 2. Merlin's Bericht über die Begebenheiten des 5ten und 6ten Oktobers 1795 zu Paris (den Krieg des Nat. Konvents mit den Sektionen) in der Original-Sprache. Der Hr. Herausgeber muß wahrscheinlich gar nicht gewußt haben, daß dieser Bericht schon in den bekanntesten Journalen und Zeitungen gestanden hat: sonst hätte er ihn hier schwerlich dem Publikum auf anderthalb Bogen in extenso geliefert. 3. Paulus Aemilius. Eine Schilderung der Szene seines Todes. 4. Erbauliche Gedanken bei den Ruinen des Nikolaithurms zu Kopenhagen, ein Reimlein von Magister Rosenglut. — Die Verse sind nicht übel, und verrathen einen witzigen Kopf. Nur scheint uns doch das Mißverhältniß zwischen einem so scherzhaften satyrischen Gedichte und jener fürchterlichen Feuersbrunst in Kopenhagen etwas auffallendes und widriges zu haben! 5. Bitte an verständige Freunde der Kantischen Philosophie. »Verständige Freunde der Darstellungsart des scharfsinnigen Kant, — — — löset uns Layen das Räthsel! zeigt uns aus dem Geist Eurer Lehre, daß ihr ein unverständlicher Vortrag nicht wesentlich sey u. s. f.« Ehe ein verständiger Mann diese abgedroschene Bitte wiederholt, sollte er sich doch immer die beiden Fragen vorlegen: Ist es denn schlechterdings nöthig, daß den Layen die Kantische Philosophie verständlich gemacht werde? Ist es denn überhaupt praktikabel? — Der Geist dieser Philosophie wird und muß die ganze moralische Welt affiziren, wird

und muß am Ende an den Gelehrten und Ungelehrten wirksam werden Aber soll darum der Körper, das Gerüste, das System, für Jedermann fühlbar und handgreiflich seyn? Wozu das? Alle Welt benutzt die Vortheile welche künstliche Maschinen gewähren: alle Welt bedient sich des Kalenders: fällt es deshalb Jemanden ein, von dem Mathematiker zu verlangen, daß er die Prinzipien der höhern Mechanik, oder von dem Astronomen, daß er die Gesetze der Bewegung der Weltkörper allgemein verständlich machen soll? — 6. und 7. Zwei Gedichte. 8. Thränen auf das Grab meines Woodmann vom Hrn Hinge. Zum Andenken an einen verlornen Hund Eins der schönsten Stücke in dieser Gattung. Vielleicht erwartete man hier nicht einen Gedanken, wie der folgende: »Das lebende Elend selbst wendet sein thränenmüdes Auge scheu von der todten Pracht zurück.« 9. Der Nachdrucker in der Hölle. Moscherosch von Wilstädt, ein Satyriker des vorigen Jahrhunderts, ärgerte sich an den Nachdruckern schon so sehr, daß er sie sie mit dieser Dichtung zu strafen suchte. 10. Bericht von den aus der Kredit-Kasse bewilligten Anleihen zu großen Deicharbeiten im Herzogthum Schleßwig.

---

7. Deutsche Monatschrift. Januar. 1796.

1. Wie es war, wie es ist, wie es seyn wird. Eine (poetische) Epistel von Pokels. — Ein Gedicht voll richtiger und edler Gedanken über menschliche Glückseligkeit, dem es auch an poetischem Verdienste nicht fehlt. 2. Ueber Telegraphie Vom Herrn Professor E. G. Fischer zu Berlin. Dies ist der Schluß

eines

eines im vorigen Jahrgange angefangnen Aufsazzes, worin viele sehr zweckmäßige und sehr sinnreiche Vorschläge und Ideen enthalten sind, und in Ansehung dessen man nur den einzigen Skrupel hegen mögte, ob seine große Umständlichkeit und Weitläuftigkeit, ihn nicht von einem Platze in einem für ein größres Publikum bestimmten Journale hätte ausschließen sollen. Er nimmt bei weitem den größten Theil des vorliegenden Stücks ein, und läßt nur noch für folgende beide Kleinigkeiten Raum: 3. Sendschreiben an den Geist Rabners. Mit vieler Laune und nicht ohne Witz geschrieben. Wir müssen den Schluß hersetzen. »Ohne darauf auszugehen, entdeckten die Frauzosen auf einmal den ungezweifelten Stein der Weisen, und kannst du wohl rathen, wo? — in den Kirchen. Den Deutschen, welchen diesmal die Erfindung nicht gelang, bleibt nur die Nachahmung noch übrig. Desto glücklicher waren wir in der Geisterseherkunst, welche wir ganz vollkommen besitzen, zwei Kleinigkeiten ausgenommen, welche darin bestehen, daß keiner Geister sehen kann, der selbst Geist hat, und daß kluge Geister entweder gar nicht erscheinen, oder sich sehr ungeberdig anstellen. Man sagt, sie empfänden gewisse Uebelkeiten. Glücklicher Weise hast du nichts zu fürchten, himmlischer Satyriker, denn unter allen, welche Geister sehen wollen, ist wohl kein einziger, welcher dich sprechen möchte. 4. Alonzo König von Portugal. Eine Anekdote von seiner plözlichen Sinnesänderung.

---

8. Europäische Annalen von Posselt. Erstes Stück 1796.

1. Blicke auf Europa. Gedrängte, scharfsinnige, mit tiefer Sachkenntniß genährte (oft vielleicht etwas zu gesuchte, und durchgehends im

Vortrage zu gekünstelte) Darstellung einiger politischen Haupt-Verhältnisse am Schlusse des Jahrs 1795. Auf der einen Seite das System «der Einzelne darf gegen alle was er kann» in der Vernichtung eines großen Reichs praktisch ausgeführt; auf der andern das entgegengesetzte: «Alle dürfen alles gegen Einen, was sie können; die Mehrheit darf alles gegen die Minderheit» in der französischen Revolution triumphirend. — Betrachtungen über die französische Republik, ihre Unerschütterlichkeit durch äußere Angriffe, und die Gefahren die ihr von innen drohen; über die immer zunehmende Handels-Tyranei Englands u. s. f. 2. Summarien der Geschichte Großbrittanniens im Jahr 1795. — Vertheilung der Englischen Marine zu Anfange 1796. Parlaments-Verhandlungen. 3. Hollands-Geschichte seiner Ostindischen Kompagnie. Europa zahlt den Holländern noch jetzt für Zimmt, Gewürznelken, Muskatnüsse, und Pfeffer, Acht Millionen Holl. Gulden jährlich. 4 Englisch-Holländischer Krieg. 5. Der Krieg in Italien von seinem Anfange, bis zum Schluß des Jahrs 1795 mit Hülfe einer Tabelle kurz, vollständig und deutlich entwickelt.

---

9. Staats-Archiv. Angelegt und geordnet von dem Hofrath und Prof. Häberlin zu Helmstedt. Erstes Heft. Helmstedt und Leipzig 1796.

Dieses Archiv scheint bestimmt zu seyn, das Publikum für den schmerzhaften Verlust der (ob denn wohl auf immer?) eingegangnen Schlözerschen Staats-Anzeigen einigermaßen zu entschädigen. Es ist, wie der Herausgeber sagt, der Geschichte, Statistik, und dem Staatsrechte Deutsch-

lands vorzüglich, wenn gleich nicht ausschließend gewidmet. Daß Hr. Häberlin, wofern er sich nur die Sicherheit, nie an guten Materialien Mangel zu leiden, verschaffen kann, ein periodisches Werk dieser Art mit Glück und Ruhm zu dirigiren vermag, leidet nicht den mindesten Zweifel, und die Grundsätze, welche er im Vorbericht zu diesem ersten Stücke äußert, sind so beschaffen, daß jeder Freund der Wahrheit und Publizität dem neuen Archiv den besten Fortgang wünschen wird.

Dieses Heft enthält: 1. Briefwechsel des Grafen von Herzberg mit dem jetzigen Könige von Preußen; über die Angelegenheiten von Polen und Frankreich. — Drei französische Briefe des Ministers, sämtlich im July 1794 geschrieben, und ein kurzes Antwortschreiben des Königs. Es ist bekannt, daß die politischen Grundsätze und das System des Grafen Herzberg weder mit dem Kriege Preußens gegen Frankreich noch mit den letzten Theilungen von Polen übereinstimmten. Seine Briefe sind daher bei der jetzigen Lage der Dinge höchst merkwürdig, ob sie gleich an mehr als einer Stelle unverkennbare Spuren der damals schon sinkenden Geisteskraft des Verfassers enthalten. 2. (Kurbraunschweigisches) Pro Memoria, betreffend die Beschwerden verschiedener Reichsstände über die Dekrete der franz. National-Versammlung. Abgegeben im Mai 1791. Hätte man die in diesem Pro Memoria aufgestellten Prinzipien allgemein angenommen, so wäre wenigstens der erste Vorwand zu einem Reichskriege mit Frankreich frühzeitig weggefallen; und wäre ja noch über diese oder jene Verletzung Reichsständischer Rechte Zweifel und Streit geblieben, so würde man die Sache wenigstens »bedachtsam und gütlich« abzumachen gesucht haben. In einem ganz andern Geiste ist 3. Ein Schreiben Sr. Kurfürstl. Gnaden zu Maynz an den Fürst-Bischof zu Speyer

d. d. den 4ten April 1791, abgefaßt, worin von nicht als »nachdrucksamen Maßregeln« »ernstlicher Sprache« »starker Sprache« u. s. f. geredet wird. — 4. Verzeichniß der Reichsstände, welche ihren Antheil an den zuletzt verwilligten 60 Römer-Monaten entweder nur zum Theil oder noch gar nicht bezahlt haben. Der Herausgeber hat bei diesem Verzeichniß einige Anmerkungen gemacht, denen wohl so ziemlich jeder Leser beitreten wird, und die wir hier nicht wiederholen wollen. 5. Anmerkungen, die Streitigkeiten zwischen den Hildesheimischen Ständen und Städten über die Steuern betreffend. 6. Letztre Rathschläge oder politisches Vermächtniß eines Oesterreichischen Staatsministers an den Kaiser Leopold I. Aus dem Lateinischen übersetzt. Ein überaus interessantes Stück! Es ist eigentlich ein Plan, wie Oesterreich auf den Trümmern der ganzen deutschen Reichsverfassung, aller protestantischen und katholischen Stände, seiner auswärtigen Feinde, und endlich seiner Bundsgenossen, die Alleinherrschaft in Europa erlangen soll. 7. Vertrag des Fürsten zu Lippe mit seiner Landschaft. Einer der wichtigsten Punkte darin ist eine glückliche Nachahmung des bekannten Herzogl. Braunschweigischen Edikts wegen der Kammerschulden. — 8. Deutsche Reichs-Justiz. Sechs Sentenzen des Reichs-Kammergerichts, sämtliche Beschwerden Gräflich Saynscher Unterthanen über unrechtmäßig geforderte Frohndienste betreffend. 9. Wäre die Vermählung eines deutschen Reichsfürsten mit der Tochter des Herzogs von Gloceſter eine Mißheyrath? — Wird hier aus triftigen Gründen verneint. Nach deutschem Rechte sind freilich die (mit einer Gemahlin von bürgerlicher Abkunft erzeugten) Kinder des Herzogs von Gloceſter nicht succeſſionsfähig: aber nach der englischen Verfassung sind sie es: und hier

kommt es offenbar auf das an, was in England Rechtens ist. Denn sonst hätte auch die Heyrath zwischen dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein und der Prinzessin Anne, Tochter Peter des I. und der (bekanntlich aus dem niedrigsten Stande erhobnen) Katharina eine Mißheyrath seyn müssen, welches doch nie Jemanden zu behaupten eingefallen ist. 10. Fortdauernde Verschwendung der französischen Prinzen. Aus den Beschwerden des Bischofes von Speyer über den unverhältnißmäßig zahlreichen Hofstaat des Prinzen von Condé. — 11. Franz Ludwig Bischof von Würzburg — zur Charakteristik dieses trefflichen Fürsten. (S. Deutschland. Heft 1. S. 12. (Anmerkungen zu einer Schrift, betitelt:) Rechtliches Gutachten über die Kapitulation von Manheim.

X.

Neue deutsche Werke.

1) Terpsichore von J. G. Herder. Erster und zweiter Theil (zusammen XXII. und 485 S. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.) Lübeck 1795. bei Bohn und Compagnie.

Herders Muse ließ schon oft erstorbne Gesänge der Vorwelt für uns aus ihrem Grabe hervorgehen, hauchte ihnen neues Leben ein und brachte sie uns so in unserer Sprache näher ans Herz. Von Salomo's hohen Liedern der Liebe bis zu den naiven lithauischen Brautgesängen, vom weissagenden feiernden Gesange der Propheten und Psalmisten bis zur grönländischen dumpfen Todtenklage — all überall hat seine feinspürende, empfängliche und Genußverbreitende Muse aus den schönsten Lebensblüthen und Blumen aller Zeiten und Länder den süßesten Honig bereitet. Noch nie beschenkte sie uns aber so reich, so lieblich als in dieser Auswahl und Übertragung der schönsten Gedichte des geist- und seelenvollen Dichters Balde.

Dieser große deutsche Mann ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts geboren, gehört zum Jesuitenorden und war Beichtvater des Churfürsten Maximilian von Bayern. Er dichtete lateinisch. Fast in höherm Grade als irgend ein römischer lyrischer Dichter hat er die verschiedensten Töne des Herzens so rein, so vollkommen getroffen, daß man kaum seinen Augen und Ohren traut. Doch am ehrwürdigsten erscheint er als ächt vaterländischer Dichter, »der für sein Vaterland mit Begeisterung als Dichter kämpfte.« Herder charakterisirt ihn und seine Muse im Vorbericht so wahr

und treffend, daß seine Worte hier allen andern vorgezogen werden müssen.

»Der lyrische Dichter ist Apollo's Priester, der nicht in eignem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost ans Herz legt und Wahrheit verkündigt. Mein Dichter thut dieses in einer großen Art. Starke Gesinnungen, erhabne Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes, strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innigbewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Er lebte in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und sah die jammervollen Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunknen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkne Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten siehet man seine ausgebreitete, tiefe, schneidende Weltkenntniß, bei einer ächtphilosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands *für alle Zeiten*; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben. Und diesen Schatz von Empfindungen bietet er uns in einer Form dar, die unstreitig zu den glücklichsten gehört, deren sich die menschliche Sprache bedienen darf; ich meine die *lyrische Weise*. Sie bricht die Blume der schönsten Gesinnungen und ordnet sie mit Grazienhand zum Kranze. Über den gemeinen Gang der Dinge erhoben, giebt die lyrische Muse uns eine höhere Ansicht dieser Dinge, und weiß uns in wenigen Strophen mehr zu sagen, als lange Abhandlungen sagen könnten: denn sie giebt reine Resul-

tate; Resultate langer Erfahrung, tiefer Betrachtung, inniger Gefühle. Durch Wohlklang spricht sie zu unserm Ohre, durch eine geordnete Reihe von Bildern und Empfindungen zu unsrer Seele, bis sie ihr kleines, in allen Theilen durchdachtes Kunstwerk, sobald es seyn kann, oft unvermuthet, immer aber auf eine befriedigende Weise vollendet.« — S. VIII.

»Wie wenige kannten diese Gedichte in der Ursprache! wie wenige möchten sie zu dem Zwecke, wozu sie geschrieben waren, lesen! Sehr wahr! Zehnfacher Dank gebührt daher dem aufmerksamen Herausgeber der mit innrer Zufriedenheit sagen kann: »Jetzt erwacht unser Landsmann aus seinem lateinischen Grabe; die Lyra in seinen Händen klingt mit neuen Tönen.« Neuere Schriftsteller haben ihn bei ihrer eifrigen Jesuitenjagd unter die heillosen Glieder des Ordens mit aufgezählt und archatolische Verse von ihm zu seiner Schande angeführt: so benutzen Schlange und Biene jede nach ihrer Art dieselbe blumige Wiese. Es ist wahr, seine Werke enthalten eine Menge Gedichte die den eifrigsten Katholiken bezeichnen, aber sehr gut und weise sagt Herder, der einige der Milderen jener Art doch auch mit vieler Kunst für uns genießbar zu machen wußte: »Lasse man ihm die Idole, an denen er sich zu seiner Zeit erquickte, sein Geist aber spreche zu uns; sein Gemüth rede.« Und gewiß wird jede zarte empfängliche Seele, der diese herrrlichen lieblichen Gedichte in Herders edler Sprache »näher ans Herz treten« bald mit ihm ausrufen: »Wie manche süße Stunde der Mitternacht, wie manche tiefere Furche der innern Kultur habe ich unseren Dichter zu danken!«

Innig überzeugt, daß dieser herrliche Dichter auch noch für uns wahrer Nationaldichter ist, und viele seiner das höchste Interesse der Menschheit und andre besonders Deutschland betreffende Gedichte auch uns zu vielem Guten erwecken und antreiben können — dieses nun um so mehr da sie durch

Herders Eifer und Kunst eines deutschen Dichters deutsche Gedichte geworden sind, — werden wir uns die Kräftigsten davon nach und nach zuzueignen suchen. Damit ihr wiederholter Abdruck aber auch für solche Leser Interesse habe, die Herders Terpsichore selbst besitzen, so wollen wir den Herderschen Übersetzungen das lateinische Original, das nicht jedem so leicht zur Hand seyn möchte, jedesmal beidrucken lassen. Kritische Leser werden Veranlassung finden, den Werth und die Weise der Herderschen Uebersetzung und Behandlung zu beurtheilen. Wir enthalten uns aller Vergleichung, weil für die meisten Leser nur Störung daraus erwachsen könnte.

Mehrere Gedichte von der sanfteren Art werden wir künftig auch mit den musikalischen Kompositionen eines deutschen Komponisten mittheilen, dessen fast unwillig weggewandte Muse, durch die seelenvollen Töne dieses Dichters neu belebt, mit neuer Begeisterung zurückkehrte. Das nächste Stück wird die Komposition zu dem Gebete als sich die Friedens-Unterhandlungen verwirrten (S. 260) und das folgende: die Nachtigall (S. 54) komponirt liefern.

Ueber die beiden kleinen Abhandlungen: die Lyra und Alcäus und Sappho unterhalten wir uns mit unsern Lesern und mit Herdern selbst in einem der folgenden Stücke.

R.

I. Musen-Almanach fürs Jahr 1796. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg bei C. F. Bohn. (16 Gr.)

II. Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bei dem Hofbuchhändler Michaelis, (1 Rthlr. 16 Gr.)

III. Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. Leipzig zur Messe bei Haude und Spener von Berlin. (1 Rthlr. 12 Gr. mit illuminirten Kupfern 2 Rthlr.)

Sollte man diese holden Zöglinge der Musen als die geliebten Schönen des Tages mit wenig Worten charakterisiren; so würd' es vielleicht also geschehen können: I. Ernst und rein. II. Schön und frei. III. Angenehm und gut. Das soll nun aber ja nicht so zu verstehen seyn, als befände sich in Vossens Musenalmanach nichts schönes, viele seiner Gedichte, mit welchen er den diesjährigen Almanach so reichlich ausgestattet, sind sehr schön; — oder als fehlte es dem Schillerschen Almanach an Ernst: einige seiner und seiner Mitarbeiter Gedichte sind von hohem Ernste, u. s. w. Aber der Hauptcharakter in Gedanken und Formen schiene denn doch damit bezeichnet zu seyn.

Voß hat 29 eigne Gedichte von sehr mannichfaltigen Tönen geliefert, welche die schwachen Stükke der meisten seiner Nebenmänner mehr als übertragen; unter ihnen sind mehrere ganz vortrefflich: die erneute Menschheit (wie edel und heilig, von aller Frömmelei weit entfernt.) Chorgesang an der Quelle (so rein und klar wie die lieblichste Quelle selbst). Erneſtinens Geburtstag (o wie lieb, wie wahr!) Entschlossenheit und Friedensreigen ragen vor allen hoch hervor. Das letzte, in die Seele eines frei gewordenen Volks gesungen, wohl das Schönste von al-

len, legen wir unsern Lesern künftig mit zwei verschiedenen Melodien, jede von eignem Charakter, vor. Hier nur eins der kürzern Gedichte von Voß als ein treffliches nie genug gesungenes Wort zu seiner Zeit:

Bitte.

Ihr Guten, widerstrebet
Der rohen Zeit!
Zur Griechenhöh' erhebet
Die Menschlichkeit!
Voll edler Seel' erblühe
Ein neu Geschlecht;
Und tief in Wälder fliehe
Das Stärkerrecht!

Seid nicht so böse Pocher,
Ihr, junges Blut
Der alten Unterjocher;
Seid endlich gut!
Der Adel unter Thieren
Ist Klau und Zahn:
Wir gehn nicht mehr auf Vieren,
Wie euer Ahn!

Uns Menschen gilt nicht Fehde;
Nur weiser Rath,
Nur anmuthsvolle Rede,
Nur gute That!
Wir nahn der Menschentugend
Mit kühnem Schritt;
O geht, ihr edle Jugend,
O geht doch mit!

Schiller hat uns 24 eigne Gedichte gegeben, von denen mehrere einen so edeleinfältigen Charakter haben, als man bisher an Schillers Muse nicht gewohnt war: die Würden, der Sä-

mann, die zwei Tugendwege, die Ideale — wie edel und einfach! Würde der Frauen wird gewiß das Lieblingslied aller zarten deutschen Frauen und Mädchen werden, wenn ihm gleich zur lebendigen Darstellung der vielleicht zu scharfen Kontraste im männlichen und weiblichen Charakter, jenes Mahlerische in den beiden auf Charakterisirung berechneten Sylbenmaßen, (welches z. B. in dem lieblichen Göthe'schen Gedichte: »Meeresstille und glückliche Fahrt« so große Wirkung thut) überdies auch wohl in seiner jetzigen Gestalt die letzte Vollendung fehlt, die Schiller ihm künftig gewiß einmal giebt und die in seinen Stanzen an die Leser bezaubert. Wir fühlen uns gedrungen, diese Stanzen unsern Lesern als eine kleine Probe dieses Allmanachs vorzulegen. Zuvor wollen wir nur noch Göthe's herzinnige Gesänge: Nähe des Geliebten und der Besuch; die mit D. und E. bezeichneten sinn- und gefühlvollen Gedichte, die die Meisterhand eines unsrer Liebliugsdichter verrathen, ein vortreffliches Gedicht von A. W. Schlegel, das nach einem noch ungedruckten Roman des Verfassers heißes Verlangen erregt, und einige sehr liebe, gefühlvolle Gedichte der in Jena lebenden Dichterin Mereau mit Dank nennen. Der Frühling und das Lieblingsörtchen, das wir unsern Lesern bereits mit einer Melodie von Reichardt vorlegten, sind gar überaus liebliche, schöne Gesänge, voll Wärme und Wahrheit,

Stanzen an die Leser.

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor Dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.

Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut.
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug und Ohr.
Der Lenz entflieht. Die Blume schießt in Saamen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Wohlbedächtig hat der Herausgeber von diesen also fein und bescheiden charakterisirten Gedichten eine Sammlung Epigramme durch einen besondern Titel geschieden. Aber warum mußten diese überall gerade dieser Sammlung einverleibt werden? Nicht als wären sie von Seiten der Kunst ihrer nicht würdig: sie enthalten vielmehr den meisterhaftesten Theil der ganzen Sammlung. In 103 Epigrammen, ganz im Sinne der Alten gedichtet und ausgeführt, leben wir das venetianische reiche üppige Leben unsers größten Dichters mit ihm. Charakter, — ein epigrammatisches Tagebuch — Inhalt, — echt italienische Naturmalerei, Weisheit, Thorheit, Schönheit und Frechheit lebendig dargestellt, — Form; — echt antik und vollendet — alles zeigt den Meister, alles gehört ihm zu und konnte uns nur von ihm kommen. Wenn sich dieser Meister nun aber auch seit ein-

ger Zeit darin gefällt, ohne Schonung, frei und frech sein eigen Leben vor aller Welt zu leben, und wenn auch Tausende, nicht eben der Schlechtesten, mit ihm sich darin gefallen; so mußten doch Gedichte, die aller bürgerlichen Zucht und Tugend höhnen und trotzen, nicht in eine solche Sammlung aufgenommen werden, die jeder liebende Mann seinem reinen, sittsamen Weibe, jede Mutter ihrer kunstliebenden, gefühlvollen Tochter so gern in die Hände legte. Kunstsinnigen Männern, die fähig und geübt sind an einem Kunstwerke Komposition, Darstellung und Vollendung auch ohne alle moralische Rücksicht zu genießen, würden diese Epigramme mit jenen den Horen eben so unglücklich einverleibten Elegien ein Bändchen Gedichte dargeboten haben, wie es in der deutschen Poesie noch gar nicht giebt.

Zwei und zwanzig der schönsten dieser Epigramme lieferte bereits der Junius und Oktober der deutschen Monatschrift von 1791 mit Göthe's Namen. Zwei andre dort befindliche hat der Dichter in diese Sammlung nicht aufgenommen, und wir erkennen daran wie an einigen kleinen Änderungen, die den Beibehaltenen geworden sind, mit Verehrung den für sich selbst strengen Kritiker; wiewohl wir in der lebendigen Darstellung der venetianischen Welt, die ihr so ganz eigenthümlichen musikalischen Mädchenkonservatorien, den Gegenstand eines der weggelaßnen Gedichte, nur ungern vermissen. Unerwartet ist es auch, wie das prächtige malerische Fest, die Vermählung des Dogen mit dem Meere, welches der Dichter doch wohl dort erlebte, ihn nicht weit ehe zu einem schönen Gedichte begeisterte, als die Seiltänzerinnen und losen herumschwärmenden Mädchen. Oder war ihm der Gegenstand zu reich für diese Gattung? Sicher wissen uns unsre Leser Dank, wenn wir sie auch hier einige der meisterhaften Epigramme von der ernsthaften Gattung finden lassen. Unserm Zwecke getreu wählen wir

ſolche Gegenſtände die uns und unſern Leſern näher liegen als Venedig mit ſeiner eigenthümlichen Schönheit und Verruchtheit. Es ſind die Nummern 12. 14. 50. 52. 55. 82.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand iſt
Sand, die Perle ſei mein, du, o vernünftiger Freund.

Dieſen Ambos vergleich ich dem Lande, den Hammer dem Fürſten,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Weh dem armen Bleche! wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider,
Denn es ſuchte doch nur jeder die Willkühr für ſich.
Willſt du viele befrein, ſo wag es vielen zu dienen!
Wie gefährlich das ſei, willſt du es wiſſen? verſuchs.

Kreuzigen ſollte man jeglichen Schwärmer im dreißigſten Jahre,
Kennt er nur einmal die Welt; wird der Betrogne der Schelm.

»Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen,
Sieh wie ungeſchickt wild, ſieh nur, wie dumm er ſich zeigt.«
Ungeſchickt ſcheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget,
Seid nur redlich, und er, glaubt mir, iſt menſchlich und klug.

Wenn in Dunst und Wolken verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet; wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget der Regen den Wandrer; wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! wie sanft ruht sichs in stürmischer Nacht!
Aber die Göttinn kehret zurück! schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur.

Von ganz verschiedner Art ist die dritte Samlung, deren Gedichte zum Theil sogar einen bestimmten moralischen Zweck haben. Auch in diesem Dichter finden wir eine Epoche seines eignen Lebens besungen, die aber von ganz entgegengesetztem Charakter ist.

Die Lebensepoche jenes Dichters ist voll des mannichfaltigsten Lebensgenusses, wie es der venetianische üppige Boden oder Unboden nur immer gewähren mag; der offne allumfassende Sinn des Dichters, dessen weites Auge nicht blos vorwärts und in die Höhe blickt, sondern zugleich alle Seiten bestreicht und in die Tiefe dringt, ergreift mit ungestümer Lebenskraft und Lebensgier die heterogensten Gegenstände, und seine feurige, schöpferische Phantasie verarbeitet sie bald mit lachendem Muthe, bald mit strafendem Ernst' und bald wieder mit eigensinnigem Muthwillen. Ueberall aber führt der bildende Meister Maaßstab und Feile mit bewundernswürdiger Besonnenheit in sicherer, geübter Hand. Das glänzende Meer und den venetianischen Pfuhl; das Meer- und Gondelleben; italiänische Klugheit und Schelmerei; der heilige Pilgrimm und der Pfaffen listiges Getreibe; Prozessionen und Volksbalgereien; italiänische Prachr und Bettelei; die Großen der Erde und ihr schlechtgetriebnes Handwerk; Dämagogen, Freiheitsapostel und Schwärmer aller Art; Volk und Pöbel; Franzosen und französische Revolution; herr-

herrliche Schätze der Kunst und Gaukler und Seiltänzerinnen; Huren und Hurenhäuser; Liebe und Liebelei; gute Gesellschaft und die vier widrigsten Dinge auf Erden: das Kreuz und alte Weiber, Menschen und Hunde wie eins — Alles durchwürzt mit süßer Erinnerung ans Liebchen im Norden, mit ernsten und launigten auch bitterbösen Rückblicken auf sich selbst, auf Newton und Systemmacherei, auf Dichter, auf Deutschland und die deutsche Sprache, auf die Menschheit überall — Welch eine ungeheure Welt! und das alles eingeschlossen in reine antike Formen.

Unser sittliche, ländliche Dichter singt sein liebes Dorf, das ihn gebohren werden sah, simple kunstlose Naturscenen, durchwürzt mit Verachtung der großen Welt und ihrer Eitelkeit. Unverschönerte, wilde, ländliche, gemeine Natur ist seine Göttinn. Er singt seiner ersten Liebe Freuden und Leiden, seine Sehnsucht nach einer ewigen Verbindung mit seiner lieben auserwählten Henriette; nur ihre Verzögerung bringt ihm Leiden, nichts anders trübt seinen Frohsinn, auch der rauhe Winter nicht; er singt den beglückenden Besitz seiner Henriette, ihre gemeinsamen stillen häuslichen Freuden; sein Hünerhof, seine Grasebank, seine Bohnlaube ist ihm eine Welt voll herrlichen Genusses. Seinen lieben Jungen auf dem Arm wiegen, mit ihm einen Ehrensprung thun, sein Weibchen im Kahne führen — das ist ihm mehr als alle Karnevalslustbarkeiten. Überall, rund um ihn Liebe und Unschuld und Unschuld und Liebe, überall die unbefangne Hand die ländliche Scenen, und des Landmanns einförmiges Geschäft mit erheiternden Blumen bekränzt. Wer mögte solchen heitern reinen Sinn, solche unbefangne frohgeschäftige Hand mit der Rüge der strengeren Kritik beunruhigen und stören! Wir gesellen lieber künftig einigen frohen Liedern belebende Melodieen bei.

So verschieden das Innre dieser drei Sammlungen ist, so verschieden ist auch das Äußre. Die

erste ist nach ihrer gewöhnlichen Weise und ihrem mäßigen Preise anständig, nur einfach und korrekt gedruckt. Das Äußere der Zweiten hat eine hohe Eleganz, wie sie in Deutschland nur die Ungersche Offizin zu leisten vermag, ein feiner Kupferstich von Bolt, nach dem belvederischen Apoll ist dem edel einfachen Charakter des Ganzen sehr angemessen. Die dritte Sammlung giebt ein so reizendes, reich verziertes kleines Ganze wie bisher noch keine Sammlung der Art gewährte; sechszehn sehr angenehme Kupferstiche nach Meil's, Chodowiecki's, Lütke's und Schadow's Zeichnungen, von Chodowiecki, Bolt, Henne und Veit gestochen zieren sie ungemein; die lieblichen kleinen Landschaften, auf welchen man indeß den Dichter selbst weniger in natura abgebildet finden möchte, werden auch illuminirt geliefert.

Auch werden die Käufer dem sorgsamen Verleger gewiß Dank dafür wissen, daß er ihnen den neuen französischen Kalender so vollständig in die Hände giebt.

Alle drei Sammlungen sind von unserm Reichardt mit Melodieen von den verschiedensten Charaktern reichlich ausgestattet. Der Vossische enthält von ihm sechs Kompositionen, alle zu vossischen Gedichten; als: die erneute Menschheit, Chorgesang an der Quelle, Aufmunterung, vor dem Braten, Spinnlied, das Gastmahl, und daneben noch eine Komposition von Schulz zu Vossens Gesang der Leibeigenen beim Erndtekranz, und die bekannte höchst einfache aus drei Tönen bestehende Melodie von Rousseau mit untergelegten deutschen Worten.

Der Schillersche Almanach enthält acht Kompositionen, die, wie uns der Verleger sagt, alle von Reichardt sind, obgleich sein Name den mehresten nicht beigedruckt ist: Zwei zu den Schillerschen Gedichten: die Macht des Gesanges und Würde der Frauen; Vier zu den Göthe-

schen Gedichten: Nähe des Geliebten, Meeresstille, Glückliche Fahrt und Kophtisches Lied; und dann noch zwei, zum Frühling von Sophie Mereau und zu einem Minnelied nach Kristan von Hamle.

Die dritte Sammlung enthält zwei Kompositionen von Reichardt: an den Mond und Liebe.

Recensent überläßt es den Kunstkritikern den Werth dieser Melodieen zu würdigen; er könnte denn doch nur sagen, dies und jenes gefällt mir vorzüglich und das behält sich jeder Kunstfreund selbst vor zu sagen, und der Komponist hört es auch wohl lieber in lebendigen Tönen, von denen die ihn singen, als vom Recensenten mit der Feder in der Hand.

---

5. Unächter Akacien-Baum. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart, von F. C. Medicus. Regierungsrath, Direktor der Churpfälzischen Staatswirthschaftl. hohen Schule zu Heidelberg. I — VI. Stück. Leipzig 1794. In der Gräffschen Buchhandl.

Mit ächtpatriotischem Eifer bemüht sich H. M. den Anbau des in so vieler Rücksicht empfehlungswerthen Akacienbaums zu empfehlen und erwirbt sich dadurch ein neues reelles Verdienst um sein Vaterland. Er bringt eine Menge Zeugnisse aus verschiedenen Zeiten und Ländern bei, welche die fast wunderbar wohlthätige und nicht genug anzupreisende Natur des Akacienbaums aus wirklich angestellten Versuchen bezeugen: er wirft viele zur Beobachtung und Beförderung der rechten Behandlung desselben zweckmäßige Fragen auf und theilt in späteren Stücken die Beantwortung derselben

von vielen Kunſterfahrnen, auch von Guts- und Gartenbeſitzern aller Art, von Räthen, Miniſtern und regierenden Fürſten und Fürſtinnen mit: ſeine eignen Erfahrungen und davon abgezogenen Regeln trägt er in verſchiednen eignen Aufſätzen vor — und das alles mit einer Wärme und Herzlichkeit und mit einem ſo andringenden Eifer, daß man denjenigen, der behaupten wollte, das ſei alles ſo neu eben nicht, andre hätten das auch ſchon geſagt, dieſelbe Antwort geben könnte die Büffon einem Kritiker gab der Rouſſeau's eifriges Beſtreben für die beſſere phyſiſche Erziehung zum Lobe Büffons, der daſſelbe längſt ſchon geſagt hätte, herabſetzen wollte: »Ich und andre, ſagte Büffon, haben manches davon freilich ſchon früher geſagt, aber Rouſſeau befiehlt es dergeſtalt, daß man ihm gehorchen muß.« Wir hoffen daß Hr. M. die Freude bald erleben ſoll, daß auch er an ſeinen Landsleuten folgſame Schüler findet. Zu deſto ſicherer Erreichung dieſes für unſer Vaterland ſo wahrhaft wohlthätigen Zwecks wünſchten wir aber daß Hr. M. in die Fortſetzung ſeines Journals, das er recht rühmlich einzig und allein dieſem einen nützlichen Gegenſtand gewidmet hat, etwas mehr Ordnung und Beſtimmtheit brächte; die gar zu häufigen Wiederholungen, die durch die Menge der angeführten ganz abgedruckten Briefe entſtehen mußten, künftig vermiede, und ſich nun ganz an den praktiſchen Unterricht hielte. Um nach unſerm Vermögen zur Förderung ſeiner edlen Abſicht beizutragen, wollen wir im nächſten Stücke einen kurzen zuſammengedrängten Auszug liefern, der keinen halben Bogen einnehmen, und doch alles was dieſe ſechs Stücke zum wirklichen Unterricht und zur Verbeſſerung des Anbaus liefern, enthalten wird. Der Zeugniſſe für die große Nutzbarkeit und Schönheit dieſes Baums — der faſt alle unſre andere Holzarten übertrift, hat Hr. M. nun in hinlänglicher Anzahl geliefert, ſonſt könnte Rec. auch ſeine Erfahrungen über den unglaub-

lich schnellen Wachsthum, die vorzügliche Dauer und Vermehrungsfähigkeit des schönen Akacienbaums hinzufügen. Nach all den bereits gelieferten Zeugnissen hält er die seinigen aber eben so wenig für wichtig genug zur Bekanntmachung, als er seine Person für zu wichtig halten würde, wenn er dergleichen große Erfahrungen beizubringen hätte, als man bereits in Kennert, dem Gute des Preuß. Staatsminister Grafen von Schulenburg mit dem Akacienbaume gemacht hat. Von diesem allein wünschen wir noch, daß Hr. M. in den Stand gesetzt werden möge eine genaue Nachricht zu liefern, die sich aber vor allen Dingen mit der Behandlungsweise, deren man sich dort bedient hat, beschäftigen müßte.

---

6. Hildegard von Hohenthal. Erster Theil. Berlin in der Vossischen Buchhandlung 1795.

(Fortsetzung.)

In Rücksicht auf die Tonkunst besteht dieser erste Band aus zwei Haupttheilen; in dem ersten wird vorzüglich von der Kirchenmusik, in dem zweiten von der Theatermusik gehandelt. Der Verf. geht die berühmtesten italiänischen Kirchenkomponisten und ihre Hauptwerke durch; Händel und der englische Bach werden ihnen zugesellt; eben so nachher die berühmtesten italiänischen Theaterkomponisten, neben denen auch Gluck und Haydn erscheinen.

Wenn wir unserm Autor in allen einzelnen Urtheilen und Abschweifungen folgen wollten, so würden wir in seinen eignen Fehler verfallen und unsre Leser durch lästige Wiederholungen ermüden. Auch gestattet dieses der Raum nicht, der uns nach dem zu großen Umfange dieses Journals für Kunstartikel bleibt. Wir wollen daher an einem Hauptwerke von der Kirchenmusik, und eben so an einem Theaterstück ein Exempel statuiren; unsre Leser wer-

den dann schon einsehen wes Geistes Kind unser Autor ist; wenn wir sie dann noch auf die bedeutendsten und auffallendsten einzelnen Bemerkungen und Ideen des Autors aufmerksam machen, so werden sie schon das Ganze nach seinem innern Werthe oder Unwerthe zu würdigen wissen.

Aus der ersten Klasse wählen wir gleich das erste nicht nur als das berühmteste alte Kirchenstück, sondern auch als ein solches, das wir unsern Lesern am leichtesten in seiner ganzen Vollständigkeit vorlegen können. Es ist das Miserere von Allegri, welches unsere Leser in der musikalischen Beilage ganz vollständig antreffen.

Ohne diesen Vortheil würden wir mit aller Umständlichkeit doch nicht deutlich werden können, und müßten auch hierin unserm Autor ähnlich werden. Denn vor jeder Probe, die der wortreiche junge Kapellmeister von den verschiedenen Meisterstücken hält, lieset er seiner Kapelle erst einen Aufsatz über den Inhalt, und den Charakter des vorliegenden Stücks vor. Eine solche Einleitung, wenn sie zweckmäßig abgefaßt ist, kann unstreitig für diejenigen, welche die Musik vor Augen haben, oder gleich darauf zu hören bekommen, von Nutzen seyn. Indem der Verf. aber solche Aufsätze den Lesern vorlegt, vergißt er, daß diese die Musik, auf welche sich jene beziehn, weder vor Augen haben, noch hinterher zu hören bekommen. Diese an sich gute Idee, die vor zehn, zwölf Jahren in Berlin in einem öffentlichen Concert Spirituel ausgeführt wurde *), ist also, hier zum Behuf des Romans sowohl, als zum Unterricht der Leser verkehrt und zwecklos angewandt; indem gar nicht anzunehmen ist daß der hundertste Leser jene in Deutschland sehr seltenen alten italiänischen Werke

*) Das Cramersche Musikmagazin gab damals von dieser Idee Nachricht und ließ die Einleitung zu mehreren merkwürdigen Musikwerken, aus den Konzertbüchern jenes Konzerts abdrucken. Vielleicht nahm unser Autor die Idee daher.

A. d. H.

zur Hand hat. Im Roman wäre auch auf jeden Fall die bloße Andeutung der Idee an ihrer Stelle gewesen. — Doch daß von dem Roman, als von einem für sich bestehenden Kunstwerke bei dieser Zwittergeburt gar nicht die Rede seyn kann, haben unsre Leser wohl schon aus dem Vorhergegangnen gesehen; und so wollen wir diese Satire, die nur gar zu leicht überall anklingt, weiterhin nach Möglichkeit unberührt lassen.

Also auch angenommen, daß diese Aufsätze nicht überflüssig wären, so hat man doch das Recht zu erwarten, daß sie an und für sich zu dem bestimmten Zwecke dienlich seyn und von den Kunstwerken. mit denen sie die Hörer oder die Leser bekannt machen sollen, auch wirklich eine richtige Idee geben.

Nun mögen aber unsre Leser erst den Kommentar über das unglückliche Miserere lesen! Nach unsers Verfassers eignen Worten soll er den Sänger »mit dem Geiste des Ganzen und dann mit dem vorzüglichen Ausdruck einzelner Stellen recht vertraut machen, damit sie in Masse auf einen Zweck wirken, und er so endlich nach und nach das Ziel des Dichters sowohl, als des Tonkünstlers erreichen möchte.« Zu Papiere brachte er solche Einleitungen »daß die von langsamen Begriffen es mit Muße überlegen und für die Zukunft es zu Hause abschreiben könnten.«

Nun bitten wir unsre Leser, ihr Herz in Geduld zu fassen und den fünf Seiten langen Kommentar mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Da wir nicht gern voraussetzen mögen, daß dieses in moralischer Rücksicht verächtliche Buch bereits in aller Leser Hände seyn möchte, so müssen wir uns die Gewalt anthun die fünf Seiten herzusetzen. Auf die größer gedruckten Stellen bitten wir unsre Leser vorzüglich aufmerksam zu seyn; sie werden nachher durch Vergleichung dieses Urtheils mit dem unsrigen, dem wir den Beweis in dem Werke selbst beifügen, ersehen, daß gerade alles was in dem

weitläuftigen Aufsatze unsers Autors das Werk selbst betrift, grundfalsch ist. Auf die Berichtigung mancher kleinen Nebenumstände konnten wir uns hier nicht einlassen, ohne zu weitläuftig zu werden; wir verweisen daher unsre Leser, die gerne eine vollständige und richtige Idee von der Ausführung dieses Miserere's haben wollen, lieber auf den ersten Band von Burney's Tagebuch einer musikalischen Reise, und auf die Briefe aus Rom in dem ersten Heft des berlinischen musikalischen Wochenblatts, welches auch den den ersten Theil der Studien ausmacht.

»Diese Musik ist, nebst den Werken des Palestrina, vielleicht die älteste, die heutiges Tages noch aufgeführt wird; und sonderbar! es macht ihr wohl, was Wirkung betrift, keine andre Musik ihrer Art den Rang streitig.

»Sie ist abwechselnd für zwei Chöre in fünf und vier Stimmen geschrieben: Zwei Sopranen, Alt, Tenor und Baß; bei den vier Stimmen bleibt der Tenor weg. Dieses lautet etwas jugendlicher, und bringt Kontrast hervor.«

»Bei dem letzten Vers: Tunc imponent super Altare tuum vitulos, kommt der erste und zweite Chor zusammen, und die Harmonie wird neunstimmig. Dieser letzte Vers wird langsam und leise gesungen; die Töne schmelzen in einander, und verlieren sich gleichsam nach und nach.«

»Die Stimmen haben gar keine Begleitung von Instrumenten, nicht einmal der Orgel. Die bloße Vokalmusik ist eigentlich was in den bildenden Künsten das Nackende ist.«

»Ich habe dieses Miserere zweimal in der Sixtinischen Kapelle zu Rom mit den besten Stimmen aufführen hören, und es hat so tiefen zerschmelzenden Eindruck auf mich gemacht, daß ich bis zu Thränen gerührt worden bin.«

»Dies wird bewirkt durch die Einfachheit der Harmonie, den breiten Umfang derselben bis zu drittehalb Oktaven, und die Ver-

wickelung und Auflösung der Stimmen; auch dadurch, daß meistens bloß die Länge und Kürze der Sylben, und der Sinn der Worte den Takt ausmacht; oder vielmehr, daß man das, was wir Takt nennen, fast gar nicht merkt.«

»Noch ein Umstand, keine Kleinigkeit, mag zur Wirkung beitragen, nämlich daß diese Musik alle Jahr nur einmal aufgeführt wird und also immer neu und heilig bleibt.«

»Dieselben Strophen von Musik werden fünfmal wiederholt; und noch das sechstemal, jedoch mit Auslassung eines Gliedes.«

»Das erste Glied des Gesangs ist fünfstimmig, geht aus dem G mol in B dur, F dur; und kommt durch mancherlei Windungen in die Quinte D mit der großen Terz.«

»Dann das zweite Glied vierstimmig wieder aus G mol, geht ebenfalls aus in D dur.«

»Dann das dritte Glied vierstimmig aus C mol, welches in G dur schließt.«

»Und so wird dieselbe Strophe noch viermal wiederholt.«

»Die sechste Wiederholung läßt, wegen Mangel an Worten, das zweite G mol aus und geht gleich in C mol über.«

»Da die Worte keine Verse sind, und keine gleiche Sylben haben, und dieselbe Musik doch fünfmal wiederholt werden soll: so werden sie bloß nach der Aussprache untergelegt. Darum müssen sich denn die Sänger mit einander dazu einstudirt haben, daß sie überein ihre Stimmen zur ganzen Harmonie passen.«

»Und aus diesem allen zusammen entspringt die höchste Wirkung, welche Musik leisten kann; nämlich der Sinn der Worte geht in die Zuhörer mit seiner ganzen Stärke und Fülle über, ohne daß man die Musik, ja so gar die Worte nicht merkt, und in lauter reine Empfindung versenkt ist.«

»Schauder der Reue, Auf- und Niederwallen beklommner Zärtlichkeit, Hoffnung und Schwer-

muth, Seufzer und Klagen einer liebenden Seele. Das Zusammenschmelzen und Verfließen der reinen Töne offenbart das innre Gefühl eines himmlischen Wesens, welches sich mit der ursprünglichen Schönheit wieder vereinigen möchte, von der es Schulden trennen.«

»Der letzte Vers ist mit großer Kunst gemacht; jeder von den zwei Chören bildet für sich ein Ganzes, und beide begatten sich gleichsam auf das innigste; und das Adagio, piano und Smorzando, macht den Triumph der Kunst vollkommen..«

»Zwischen den Strophen des Gesanges werden immer Verse im bloßen Einklang von den Bässen und Tenoren deklamirt; welches die ganze Gemeinde vorstellt.«

Dieses möchte wohl die schicklichste Musik für hebräische Poesie seyn, die aus kurzen lyrischen fast gleichförmigen Sätzen bestand, welche meistens Chöre wechselten und noch keine Verse von gezählten Sylben hatte *).«

Wir wollen hier gar nicht einmal das Zwecklose und Lächerliche solcher Vorstellungsarten für Leu-

*) Des charakterischen Kontrastes wegen wollen wir doch hier das über dieses Werk und dessen Meister zu gleicher Zeit erschienene Urtheil eines Künstlers hersetzen, welcher dieselben italiänischen Meister, über deren Werke unser geschwätzige Autor so empfindsam schöngeisterisch schwatzt, fast zuerst in Deutschland bekannt gemacht, wenigstens sich mit seltnem Kunsteifer bemüht hat, durch große Musikaufführungen in den obenerwähnten Concert Spirituels, und durch Bekanntmachung und unpartheiische kritische Behandlung in dem seit vierzehn Jahren nach und nach erschienenen musikalischen Kunstmagazin ihre Verdienste in ein helleres Licht zu setzen und durch Gegeneinanderstellung alter und neuer Werke den Kunstgeschmack seiner Nation zu bilden. In seinem musikalischen Almanach, der mit unserm mu-

er von langsamen Begriffen berühren, als: die bloße Vokalmusik so kurzweg verglichen mit dem Nackenden in den bildendenden Künsten; das innigste Begatten zweier Chöre; Schauder der Reue, Auf- und Niederwallen beklommner Zärtlichkeit; das Zusammenschmelzen und Verfließen; die Nutzanwendung auf die hebräische Poesie. Dies wäre nur der Mühe werth, wenn es noch erst nöthig wäre zu beweisen, daß der Verf. seinen Afterroman ohne Urtheilskraft entworfen und ohne Geschmack ausgeführt hat. — Wir fordern aber unsre verständigsten kunstgelehrtesten Leser auf, die das Miserere noch nie gehört oder gesehn haben, ob sie sich mit aller Anstrengung ihrer Einbildungskraft nach dieser Schilderung eine Vorstellung von der wahren Beschaffenheit jenes Miserere's machen können? Nun mögen sie den Gesang ansehen wie er am Ende dieses Aufsatzes abgedruckt ist. Wir verdenken es keinem unsrer Leser wenn er es sogleich nicht glauben mag, daß dieses die vollständige Partitur des ganzen Miserere's ist: und doch ist sie's ohne die allermindeste Verkürzung oder Auslassung, und zwar nach einer Abschrift die im Jahr 1790 von dem Original in der sixtinischen Kapelle selbst genommen worden, und die mit der

sikalischen Roman zu gleicher Zeit erschien, wenigstens zu gleicher Zeit unter der Presse war, sagt Reichardt von Allegri: »Gregori Allegri, (Singekomponist und Sänger, geb. zu Rom 159*, gest. daselbst den 18. Febr. 1640,) war Sänger in der päbstlichen Kapelle zu Rom und ist in Italien einer der geachtesten damaligen Kirchenkomponisten. Ein Miserere von ihm wird noch jährlich in der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle abgesungen; es ist von großer Simplität, zeichnet sich aber weder durch eigne Erfindung noch durch besonders gründliche Arbeit aus, wenn man es mit den größeren Meisterwerken damaliger Zeit vergleicht« u. s. w.

A. d. H.

vollkommen übereinstimmt, welche Burney im Jahr 1770 von Santarelli, dem damaligen päbstlichen Kapellmeister, erhielt, und in London mit mehreren von den alten Kirchensachen, welche in der päbstlichen Kapelle in der heiligen Woche gesungen werden, gestochen herausgegeben hat. Darum daß es bei Burney Acht große Folioseiten einnimmt, fehlt hier doch nicht das mindeste vom eigentlichen Inhalt. Burney hat denselben Gesang fünf Mal stechen lassen, wie er zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Sänger wirklich in die Sangbücher der Kapelle eingetragen ist, um die Worte der ungleichen Absätze überall unter die langen Noten zu setzen, denen sie angezwängt werden müssen. Genug, unsre Leser haben das berühmte Miserere hier in seiner ganzen ursprünglich reinen und vollständigen Gestalt vor sich liegen, und wenn sie uns noch zurufen, das ist nicht möglich, so können wir ihnen nur mit Lessing antworten: obs möglich ist weiß ich nicht, aber wahr ist es.

Ein ehrlicher Deutscher, der die Sache verstände, und seine Sänger oder Leser durch einen solchen Aufsatz mit Wahrheit belehren und umständlich unterrichten wollte, würde nun ohngefähr Folgendes sagen können:

Dieses Miserere, welches der päbstliche Kapellsänger Allegri in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts komponirt haben soll, und welches noch in der heiligen Woche jährlich in der päbstlichen Kapella Sistina abgesungen wird, besteht aus der nur wenig veränderen, ganz einfachen rührenden Melodie, nach welcher das Miserere vom Altare abgesungen zu werden pflegt und in welcher die Zwischensätze auch bei der Aufführung von den Priestern am Altare zwischen den vom Chor gesungenen Sätzen abgesungen werden. Der Komponist hat ihr eine bald vierstimmige bald fünfstimmige harmonische Begleitung untergelegt.

Gleich den Kollekten, Litaneien und andern geistlichen Worten, die die Priester am Altare ab-

zusingen pflegen, werden hier die gewöhnlichen in der katholischen Kirche eingeführten lateinischen Worte des bekannten Bußpsalms, die nicht versificirt sind, auch nicht aus gleichen Absätzen bestehen, ohne eigentlichen Rhythmus und Takt auf die aus vier kurzen Absätzen bestehende Melodie, die auch nicht einmal denen zuerst darauf gesungnen Worten genau angemessen ist, mit fünf bis sechsmaliger Wiederholung abgesungen.

Der Komponist, den man nach dieser Arbeit für keinen guten gründlichen Harmoniker halten kann, hat nicht einmal bei der sechsmaligen einförmigen Wiederholung die Harmonie abgeändert; sie bleibt, ohnerachtet der Verschiedenheit der Worte, immer dieselbe, und ist auch an sich weit weniger reich, als die besten unsrer einfachen in den alten Tonarten komponirte Kirchenchoräle; mit mehreren unsrer Choralmelodien hat sie große Aehnlichkeit. Ihre Ausweichung besteht allein in dem ihr zunächst verwandte Dur und Mollton; der Gesang geht aus G moll und weicht blos in B dur und in C moll aus.

Nach der alten gewöhnlichen Weise werden die Absätze abwechselnd von zwei Chören gesungen. Hier werden die ersten beiden Absätze, die fünfstimmig gesetzt sind, vom ersten Chore, und die andren beiden vierstimmigen vom zweiten Chore gesungen. Auch diesen Umstand hat der Componist nicht benutzt die beiden Chöre in der harmonischen Bearbeitung als ein gegen einander singendes Doppelchor zu behandeln: die untern Stimmen bleiben durchgehends nur begleitende Stimmen, und der ganze Gesang kann ohne allen Nachtheil für die Wirkung von denselben Stimmen ganz durchgesungen werden. Bei der Aufführung auf einem kleinen engen Chore der päbstlichen Kapella Sistina haben die beiden Chöre auch keine andere Wirkung. Der Komponist hat auch nicht einmal das Aeußre Mittel zur Hebung der Wirkung in den verschiedenen Chören angewandt, bei dem vierstimmigen

Satz entweder die höchste oder tiefste Stimme wegzulassen; wodurch das eine Chor im ersten Fall einen jugendlichern, im andern einen ernsteren Charakter erhalten hätte. Hier wird das Chor durch Weglassung einer so wesentlichen Mittelstimme als die Tenorstimmme ist nur leerer als das andre.

Auch hat der Komponist die beiden Hauptmittel einer solchen höchsteinfachen Melodie einen großen und erhabnen Charakter zu geben, den weiten Umfang in den Lagen der Stimmen und die künstliche Verwebung der Harmonie theils vernachläßigt, theils schlecht angewandt. Daß die Oberstimme zuweilen von der Unterstimme weit entfernt ist, — welches in diesem Miserere doch auch nie den ganz gewöhnlichen Umfang eines vierstimmigen Satzes von drittehalb Oktaven überschreitet, den schon das bloße Liniensystem für Baß und Discant natürlich giebt, — in der möglichst weiten Entfernung der beiden äußersten Stimmen besteht noch nicht der weite Umfang der dem Gesange einen großen Charakter giebt, sondern er beruht weit mehr auf der Lage der Stimmen unter einander. Hier liegen drei Stimmen immer in der nächstmöglichen Lage dicht auf einander, so daß, selbst in dem blos vierstimmigen Satze, die rechte Hand fast überall drei Stimmen mit der größten Bequemlichkeit zugleich auf dem Klavier, anschlagen kann, und es auf dem Papiere fast aussieht als wenn die Harmonie zu dem sehr einfachen Gesange nach Sängerweise am Klaviere gesucht worden ist. Wenigstens wär' es nicht möglich einem Schüler des Generalbasses in der ersten Stunde da man ihn die Feder ergreifen läßt ein einfacheres Übungsexempel aufzuschreiben als die Hälfte des vierstimmigen Satzes ist, und es ist nicht wohl möglich daß der Schüler der die ersten Regeln begriffen hat es kunstleser oder auch nur anders hinschreibe. — Der Baß ist dafür von der tiefsten Mittelstimme oft um anderthalb Oktaven entfernt: wäre dieses nicht, oder hätte der Komponist beim vierstimmigen

migen Satze den Baß weggelassen und den dem Alte nahliegenden Tenor die Unterstimme machen lassen, so könnte man glauben, er habe die weiten Lagen, den großen Umfang der Stimmen absichtlich vermeiden wollen, weil es sich nicht zum demüthigenden klagenden Charakter eines Miserere schicke.

Eben so macht das, daß hie und da ein Interval aufgehalten wird und bis zum nächsten Schritte liegen bleibt, noch nicht die künstliche Verwebung der Harmonie die zum erhabenen Ausdruck ein so wesentlicher Theil ist. — — —

Auch nicht einmal den letzten Absatz der Worte, der viel zu kurz war, um der schon fünfmal wiederholten Melodie auf irgend eine Weise untergezwängt zu werden, hat sich der Komponist die Mühe gegeben besonders zu komponiren. Er läßt blos einen Zwischensatz aus, wobei der letzte mit C moll anhebende Satz, neben dem in B dur schließenden ersten Satz etwas unsanft zu stehen kommt. Wenn es auch damals vielleicht noch nicht dem Komponisten erlaubt war an der einmal eingeführten Melodie wesentliche Aenderung zu machen, so hätte der Komponist wenigstens doch hier in der Behandlung der Harmonie kunstmäßiger verfahren können.

Er hat indeß, die Wirkung am Schlusse zu verstärken, die letzte Zeile neunstimmig komponirt, dabei aber auch gezeigt, daß er den vielstimmigen Satz nicht kunstmäßig zu behandeln verstand. Er hat in dem vorletzten Takte das Interval der großen Terz in der Oktave verdoppelt, welches auch bei den vielstimmigsten Sätzen der Art nicht ohne harte Beleidigung des Ohrs geschehn kann, und welches hier um so weniger durch das Hinabsteigen des Tenors in die Quinte des Basses gut gemacht wird, da dieser tiefe Ton im Tenor im Chor wenig vernommen, der in die Oktave tretende hohe Baß aber um so viel stärker gehört wird.

Auch hat der Komponist die beiden hier zusam-

men tretenden Chöre nicht so behandelt daß beide für sich bestehen können, dazu fehlt es dem obern Chor im vierten Takte an dem wesentlichen Interval der Terze fis: dieses kann man aber damit entschuldigen, daß der Komponist gar nicht die Absicht gehabt habe, das Miserere für zwei verschiedne Chöre harmonisch zu bearbeiten: und dieses scheint wirklich der Fall zu seyn. So scheint auch der Grund daß das eine Chor nur vierstimmig singt, und ohne Tenorstimme ist, in der damaligen Beschaffenheit der Chorstimmen der päbstlichen Kapelle zu liegen, und die Art wie bei dem neunstimmigen Satze die Stimmen untereinander stehen, zeigt daß das erste Chor, welches vielleicht nach dem Alterrange mit den ältesten Sängern besetzt war, die tiefsten Stimmen, das zweite aber die höchsten Stimmen hatte. — Der diplomatischen Genauigkeit wegen haben wir die beiden Chöre so gestellt, wie wir sie im Original fanden, abdrukken lassen, obwohl eigentlich das zweite Chor über dem ersten stehen sollte.

Um nun aber zu begreifen wie eine so unwichtige Arbeit zu einer Zeit da die großen Meisterwerke eines Animuccia, Palästrina, Nanini u. a. von denselben Stimmen in der päbstlichen Kapelle gesungen wurden, einen so ausgezeichneten Beifall finden konnten, muß man wohl vor allem an den Charakter und Gang der Höfe denken, der in Rom nicht anders ist als in Madrid und Petersburg. Unser Sänger Allegri war ohnehin im Geruche der Heiligkeit; er theilte fleißig Almosen aus, besuchte die Gefängnisse u. s. w. Auch kann man vielleicht annehmen, daß gewisse kleine Künste des Vortrags, die der erfahrne Sänger wohl mag bei seiner Arbeit zuerst in der päbstlichen Kapelle angewandt haben, als das crescendo, diminuendo, szormando, das Aendern und Aufhalten der Bewegung, welche man noch vorzugsweise bei diesem Gesange anbringt — daß diese angenehmen Effekte auf den heiligen Vater und seinen geistlichen Hofstaat

mehr Eindruck gemacht als selbst die großen Meisterwerke eines Palästrina's ohne jene kleinen Künste auf Ohren, die nur eben Ohren waren, zu machen vermochten. Daß dieses allmählige Absterben an Bewegung und Stärke, mit welchem besonders der letzte Absatz der Worte gesungen wird — so wenig auch die an sich unbedeutenden Worte: Tunc imponent super Altare tuum vitulos, diese Auszeichnung verdienen mögen — daß dieses auch jetzt noch für die Zuhörer einen angenehmen physischen Eindruck macht, ist natürlich; daß es aber auch noch oft von solchen Reisenden, die Gelegenheit gehabt haben, von großen französischen und deutschen Chören und Orchestern weit kunstreichere und größer ausgeführte crescendo und diminuendo zu hören, dennoch als etwas ganz Einziges angepriesen wird, muß man großentheils auf Nebenumstände rechnen. Unter diesen ist wohl der Wichtigste, daß die meisten Menschen nur selten eine vollstimmige Chormusik von leidlich guten Singstimmen ohne alle Instrumentalbegleitung hören; dann hört man diese Musik wohl nur einmal in seinem Leben; selbst nur wenige Römer haben sie mehrmalen gehört; ferner steht man in der schwacherleuchteten, zuletzt fast ganz dunkeln Kapelle, in welcher man vielleicht schon vorher oft durch die unbeschreiblich großen herrlichen Meisterwerke, Michel Angelo's und Perugino's entzückt, oder auch wohl durch die prachtvollen sinneberauschenden Repräsentationen Sr. Heiligkeit bezaubert worden ist; und was vielleicht das Allerwichtigste ist, man bringt die hohe Meinung schon mit dorthin, daß man etwas ganz Außerordentliches zu hören bekommen wird, welche die kluge Sorgfalt des Römers, als eine seiner ergiebigen Nahrungsquellen sehr geschäftig unterhält; und wie wenig Menschen wissen wohl was sie eigentlich hören? Die Meisten wollen auch eben nicht in Rom gewesen seyn, um am Ende sagen zu müssen, dies und jenes verlohnte sich wohl der Mühe

nicht; oder — was wohl am öfterſten der Fall iſt, die Künſtler, die fähig ſind die Sache zu beurtheilen, finden es ſelten rathſam und klug einem allgemein geheiligten Vorurtheil zu Gunſten eines Längſtverſtorbnen zu widerſprechen, und die bei weitem größere Zahl der Reiſenden beſteht aus blos ſinnlichen, von Natur zum Aberglauben geneigten Menſchen, die ſich bei all den ſinneblendenden und berauſchenden Vorſtellungen und glänzenden Spielereien wirklich wohl befunden haben. Von all dieſem in angenehmer Betäubung Empfundenen und Genoſſenen läßt ſich aber nichts, auch im Angeſichte der Vernünftigſten, mit größerer Sicherheit loben und bis in den Himmel erheben, als die ſeit beinahe zwei Jahrhunderten gelobte uud bis in den Himmel erhobne Kompoſition des berühmten Allegri. Daß von all den herrlichen Kompoſitionen Paläſtrina's und andrer großen Meiſter, die in der heiligen Woche und den Oſterfeiertagen eben auch in derſelben Kapelle und von denſelben Sängern geſungen werden, von den meiſten Zuhörern faſt nichts bemerkt und genannt wird, alles nur immer von dieſem Miſerere ſpricht, kommt wohl daher, daß bei allen übrigen Geſängen glänzende und kurioſe Schauhandlungen von Sr. prachtvollen Heiligkeit und ſeinen geſchmückten und ungeſchmückten Dienern vorgenommen werden; dahingegen bei dieſem Miſerere — welches nebenher geſagt von Fremden und Römern ſehr oft verwechſelt wird mit dem Miſerere von Baj, das auch an einem, zuweilen auch wohl an beiden der heiligſten Tage der heiligen Woche geſungen wird — jedermann nur da iſt um dieſe ſeltne Muſik zu hören und nicht wohl anders als mit dem Geſichte gegen das kleine enge Chor das zwei und dreißig Sänger faſſen ſoll, von denen ſeit einiger Zeit nur 9 zu ſingen pflegen — gerichtet ſtehen kann, und endlich — daß die meiſten Reiſenden ſo wenig wahre Kunſtkenntniß und ächtgebildeten Geſchmack zu Beurtheilung der Kunſtwerke beſitzen als — unſer Autor.

(Die Fortſetzung künftig.)

Nachbericht der Herausgeber.

So wenig auch der erste Band dieser Zeitschrift der Erwartung unsrer Leser entsprechen mag, so entspricht er doch gewiß unserm Willen und Wunsche noch weniger. Einige von den verheißnen und gelieferten Artikeln haben bis jetzt verhältnißmäßig zu viel Raum eingenommen, darüber haben andre kaum berührt werden können. Einige Artikel fehlen noch ganz, oder doch fast so gut als ganz; als z. B. der Theaterartikel. Dieses hat aber die ganz einfache Ursache, daß die Männer welche in verschiednen großen Städten den Theaterartikel förmlich übernommen, zum Theil ihr Versprechen noch nicht gehalten, zum Theil aber auch solche specielle Nachrichten geliefert haben, wie sie sich wohl für Theaterkalender schicken, aber nicht für eine Schrift die nur durch die treue Darstellung des Geistes und Charakters und durch die kritische Beleuchtung seiner Aeußerungen, auf den Geist und Charakter der Nation wirken möchte. —

Vieles läßt sich auch bei dem besten Willen aller Theilnehmer nicht gleich in den ersten Monaten in gehörigen Gang bringen. Unternehmer und Gehülfen lernen sich mit jedem Monate besser kennen und verständigen sich immer besser über Absicht und Ausführung; an die Stelle eines einseitigen oder nachläßigen Korrespondenten wird ein anderer gesucht und gefunden; was durch Briefwechsel nicht genau genug verabredet werden konnte, wird nach und nach durch Reisen selbst und durch persönliche Verständigung besser eingeleitet u. s. w.

Finden unsre Leser indeß nur in unsrer bisherigen Bemühung so viel Befriedigung daß sie es der Mühe werth halten den begonnenen Weg eine Weile mit uns zu gehen, so wollen wir sie schon, eh' ein Jahr vergeht, auf eine Anhöhe führen von

der ſie das verworrene, bisher eben nicht gelobte Land ſo ziemlich überſchauen ſollen.

Was ich gewollt iſt löblich, wenn das Ziel
Nach meinen Kräften unerreichbar blieb.

Göthe im Taſſo.

Berichtigung.

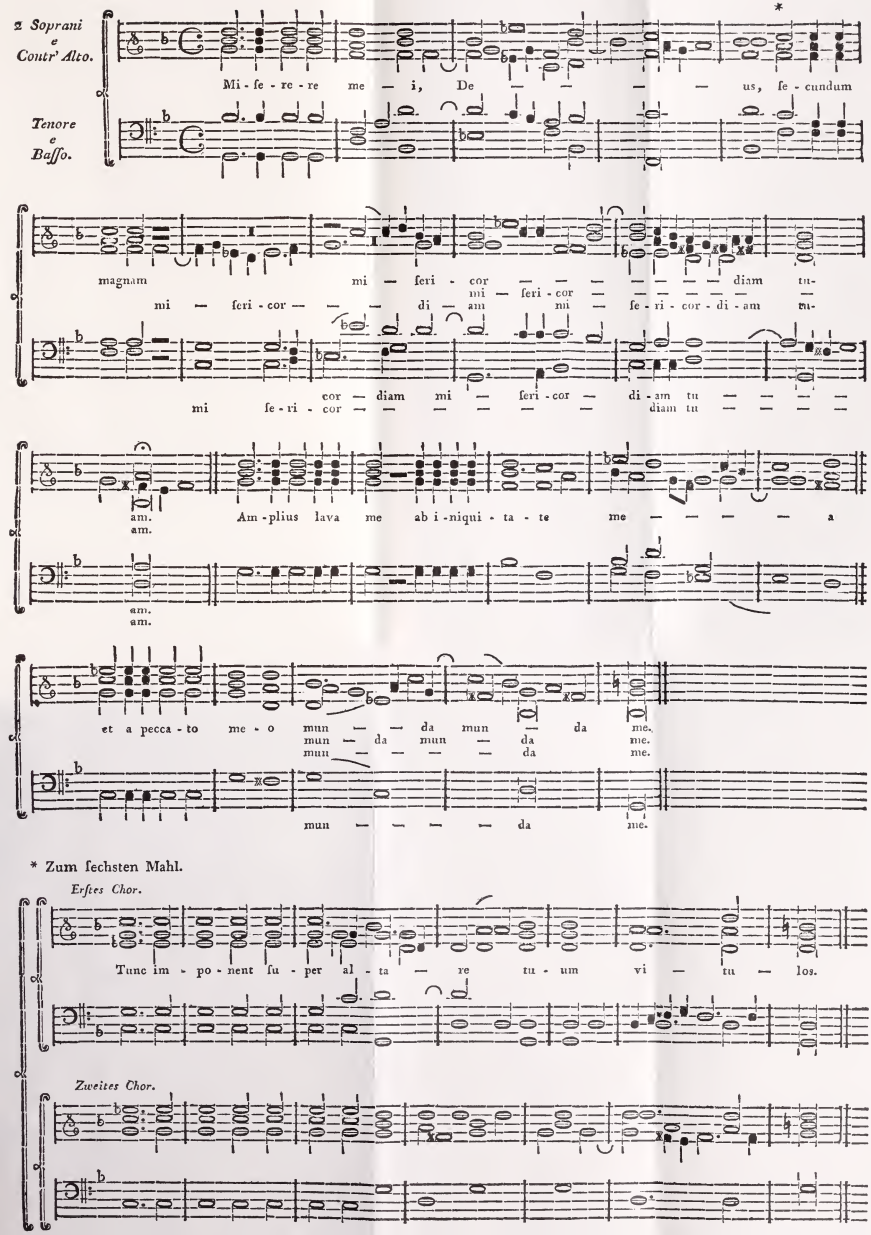
Das Fragment: Göthe iſt nicht von A. W. ſondern von Friedrich Schlegel.

Verbeſſerungen zum erſten Bande.

S. 17. Z. 1. ſtatt: Sittenordnung lies: Sitten und Ordnung.
— 18 — 3 — hätte — hatte
— 23 — 2 — bewahren — wahren
— 30 — 5 v. u. — der — die
— 33 — 2 — — aus gemeinen Flügelthüren, wo zur, lies: aus einem grünen Flügel thor zur
— — — 1 — — der lies: deſſen
— 38 — 9 — Ziel — Zirl
— — — 1 v. u. — anfaſſen — einfaſſen
— 63 — 5 muß nach Plan' ganz ſtehen
— 80 — 10 v. u. ſtatt Schwärmerei lies: Schwärmerinn
— 88 — 2 — ſtatt feinſchneidender — feinſcheidender
— 90 — 12 muß vor einen irgend ſtehn.

— 91 — 7 v. u. muß vor ſeine an ſtehn
— 130 — 13 ſtatt Myros lies: Skyros
— 132 — 25 — Joſis — Toſis
— 137 — 19 — Kupfer — Lupfen
— 138 — 6 — F — E
— 145 — 5 — Kupfer — Lupfen.
— 157 — 22 — den — dem
— 149 — 1 — ſiebzig — ſechzig
— 162 — 5 v. u. — Anwendung — Wendung
— 165 — 9 — — ſeinen — ſeinem
— 176 — 1 — — hätte — hätte
— 183 — 9 — — einem — einen
— 186 — 9 — nur — eine
— — — 2 — — dieſe — die
— — — 1 — — eingeführt — entſcheidet
— — — — — — und noch — und auch noch
— 187 — 6 zweiten: der Geſellſchaft — dieſer
— — — 17 ſtatt Mehrere lies: Mehrern
— — — 1 v. u. ſtatt werden — worden
— 193 — 2 — — Kent — Kante
— 226 — 3 — bezeichnete — beizeichnete
— 235 — 8 v. u. muß beigelegt ausgeſtrichen werden
— 244 — 1 ſtatt Felſen lies: Maſſen
— 248 — 21 nach Urtheil — gilt
— 250 — 1 ſtatt zweideutige — zweizeitige
— 255 — 16 nach Und — nnr
— 270 — 16 ſtatt Leiter — Lieder
— 281 — 3 v. u. ſtatt Frechheit — Freiheit
— 291 — 5 — — welcher — welches
— — — 5 — — in — von
— 324 — 1 ſtatt Jouvenal — Juvenal.

Inhalt des dritten Stücks.

I. Freiheit für Alle. (Fortsetzung) Seite 281
II. Die Leier des Pythagoras, v. Herder und Baalde 298
III. Das stille Gemüth, von Herder und Baalde 302
IV. Ein Gespräch aus Schlossers Gastmahl 305
V. Ein Wort zur Ehrenrettung der alten Deutschen, v. B. . . . 315
VI. Alte und neue deutsche Freiheit. 323
VII. Juvenal an Ponticus vom wahren Adel. Übersetzt und erläutert von Denis. 324
VIII. Litterarische Briefe.
Zweiter und dritter Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen, v. Hrn. Prof. Wolf 349
IX. Notiz von deutschen Journalen.
1. Die Horen X — XII. St. 1795. 375
2. Der neue deutsche Merkur. Januar 1795. . 382
3. Die Horen. Erstes Stück. 1796. . . 383
4. Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Erstes Stück. . . 387
5. Berlinische Monatsschrift, herausgegeben von Biester. Januar 1796. . . . 388
6. Minerva, von J. W. v. Archenholz. Januar 1796. 390
7. Deutsches Magazin (von Eggers) Januar 1796. 391
8. Deutsche Monatschrift. Januar 1796. . 392
9. Europaische Annalen von Posselt. Erstes St. 1796. 393
10. Staats-Archiv. Angelegt und geordnet von dem Hofrath und Prof. Häberlin zu Helmstädt. Erstes Heft. 1796. . . 394
X. Neue deutsche Werke.
1. Terpsichore von Herder. Erster u. zweiter Theil. 398
2. Musen-Almanach fürs Jahr 1796 von Voß. 402
8. Musen-Almanach für das Jahr 1796, von Schiller. —
4. Calender der Musen und Grazien für das J. 1796 —
5. Der unächte Akacien-Baum, von Medikus. . 411
6. Hildegard von Hohenthal. Erster Th. (Fortsetzung) 413

Miserere del Sigr. Gregorio Allegri.